94

Eine Maienfahrt

durch

Griechenland.

Von

Georg Behrmann.



Hamburg.
Verlag von Lucas Gräfe.
1890.

A. C. Coolidge

Meinen

lieben Reisegefährten

gewidmet.

Inhalt.

Anm. Die neugriechischen Namen (und Wörter überhaupt) sind nach der Aussprache wiedergegeben, die altgriechischen nach der antiken Schreibweise, mit Ausnahme der gebräuchlichsten und der mit deutscher Endung versehenen.

Vorwort.

Griechen und Juden stellt der Apostel Paulus einander ebenso gegenüber, wie Sklaven und Freie, oder wie das männliche und das weibliche Geschlecht; Griechen und Juden sind ihm die Hauptklassen der Menschheit, moderner ausgedrückt, die Haupttypen der zu geschichtlicher Bedeutung herangereiften Völker. Der Gegensatz von Griechen und Juden hat noch heute von seiner Wichtigkeit nichts verloren. Wir verallgemeinern ihn wohl und reden von Indogermanen und Semiten; denn wenn wir von Semiten reden, stehen uns zunächst die Juden vor Augen, und die Griechen stellen das Indogermanenthum in seinem Jünglingsalter dar, deshalb in seiner verhältnißmäßig reinsten Naturgestalt. Die Völkerpsychologie hat zwar den Unterschied zwischen Indogermanen und Semiten so oft behandelt, daß man dessen überdrüssig geworden ist. Aber es darf doch

nicht geleugnet werden, daß dieser Unterschied groß und durchschlagend ist. Man kann ihn kurz so ausdrücken: dem Indogermanen eignet die Hingabe des Ich an die Welt, dem Semiten die Hinnahme der Welt für das Ich. Bei den jugendlichen Indogermanen, den Griechen, stellt sich jene Hingabe einerseits als Streben und Ringen, andererseits als bewundernde Freude dar; bei den in die Schule der Offenbarung genommenen Semiten, den Juden, wird jene Hinnahme zugleich ein Dienst des Höchsten, dessen Abbild der Mensch ist.

Wenig beachtet und doch beachtenswerth ist, wie manche Parallele zwischen den von einander so grundverschiedenen Juden und Griechen gezogen werden kann. Die Einen wie die Anderen sind ein kleines Volk gewesen; höchstens dürfte man die Zahl der Israeliten zur Zeit Davids auf fünf bis sechs Millionen anschlagen, und ich glaube, diese Zahl reicht auch für die Bewohner des Peloponnes und Mittelgriechenlands, der kleinasiatischen Küste und der griechischen Kolonien aus. Jedes dieser beiden kleinen Völker hat es gewagt, sich selbst der ganzen übrigen Menschheit gegenüberzustellen; die Israeliten nannten alle übrigen Völker Heiden, die Griechen nannten alle Nichtgriechen Barbaren. Trotzdem traf sie das gemeinsame Schicksal, daß sie, freiwillig oder gezwungen, weithin über viele Völker sich zerstreuten; zur Zeit Christi giebt es ebensowohl eine

griechische wie eine jüdische Diaspora. Auch dies war ihr gleiches Los, daß sie von den anderen Völkern gering geachtet wurden; der Römer spottete über die Graeculi, die Griechelchen, kaum weniger als über die Juden. Aber trotz solcher Verachtung ging der Römer bei den Griechen in die Schule und besuchte die Synagoge der Juden. Und wenn es Zeiten gegeben hat, da man von dem Erwerb der Griechen oder dem Erbtheil der Juden sich abgewendet hat, so hat man doch immer wieder zu diesen Schätzen zurückkehren müssen; noch heute ist es von großer Bedeutung für den Geist eines Menschen, ob und wie weit er in Athen heimisch geworden ist, wie es für sein Herz von entscheidender Wichtigkeit ist, ob das heilige Land auch für ihn heilige Weihe hat.

Hat die Vorsehung diese beiden Völker so merkwürdig ausgezeichnet, wie sollte nicht Jemand, dessen Lebensberuf es ist, von den Propheten und Aposteln, die aus Israel entstammten, zu lernen und das Gelernte Andere zu lehren, auch dem Triebe nachgeben, den Griechen näher zu treten? Dazu ist zwar eine Reise nach Griechenland nicht nöthig, sie ist nicht einmal das Zweckmäßigste dazu. Die Versenkung in die unvergänglichen Werke der alten Griechen macht mit diesem wunderbaren Volke besser bekannt, als ein monatlanger Aufenthalt im Lande derselben und unter ihren Nachkommen,

von welchen man nicht weiß, wieviel griechisches Blut in ihren Adern fließt. Aber ein Genuß und Gewinn ist es doch, wenn die altberühmten Namen Argos, Sparta, Olympia, Delphi, Athen, so wie sie laut werden, ein deutliches Bild in der Erinnerung wachrufen, wenn man griechische Sprache als lebendige Rede hört, wenn außer den hochwichtigen Denkmälern alter Kunst und Geschichte mancher einzelne Vorgang im jetzigen Volksleben uns plötzlich zwei Jahrtausende und weiter zurückversetzt. Wiewohl dies alles noch nicht das Wichtigste ist; wichtiger noch ist, daß griechische Kultur und Geschichte wesentlich durch die Beschaffenheit des griechischen Landes mitbedingt ist, welches man ein seltenes Kleinod der Erdbildung genannt hat. Das Land macht zwar nicht das Volk, aber die Geschichte des Volkes macht sich doch nicht ohne den Einfluß des Landes. Die Kenntniß des Landes trägt deshalb zur Erkenntniß der Geschichte bei, die sich in ihm abgespielt hat.

In diesen Gedanken haben wir unsere Reise nach Griechenland angetreten, und in diesen Gedanken biete ich nachsichtigen Lesern den folgenden Versuch dar, die Darstellung des griechischen Landes im Lichte seiner Geschichte und des griechischen Volkes im Lichte seiner früheren und jetzigen Kultur auf den Faden unserer Reiseerlebnisse aufzureihen.



1. Olympia.

An dem Morgen, da man in der deutschen Heimath den Mai willkommen hieß, welcher in diesem Jahre 1889 aller Lobsprüche sich würdig zeigte, mit denen die Dichter ihn von jeher gefeiert haben, beleuchtete uns die aufgehende Sonne die „Blume der Levante", die Insel Zante. Lachend lag das liebliche Gelände vor uns, rein und leicht war die Luft; von der bis zu dreihundert Fuß sanft aufsteigenden Stadt stießen zahlreiche Böte ab, aus mehreren derselben wurden uns duftige Sträuße angeboten; wir freuten uns der goldenen Morgenfrühe, mit welcher für uns seinen Anfang nahm, was wir uns lange vorher mit allen Farben der Phantasie ausgemalt hatten, ein Maimonat in Griechenland.

Ueber die Schienenwege von Hamburg nach Brindisi waren wir in Eile dahingeflogen und hatten uns von der Ermüdung, welche diese lange Fahrt mit sich brachte, in Korfu erholt, dem Lande der Phaiaken. Indem wir den Streit der Gelehrten uns aus dem

Sinn schlugen, lasen wir den sechsten Gesang der Odyssee und glaubten den Ort bestimmen zu können, wo Nausikaa ihre Wäsche gehabt und am Ballspiel sich erlustigt hat und Odysseus ihr begegnet ist wie ein Leu des Gebirges; auch das versteinerte Schiff des Odysseus sahen wir, im Laufe der Jahrhunderte zu einem Werder geworden, der ein kleines Kloster trägt; die „Mausinsel“, wie das Eiland genannt wird, bildete mit ihren ernsten Cypressen einen wirkungsvollen Gegensatz zu der heiteren Schönheit des Meeres und seiner Gestade ringsumher, so daß man die alte Sage über die nie alternde Lieblichkeit des Schauplatzes vergißt. Auch erstiegen wir den Pantokrator, in der Hoffnung von seinem mehr als dreitausend Fuß hohen Gipfel einen herrlichen Ausblick auf ganz Korfu zu haben und auf die Gebirge von Epeiros, welche von der Meeresküste aus betrachtet in so ernstem Dunkel daliegen, wie die künftigen Schicksale der noch unbefreiten Balkanhalbinsel. Aber diese Hoffnung wurde uns getäuscht, da wir uns bei dem gastfreundlichen Mönch in seiner Einsiedelei auf dem Berggipfel von Nebelnacht eingehüllt sahen.

Bei der nächtlichen Ueberfahrt von Korfu nach Patras zog abwechselnd der wunderbar reiche Sternhimmel und das geheimnißvolle Schauspiel des Meerleuchtens unsere Aufmerksamkeit auf sich, bis die Berge des Peloponnes sich mit goldenem Morgenschimmer umsäumten. Als wir in Patras ans Land stiegen, sagte uns die große Kirche St. Andreas, daß wir den Peloponnes an einem Ort begrüßten, welcher für seine religiösen Geschicke von größter Wichtigkeit geworden ist.

Denn seit man glaubte, hier die Gebeine des Apostels Andreas aufzubewahren, hat man von hier aus die slavischen Eindringlinge in Morea zum Christenthum bekehrt, von hier aus ist im dreizehnten Jahrhundert durch die fränkischen Eroberer die Herrschaft der römischen Kirche ausgebreitet worden, von hier aus ist, schon 1770, dann aber durch den Erzbischof Germanos 1821 das Signal zur Erhebung gegen die Türken gegeben worden.

Wo über die fruchtbare Küstenebene ostwärts die Berge ansteigen, bis sie in einer Entfernung von zwei Meilen Schnee auf ihren Häuptern tragen, hauste in mythischer Vorzeit Dionysos; von hier ging sein Kultus im Peloponnes aus. Schwerlich hat man sich daran erinnert, als deutscher Fleiß hier eine hochgelegene Weinkellerei anlegte, welche zuerst aus Kindesmund den jetzt weithin wohlbekannten Namen Gutland erhielt. Der biedere Schwabe Jakob Klipfel waltet hier unter den zahlreichen mächtigen Fässern und wohnt mit seiner Gattin arabischen Stammes inmitten abwechselungs- und schattenreicher Gärten. Wer von meinen Lesern ihn besuchen wird, sei um einen Gruß an ihn gebeten.

Jetzt eben, als die Maisonne zum erstenmale aufging, waren wir, da die Landreise von Patras nach Olympia uns als zeitraubend widerrathen war, auf dem Seewege nach Katakolo, dem Hafen von Pyrgos. Das kleine Katakolo, eine Hauptstation des Korinthenhandels, wurde in den ersten Vormittagsstunden erreicht; ein unfreiwilliger Aufenthalt von mehreren Stunden daselbst trug uns recht interessante Mittheilungen über das

griechische Schulwesen durch einen Lehrer am Gymnasium in Pyrgos, Dr. Rhenzos, ein. Zu Mittag brachte uns die Eisenbahn in einer halben Stunde nach der ebengenannten Stadt hinauf; dieselbe besteht aus einer langen Hauptstraße, welche sich morgenländisch genug ausnimmt. Die Häuser haben zum größten Theil nur ein Erdgeschoß, sehr viele enthalten aber Kaufgeschäfte, so daß man Pyrgos als einen kommerziellen Mittelpunkt der ganzen Umgegend schätzen lernt. Beim Mittagsmahl in Pyrgos leistete uns ein trefflicher junger Deutscher Gesellschaft; er war bereits so sehr Grieche geworden, daß der heißeste seiner Wünsche für die Zukunft kein anderer war, als Konstantinopel zu sehen und zu genießen.

Zu Wagen ging es nun drei Stunden lang durch ziemlich ebenes Land, bis die Hügel, an welche hier und dort Ortschaften mit albanesischen Namen angeheftet erscheinen, zusammentreten; sofort hielten wir dann vor einem freundlichen Häuschen, dessen Wirth samt seiner Frau uns mit Handschlag bewillkommneten. Die Kammern, welche uns zur Unterkunft angewiesen wurden, verriethen uns allerdings, daß wir nun in die ländlichen Verhältnisse Griechenlands eingetreten waren; aber wer hätte nicht gern viel Unliebsameres mit in Kauf genommen, dem es, wie uns, vergönnt war, alsbald die Ruinenstätten Olympias aufzusuchen!

Wir stiegen sofort in die Ebene hinab, wo der Alpheios seinen Nebenfluß Kladeos aufnimmt. Die Landschaft ist hier sehr lieblich, seit Alters wohlbestellt, weshalb sie im Mittelalter die Milchkuh von Morea genannt wurde, dazu bewaldeter, als die meisten anderen

griechischen Landschaften; man wird an unser Thüringen erinnert. Auch in anderer Hinsicht wird dem Deutschen hier heimathlich; denn er ist sich bewußt, hier vor dem zu stehen, was Ernst Curtius die erste schöne Friedensarbeit des neuerstandenen deutschen Kaiserreiches genannt hat.

Nachdem die olympischen Spiele 393 n. Chr. durch den Glaubenseifer des Kaisers Theodosius untersagt worden waren, werden die gewaltigen Erdbeben des sechsten Jahrhunderts die Säulenhallen und Tempelbauten, welche die Gothen wohl hatten ausplündern aber nicht zerstören können, zu Boden geworfen haben. Unter den Trümmern der alten Heiligthümer richtete ein armseliges Geschlecht seine Wohnungen ein, von welchem nur schwache Spuren, keine deutliche Ueberlieferungen geblieben sind. Die Ueberschwemmung dieser Landschaft mit Slaven, Bulgaren, Albanesen wischte selbst die antiken Namen weg. Eigentliche Ueberschwemmungen deckten die Trümmer zu; von den umliegenden Hügeln, deren Terrassirungen und Futtermauern zerstört waren, wurde durch starke Regengüsse so viel Erdreich herabgespült und, zum Theil durch den Kladeos, auf das Ruinenfeld getragen, daß allmählich eine drei bis sechs Meter starke Sanddecke die Reste vergangener Herrlichkeit verhüllte. Nur die Trümmer des gewaltigen Zeustempels ragten hervor, von den Umwohnern für die Ruinen eines Königspalastes gehalten; sie dienten denselben als Fundgrube für Baumaterial. Doch wagte man nicht in der Ebene selbst sich anzubauen, und die heilige Stätte des Alterthums wurde nicht ebenso

verunehrt, wie das alte Dephi, nach dessen Resten man in den Viehställen herumsteigen muß; denn Fieberluft hütete das Grab Olympias vor dem profanen Leben. So herrschte hier tiefe Einsamkeit, und selten wurde eines Menschen Ruf an den umliegenden Hügeln durch ein auffallendes Echo wiederholt, um deswillen das stille Waldthal Andilalo d. h. Echostätte genannt wurde. Schon im Alterthum wird man darauf aufmerksam geworden sein und spielte damit, indem man die Halle, welche den heiligen Bezirk nach Osten abschloß, so konstruirte, daß hier ein siebenfacher Wiederhall wachgerufen werden konnte, weshalb sie Echohalle genannt wurde.

Winckelmann trug sich in den letzten Jahren seines früh abgebrochenen Lebens mit dem heißen Wunsche, Elis d. h. Olympia zu untersuchen; damit, so weissagte er, werde der Kunst ein großes Licht aufgehen. Fünfzig Jahre später plante man die Gründung eines Aktienunternehmens, welches in Olympia Ausgrabungen anstellen und die gemachten Funde in einer „entweder durch das Los oder auf sonstige Weise zu bestimmenden Hauptstadt von Teutschland" zu einem Winckelmann-Museum zusammenstellen sollte. Untersuchungen, welche von den Franzosen 1829 vorgenommen wurden, welchen aber die griechische Regierung schon nach einigen Wochen Einhalt gebot, bewiesen wenigstens, daß unter der mächtigen Sandschicht jedenfalls noch ein bedeutender Theil der Ruinen und sogar der Kunstwerke Olympias sich müsse auffinden lassen.

Im Jahre 1852 sprach Ernst Curtius in einem Vortrage über Olympia seine Hoffnung auf die Wieder-

entdeckung der dort begrabenen Herrlichkeit so begeisternd aus, daß Friedrich Wilhelm IV. rief: Da möchte man sich ja selbst mit der Sammelbüchse an die Thür stellen! Doch erst am Sedantage 1875 konnten die Kommissarien des Deutschen Reiches, welche die Ausgrabungen an Ort und Stelle leiten sollten, von Berlin abreisen; Anfang Oktober desselben Jahres geschah der erste Spatenstich, und ehe das Jahr zu Ende ging, war die Nike des Paionios gefunden. Während der sechs Winterhalbjahre, in welchen das Ausgrabungswerk fortgesetzt wurde, sind etwa 40 Bauwerke in ihren Ueberresten an das Tageslicht gebracht, 130 Marmorstatuen und -Reliefs, 1500 kleinere Fragmente solcher Kunstwerke, 13000 Gegenstände von Bronze, 1000 Terrakotten, 6000 Münzen, 400 Inschriften und 600 Fragmente von Inschriften aufgefunden worden, also außer mehreren hervorragenden Kunstwerken ein reiches Material für die Erforschung der hellenischen Sprache und Schrift, der Archäologie und Kunstwissenschaft, besonders auch der Geschichte der griechischen Architektur. Die auf die Ausgrabungen in Olympia verwandten Kosten belaufen sich auf 800000 Mark. Der einzige Hermes des Praxiteles würde, wenn er nach einem Geldwerth abgeschätzt werden dürfte, jene Ausgabe aufwiegen.

Die Funde sind Griechenlands Eigenthum geblieben, wiewohl es manchem Griechen unfaßbar war, daß das Deutsche Reich so uneigennützig verfahre. Ein hochstehender und hochgebildeter Grieche sprach 1876 (so erzählt Adolf Boetticher) gegen einen deutschen Gelehrten in Athen seine Verwunderung, ja fast Bewunderung

darüber aus, wie die Deutschen es nur fertig brächten, die olympischen Funde unbemerkt aus dem Lande zu schaffen, da doch die Ausfuhr von Antiken aus Griechenland streng untersagt ist und durch genaue Aufsicht nach Kräften verhindert wird.

Das von seinem Erdmantel entkleidete Trümmerfeld besuchten wir sofort nach unserer Ankunft, wie auch am nächsten Vormittag. Es sieht, aus einiger Entfernung betrachtet, wie eine weite Werkstätte eines Steinmetzen aus; aber der Steinmetz, dem diese Werkstätte gehört, arbeitet nicht, sondern zerstört, sein Name ist Vergänglichkeit. Tritt man näher hinzu, so wundert man sich, wie wenig ausgedehnt die sogenannte Altis, der heilige Bezirk war, wie eng die zahlreichen Gebäude desselben sich aneinander drängten. Der Hamburger vergegenwärtigt sich die Ausdehnung der Altis am liebsten durch einen Vergleich mit seiner Binnenalster, welche auch einen ähnlich gestalteten Flächenraum einnimmt, wie jene; aber die Altis hat nur den vierten Theil des Quadratinhalts der Binnenalster. Auch dürfte man durch das Material enttäuscht werden, aus welchem die Tempel und übrigen Baulichkeiten aufgeführt sind; nicht aus Marmor sind sie errichtet, sondern aus Poros, gewöhnlich Muschelkalk genannt; doch war derselbe verdeckt durch eine jetzt lange dahingeschwundene marmorne Ueberkleidung, so daß die Alten das Material mit parischem Marmor verglichen. Da endlich die Ruinen wenig höher als diejenigen des römischen Forums sind (abgesehen von den ganz erhaltenen Säulen desselben), so darf man

keineswegs erwarten, in ein althellenisches Pompeji einzutreten. Ich gestehe, daß wir, während wir den Pausanias und den Baedeker in der Hand unter den Säulentrommeln und anderen Trümmern umherwanderten, das Bedürfniß fühlten, das Auge von Zeit zu Zeit durch einen Blick auf die bald mit einzelnen Platanen, bald mit Fichtenbeständen geschmückte Hügellandschaft ringsumher zu erquicken; dieser stets frische Rahmen steht in wunderbarem Kontrast zu dem Bilde, welches er umschließt, dem auf den ersten Blick etwas trostlosen Ruinenplatze.

Wer aber den heiligen Bezirk von Olympia recht kennen lernen will, muß mit mir den etwa 350 Fuß über das Trümmerfeld ansteigenden Kronoshügel trotz der Hindernisse erklimmen, welche das mannshohe Gestrüpp überall dem Fortschreiten in den Weg stellt. Auf der Höhe schützt das Laubdach manches Baumes vor den Pfeilen der Sonne, Kühle weht vom fernen Meer aus Westen herüber und aus Osten von den arkadischen Schneebergen, und Wolken von Wohlgeruch erheben sich von dem Blumenteppich ringsumher. Indem man aber auf das Thal hinunterblickt, bilden die Ruinen gleichsam einen in Relief gearbeiteten Grundriß des Festplatzes, und wie aus Riesenlettern liest man in dem dort unten aufgeschlagenen Buche die Geschichte der olympischen Ebene, einer der denkwürdigsten Ortschaften der Weltgeschichte.

Führt uns der Geist um ein Vierteljahrzehntausend oder mehr zurück, so erblicken wir noch keinen Tempel. Unfern der alten Stadt Pisa rauscht ein uralter Hain, welchen

Menschenhand nicht geregelt, nur einfach umfriedigt hat; durch einzelne Lichtungen sehen wir auf Altäre herab, welche durch die Ueberbleibsel der dargebrachten Opfer höher und höher ansteigen; auf großen Dreifüßen und an den Zweigen der Bäume rings um diese Opferstätten stehen und hängen zahlreiche Weihgeschenke aus Bronze und Thon; wie sie vom Winde bewegt aneinander stoßen, glaubt man aus ihrem Klange die Weisung der damals noch ohne Bilder und Tempel verehrten Götter zu vernehmen, denn ein niederfahrender Blitz hat diese Stätte zum Orakel geweiht. Am meisten gebraucht wurde und am höchsten erwuchs deshalb der Altar im Mittelpunkt des Hains, der dem Zeus geweiht war; er erlangte eine Höhe von über 20 Fuß bei fast 140 Fuß Umfang.

Ueber diese Landschaft spinnt die Sage ihre feinen, im Sonnenlicht der epischen und dramatischen Dichtung schimmernden Fäden. Herakles ist die mythische Person, welche jene Zeit darstellt, wo die Wälder sich lichteten, Ordnung und Recht bestimmt und manche wichtige Pflanze eingeführt wurde; er soll im nördlichen Elis dem Augeias jenen allbekannten Dienst geleistet und hierher, nach Olympia, den wilden Oelbaum gebracht haben, dessen Zweig hernach den griechischen Wettkämpfern begehrenswerther erschien als Silber und Gold. Eben Herakles soll hier mit seinen vier Brüdern Wettkämpfe als Kinderspiel veranstaltet haben. Aber nach anderer Sage soll Pelops, der aus Phrygien einwanderte, durch Wettfahrt die Tochter des Königs Oinomaos von Pisa sich erworben haben und sein Erbe geworden sein. Er siedelt dann zwar nach der Ebene von Argos über und giebt

der Halbinsel für jene Zeit einen politischen Mittelpunkt und für immer den Namen Peloponnes, d. h. Pelopsinsel; aber wenn auch Argos sein Herrschersitz wird, so findet er doch im Hain von Pisa sein Grab, wie auch seine Gattin Hippodameia, und hier werden ihm Leichenspiele gefeiert.

Aber der Hain von Pisa kommt erst zu allgemeiner Bedeutung für den Peloponnes, als Pisa selbst sein Anrecht auf ihn und seine Leitung dessen, was in ihm vorgeht, verliert. Es wird im sechsten Jahrhundert vor Christo zerstört und zwar so spurlos vertilgt, daß man sogar leugnete, daß es jemals ein Pisa gegeben habe. Erst anderthalb Jahrtausende später wird der verklungene Name Pisa wieder hochgefeiert als Name jener Kolonie, welche Auswanderer aus dem peloponnesischen Pisa an der Nordgrenze Etruriens in einer Oertlichkeit angelegt hatten, die sie lebhaft an ihre Heimath erinnern mußte, als Name jener italienischen Stadt, die nach langem geschichtslosem Dasein sich durch ihre Kaiserfreundschaft, ihren Handel und vorzüglich durch ihre Kunstübung unvergänglichen Ruhm erworben hat. Die Festspiele aber in dem einst zu dem peloponnesischen Pisa gehörigen Hain stehen hinfort unter Spartas Leitung und Schutz. Denn schon sind jene Wettkämpfe, welche Herakles gestiftet haben soll, in welchen der Sieg, der dem Pelops Gattin und Reich eintrug, zum Vorbild dient, zu weitreichendem Ansehen gelangt. Als Iphitos, so erzählt die Ueberlieferung, den delphischen Gott fragte, wie er den schweren Leiden, die in der Zwietracht der hellenischen Stämme wurzelten, steuern möge, war ihm geantwortet

worden, er solle die olympischen Spiele erneuern. Da schlossen Iphitos von Elis und Lykurgos von Sparta, als Vertreter der eingewanderten Aetoler und Dorer, den berühmten Gottesfrieden, dessen Urkunde noch ein Jahrtausend später im Heratempel zu Olympia gezeigt wurde.

Merkwürdig erscheint unserem Zeitalter eine solche politische Bedeutung von Kampfspielen. Sie erklärt sich aus einer eigenthümlichen Vorliebe der Griechen für Wettkämpfe, welche selbst in den ernstesten Zeitmomenten durchbricht; der im Wettkampf erworbene Kranz ist nach Curtius das Wappenzeichen der Hellenen, und auch der große Heidenapostel Paulus macht, was den Griechen als köstlichster Schmuck erschien, zum Sinnbild für das, was dem Christen das Edelste, Höchste, Begehrenswertheste ist; wisset ihr nicht, redet er die Korinther an, daß, die in dem Stadion laufen, die laufen alle . . . jene also, daß sie einen vergänglichen Kranz empfangen, wir aber einen unvergänglichen! Unter den griechischen Festspielen stehen aber die von Olympia obenan; Pindar sagt, wie Wasser das Vorzüglichste unter dem Nothwendigen sei, Gold das Glänzendste, das Sonnenlicht das Wärmste, so gebe es keinen edleren Kampf als den von Olympia. Man darf die Behauptung wagen, daß kein Ort Griechenlands so griechisch war, wie Olympia. Athen und Sparta bezeichnen die entgegengesetzten Pole des Griechenthums, aber Delphi und Olympia sind allgemein griechisch. Allein während das Orakel zu Delphi auch auf die Anfragen der Barbaren antwortete, ja dem Kroisos und den Lydern, also Semiten, weitgehende

Vorrechte einräumte, waren zu den olympischen Spielen nur Griechen zugelassen. Es ist daher nicht zufällig, daß es seit dem fünften bis dritten Jahrhundert vor Christo überall unter den Griechen Sitte wurde, nach Olympiaden zu rechnen, d. h. die Jahre nach den olympischen Festfeiern zu bestimmen. Als endlich die olympischen Spiele ihren ausschließlich griechischen Charakter verloren, war auch ihre Bedeutung dahin. Nicht nur ein römischer Kaiser, auch ein Armenier wird endlich als Olympiasieger aufgeführt, aber dieser ist auch der letzte.

Im Verhältniß zu dem steigenden Ansehen der Spiele von Olympia erweiterte sich der Umfang derselben. Man beschränkte sich ursprünglich auf den Wettlauf in dem 600 Fuß langen Stadion. Der glückliche Umstand, daß Ablauf- und Zielpunkt dieser Laufbahn durch die deutschen Ausgrabungen aufgedeckt worden sind, hat die Alterthumsforscher in den Stand gesetzt, die Länge des olympischen Fußmaßes bis auf einen halben Millimeter bestimmen zu können. Dieser olympische Fuß ist beträchtlich länger als der athenische und römische; dies mag den Griechen selbst auffällig geworden sein, fand aber bei ihnen seine Erklärung darin, daß die Fußsohle des Herakles als Normalmaß gedient habe. — Zum Wettlauf kam der Ringekampf hinzu, sodann das Pentathlon, welches fünf Arten des Wettkampfes: Sprung, Diskosschleudern, Wettlauf, Ringen und Speerwurf in sich schloß; später der Faustkampf und die Wettfahrt mit dem Viergespann; endlich das Pferderennen und noch einige andere Arten von Wettkämpfen. So dehnten sich die olympischen Spiele über fünf Tage aus, welche

merkwürdigerweise in die heißeste Zeit fielen; am fünften wurde der Oelzweig verliehen, der mit goldenem Messer vom heiligen Baum des Herakles geschnitten worden war. Dankopfer brachte der Sieger samt den Seinen den Göttern, in seiner Heimath warteten sein die größten Ehren; er durfte sogar im Hain von Olympia seine Bildsäule aufstellen, doch köstlicher als hundert Bildsäulen, sagt Horaz, ist ein Preisgedicht Pindars. War nicht köstlicher noch als Pindars Hymnen die Bewunderung, welche, als nach der Schlacht bei Salamis Themistokles als Zuschauer im Stadion erschien, alle Hellenen trieb, den Tag über ihre Augen auf ihn, als ihren Retter zu richten?

Den aufregenden, sauren Tagen folgten fröhliche Abende und Nächte, welche Pindar schildert: Wenn des schönblickenden Mondes liebliche Leuchte erglänzt, dann hallt bei freudigem Mahl der ganze Hain von siegfeiernder Lieder Gesang. Begreiflicherweise wurde die Gelegenheit, soviel griechische Männer bei einander zu sehen, auf mancherlei Art nebenher ausgenutzt. Hier in Olympia hat Herodot aus seinem unvergänglichen Geschichtswerk den Vertretern seines Volkes vorgelesen. Das von ihm gegebene Beispiel wurde später oft nachgeahmt; vorzüglich aber soll damals durch Herodots Vortrag der jugendliche Thukydides angeregt worden sein, ein Geschichtswerk zu schaffen, welches nicht als Wettkampfleistung augenblicklich in Verwunderung setzen sollte, vielmehr darauf angelegt war, von den Denkenden seines Volkes als ein Besitzthum anerkannt zu werden, das seinen Werth niemals verlöre.

Jene Vorlesung des Herodot müssen wir uns als im Westtheil des Zeustempels geschehen denken. Dem vorhinerwähnten Zeusaltar entsprechend, ist der Zeustempel das gewaltigste Bauwerk von Olympia. Freilich nicht der älteste Tempel; dieser Ruhm eignet dem Heiligthum der Hera, welches — der älteste aller Tempel des griechischen Festlandes, von welchen uns Ueberreste erhalten sind — im achten, nach Einigen bereits im elften Jahrhundert vor Christo gebaut sein soll, doch ursprünglich von Holz, so daß die Säulen erst allmählich und daher ungleichmäßig durch entsprechende von Stein ersetzt sein sollen. Noch älter als dies Heraion war das gleichfalls aus Holz gebaute Herrscherhaus des Oinomaos, welches infolge Blitzschlages bis auf eine Säule niederbrannte, die man noch zu Zeiten des Pausanias als Denkmal grauen Alterthums zeigte. Jener Zeustempel, welcher aus der sonnenhaftesten Zeit Griechenlands stammte, dem halben Jahrhundert zwischen dem persischen und dem peloponnesischen Kriege, hat man mit dem Parthenon zu vergleichen gewagt, und der Vergleich ist nicht zu seinem Nachtheile ausgefallen, trotzdem von seinen Säulen nur armselige Stümpfe, wie Adolf Boetticher sagt, übriggeblieben sind; aber — ich fahre fort, mit den Worten dieses Forschers zu reden — wenn die größere Anmuth, Zartheit und Eleganz freilich bei dem Parthenon gefunden wird, so spricht aus der Erscheinung des olympischen Heiligthums ein weit tieferer Ernst, eine königlichere Würde und eine göttlichere Heiligkeit; insofern steht der olympische Zeustempel unübertroffen da, der König unter den Tempeln, wie sein Bewohner der König war unter den Göttern

Auch dadurch erscheint Olympia als Centralpunkt Gesamtgriechenlands, daß hier die verschiedensten Städte der Hellenen ihre Schatzhäuser anlegten. Die Ueberreste von zwölf derartigen Gebäuden liegen unmittelbar unter dem Kronoshügel, in nächster Nähe des heiligen Bezirks; einige dieser Schatzhäuser sind von sehr bedeutendem Interesse, dasjenige der Stadt Gela in Sizilien in architektonischer Hinsicht, das Schatzhaus von Megara, weil es mit der ältesten bis jetzt bekannten Giebelfeldkomposition geschmückt war, welche jenen bei den Hellenen beliebten Gegenstand, den Kampf der Götter gegen die Giganten darstellte. Am westlichen Ende der stattlichen Reihe der Schatzhäuser wurde in römischer Zeit die Exedra des Herodes Atticus gebaut, ein Prachtbau von der Form einer mächtigen Nische, welcher den Abschluß der Wasserleitung bildete, die er (im zweiten Jahrhundert nach Christo) vom oberen Alpheios her nach Olympia angelegt hatte. Zwischen die Entstehung jener Schatzhäuser und dieser Exedra fällt die Erbauung einer größeren Zahl von Räumlichkeiten zu gottesdienstlichen, gymnastischen und administrativen Zwecken. Aber auch als der Raum innerhalb des Tempelbezirks außer durch diese zahlreichen Gebäude durch Altäre, Statuen und Weihgeschenke sehr beschränkt worden war, verzichtete man nicht auf den Schmuck der Vegetation; der heilige Raum sollte noch immer eine Altis, d. h. ein Hain bleiben; außer den wilden Oelbäumen wuchsen hier besonders Platanen, wohlgepflegte Palmen und die zu gewissen Opfern nothwendigen Pappeln.

Von den Statuen, welche einst Olympia schmückten,

ist keine so hoch gepriesen worden, wie jene Statue des Zeus, welche das Meisterwerk des Pheidias war. Derjenige könne niemals ganz unglücklich werden, der den Zeus des Pheidias gesehen habe, sagten die Griechen. Es war keine bloße Redensart; was der Christ in der über alles Leid tröstenden Dahingabe des Sohnes Gottes verwirklicht erkennt, die Vereinigung von göttlicher Heiligkeit und Gnade, das sah der Grieche dargestellt in diesem Kunstwerk. Wo ist diese höchste Leistung hellenischer Plastik geblieben? Spurlos verloren gegangen, wie jenes andere Meisterwerk des Pheidias, die Athena des Parthenon. Die letzte, schon recht ungewisse Kunde welche wir von diesen beiden berühmtesten Statuen haben, weist nach Byzanz; dort scheinen sie im früheren Mittelalter ein Raub der Flammen geworden zu sein, Außer der Beschreibung des Pausanias, welcher auch die erstaunliche Fülle sinniger Darstellungen am Thronsessel des höchsten Gottes und am Postament seines Thrones schildert, geben uns nur einige Münzen eine Vorstellung von jener künstlerischen Offenbarung, zu welcher, wie es in einem alten Sinngedicht heißt, entweder Pheidias in den Olymp hinauf, oder Zeus zum Pheidias herniedergestiegen sein müsse.

Man war verschiedener Ansicht darüber, ob die Kunstwerke, welche unter der schützenden Sanddecke erhalten und durch die deutschen Ausgrabungen zu Tage gefördert worden sind, nach Athen gebracht oder in Olympia zu einem Museum zusammengestellt werden sollten. Wäre das Erstere geschehen, so hätte damit Olympia seine Anziehungkraft für Alle verloren, welche

nicht eingehendere topographische und archäologische Studien machen wollen, und in kürzerer Zeit, als man denkt, hätten die Regengüsse sowie neue Ueberschwemmungen des Kladeos und des Alpheios die aufgedeckte Stätte wieder zugeschlammt. Daher ist es dankbar anzuerkennen, daß der athenische Bankier Syngros hunderttausend Drachmen für den Bau eines Museums in Olympia ausgesetzt hat. Dasselbe ist seit drei Jahren fertig gestellt, ein Bau von schöner Einfachheit, welcher an seinen Gründer nicht durch eine prunkvolle Inschrift erinnert, sondern nur durch die über dem Haupteingange angebrachte Bezeichnung: Syngreion. In seinen hohen kühlen Räumen, deren Stille meist nur vom Gezwitscher der in ihnen ungehindert verkehrenden Schwalben unterbrochen wird, bringt man mit reinstem Genuß die heißen Tagesstunden zu.

Sowie man in das Museum eintritt, wird man begrüßt von jenem Erstling der in Olympia gemachten Funde, der Siegesgöttin des Paionios. Auf zwanzig Fuß hohem Postamente stand sie einst, wie sie auf einer theilweise durch einen Adler getragenen Wolke herniedersteigt; jede Linie des Körpers ist Bewegung, deren Eile durch das von Widerstand der Luft zurückgeblähte Gewand dargestellt wird; das Angesicht fehlt, doch läßt der trotz der stürmend vordringenden Haltung des Körpers auf Gefälligkeit hinarbeitende Realismus dieser Kunstschöpfung — ein entschiedener Gegensatz zu der mächtigen Nike vom Ostgiebel des Parthenon — uns erkennen, daß Paionios bereits zu jenen Künstlern gehört, welche nicht mehr wie Pheidias die Menschengestalt

zu vergöttlichen, sondern die Göttergestalten menschlich zu bilden strebten.

In dieser Hinsicht stellt man dem Götterbildner Pheidias vorzüglich den Praxiteles als Menschenbildner gegenüber. Denn seine Götter sind allerdings Menschen; er ist nicht wie Pheidias zu Zeus emporgestiegen, sondern Zeus zu ihm herab, er offenbarte die Gottheit, wie er ihr Bild in sich selber trug. Diesen Unterschied macht schon Winckelmann, welcher jenem den großen und hohen Stil zuschreibt, diesem die Grazie und Gefälligkeit des schönen Stils. Die Kunstleistung des ersteren, so sagt er, scheint sich selbst genügsam und bietet sich nicht an, sondern will gesucht werden; sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich (sinnenfällig) zu machen, sie verschließt in sich die Bewegungen der Seele und nähert sich der seligen Stille der göttlichen Natur; diejenige des zweiten läßt sich herunter von ihrer Hoheit und macht sich mit Mildigkeit, ohne Erniedrigung, denen, die ein Auge auf sie werfen, theilhaftig; sie ist nicht begierig, zu gefallen, sondern wünscht nur nicht unerkannt zu bleiben. Es läßt sich keine schönere Illustration zu dem denken, was Winckelmann von dem zweiten oder schönen Stil sagt, als jener herrlichste aller olympischen Funde, der Hermes des Praxiteles. Der Gott hat sich hier, ohne alle Erniedrigung, wie oben gesagt wurde, von seiner Hoheit herabgelassen; ja er ist nicht nur auf unser menschliches Empfinden eingegangen, sondern auch auf den Konflikt menschlicher Empfindungen; denn während die Wendung des Hauptes nach rechts und die Neigung desselben nach vorn sich auf das mit sorgsamer Liebe getragene

2*

Kind bezieht, lesen wir in dem Ausdruck des Gesichts, daß Hermes auf irgend einen Ton lauscht. Ein ähnlicher Doppelausdruck, welcher sogar eine gewisse Zerstreutheit darstellt, findet sich bei den Statuen des eidechsentödtenden Apollo im Vatikan und in der Villa Albani; diese gehen gleichfalls auf Praxiteles zurück, doch sind sie Nachbildungen; der olympische Hermes aber ist Originalwerk des Praxiteles, und zwar das einzige, das uns erhalten ist. Das menschlich Empfindende dieses Hermes zusammen mit der wunderbaren Leichtigkeit im Bau der Statue, die sorgsame Bearbeitung des Einzelnen zusammen mit der glücklichen Erhaltung des Kunstwerkes haben die ganze gebildete Welt zur Bewunderung hingerissen, und so oft von denjenigen Denkmälern der griechischen Plastik geredet wird, welche zugleich die berühmtesten und die beliebtesten sind, wird man neben dem Apollo des Belvedere und der Venus von Milo auch den Hermes des Praxiteles aufführen.

Die Breite des Zeustempels ist dem Hauptsaal des Museums zur Länge gegeben, so daß an den beiden Langseiten desselben die Giebelfeldgruppen dieses Tempels haben zusammengesetzt werden können. Die Komposition der Ostfront stellt den Zeitpunkt dar, wo Pelops sich anschickt, mit der oben erwähnten Hippodameia die Wettfahrt zu wagen, welche ihm entweder die Hand seiner Rivalin oder den Tod bringen wird; Zeus steht in der Mitte, zu seiner glückverheißenden Rechten Pelops, neben diesem Hippodameia, links Oinomaos mit seiner Gattin, sodann folgen beiderseits die Wagenlenker mit den Viergespannen, in den Ecken

kauern die Flußgötter Alpheios und Kladeos, jener um seines langen Laufes willen dargestellt als gereifter Mann in ruhiger Behaglichkeit, dieser, der im nahen Hügelland entsprungene Bach, als Jüngling in gespannter Aufmerksamkeit. Der Westgiebel zeigte den Kampf der Lapithen mit den Kentauren — jene sind die Vertreter gesitteter Gesinnung, diese roherer Leidenschaft; die Mittelfigur stellt wahrscheinlich den Apollon dar, Stammvater beider Geschlechter.

Höchst merkwürdig ist der Gegensatz beider Kompositionen; dort herrscht Ruhe, welche auf den Beschauer um so mehr wirkt, weil derselbe weiß, daß es die Stille vor dem Sturme ist; hier herrscht die entfesselte Leidenschaft des wildesten Kampfes. Sollen wir einigen Aesthetikern Recht geben, welche dies so ausdrücken: dort erblicken wir die Steifheit der Verlegenheit, hier den rohen Enthusiasmus der Zuchtlosigkeit?

Wir haben glücklicherweise nicht die Pflicht, Kunstkritiker zu sein, und sind nach Olympia gekommen um uns zu freuen und zu bewundern. So halten wir uns an Winckelmanns goldenes Wort: Suche nicht die Mängel und Unvollkommenheit in den Werken der Kunst zu entdecken, bevor du das Schöne zu finden gelernt hast. Die Gestalt des Apollon, welcher wider die Kentauren die Rechte ausstreckt, reicht für uns aus, die Komposition des westlichen Giebelfeldes vor der Anklage auf Zuchtlosigkeit zu schützen. Die Kunst ist hier nicht unabsichtlich in Extreme verfallen, sie hatte vielmehr das Entgegengesetzte darzustellen, und hat diese Aufgabe mit so viel Vollendung gelöst, als es möglich war, ehe

Pheidias die Plastik rasch zu wunderbarem Fortschritte brachte. Für uns aber sind schon deshalb diese Skulpturen von hoher Wichtigkeit, weil uns keine anderen Giebelfeldkompositionen in gleicher Vollständigkeit erhalten sind; von den zweiundvierzig Gestalten, welche beide zusammen enthielten, fehlt nicht eine einzige gänzlich.

Dieselbe archaische Kunst hat in den Zwischenfeldern am Fries des Zeustempels die zwölf Arbeiten des Herakles dargestellt. Unter den zum Theil nur sehr fragmentarisch erhaltenen Reliefs zieht die Aufmerksamkeit besonders auf sich dasjenige, welches darstellt, wie Herakles das Himmelsgewölbe trägt, während Atlas die Aepfel der Hesperiden geholt hat; fast schalkhaft hat der Künstler eine Frauengestalt hinter dem Herakles angebracht, welche mit ihrer schwachen Hand einen Theil der ungeheuren Last ihm abzunehmen sich bemüht. So verräth es auch beinahe etwas Humor, wenn Herakles den Stall des Augeias nicht, wie sonst erzählt wird, durch einen in denselben geleiteten Strom, sondern als rechtschaffener Stallknecht mittels einer Schaufel oder eines ähnlichen Instruments reinigt.

Anstatt meinen Leser noch auf andere wichtige Schaustücke des Museums aufmerksam zu machen, lade ich ihn zu einem Spaziergang nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten Druwa ein. Niemals ist Olympia eine Stadt gewesen; seit der Verödung des Waldthals wird es um so weniger zum Wohnort gewählt, da während des Sommers die Fieberluft in der Niederung gefährlich wird. So wohnten denn auch die

deutschen Gelehrten, welche die Ausgrabungen leiteten, in einem als Deutsches Haus bezeichneten, jetzt verschlossenen und verfallenden Gebäude in dem eben genannten, über 500 Fuß hoch gelegenen Dorfe. Der Weg führt steil hinauf, aber die Aussicht lohnt die gehabte Mühe. Uns eröffnete sich der Blick auf die von Pyrgos her zu Wagen durchkreuzte Ebene, durch welche sich der Alpheios schlängelte; in der Nähe sieht er trüb gelblich aus, gleich dem Tiber bei Rom, und wie vielfach auch unsere Elbe — welche auch mit dem Alpheios denselben Namen trägt, der die weißliche Farbe bezeichnet --; aber von der Höhe aus gesehen gleicht er einer silbernen Schlange, bis er in einer Entfernung von zwei Meilen in das ionische Meer ausmündet, aus welchem am Horizonte die Berge von Zante aufsteigen. Uebrigens geht nach der Meinung der Alten diese Hauptwasserader des Peloponnes nicht in das Meer auf. Sondern wie die Griechen dieselbe in ihrem oberen Laufe zweimal in den Schoß der Erde sich zurückziehen und erst in weiter Entfernung wieder hervortreten sahen, so hielten sie es für möglich, daß der Alpheios jenseits des Meeres in Sizilien wieder emportauche, so daß, wenn das Blut der Opfer zu Olympia in den Alpheios rinnen, davon die Quelle der Arethusa bei Syrakus roth werde — ein poetischer Ausdruck für die Tendenz nach Westen, durch welche die Alpheiosebene sich von den übrigen Ebenen Griechenlands unterscheidet. Aber schon dies zeichnet die Landschaft, auf welche wir herunterblicken, vor andern griechischen aus, daß sie im Peloponnes die einzige große

Ebene ist, wie denn auch ihr Name Elis (eig. Walis) sie schlechtweg als Ebene bezeichnet. Diese Bodenbeschaffenheit hat die Geschicke Olympias bestimmt. Ohne Berge schien diese Niederung schutzlos jedem Eroberer preisgegeben zu sein; und die hafenlose Küste lud nicht zur Seefahrt ein, legte es also auch nicht nahe, den Eroberern sich auf dem Seewege zu entziehen. Sollte die fruchtbare Ebene nicht ein Zankapfel der Nachbarn werden und den glücklichen Besitzer zu einer für die übrigen Staaten bedrohlichen Macht bringen, so mußte sie vor den Wechselfällen der Eroberungen bewahrt bleiben, indem man sie unter einen höheren Schutz stellte, unter denjenigen des Gottesfriedens, welcher Elis eignete, weil diese Landschaft nach des Euripides Wort Nachbarin des Zeus war, wie ein neuerer Geschichtsschreiber sich ausdrückt: ein levitisches Land war.

Der Gottesfrieden, welcher stets über den glücklichen Gefilden von Elis liegen sollte, wurde alle vier Jahre zur Zeit der olympischen Spiele auch den übrigen griechischen Staaten angekündigt. Uns drängt sich ein Vergleich zwischen den Friedensboten von Olympia und jenen anderen auf, welche in die ganze Welt das Evangelium hinaustrugen: Friede auf Erden. Aber ein ausgezeichneter Geschichtschreiber der Griechen sagt: Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündigt haben als die olympische Waffenruhe, so bleibt Olympia doch auch für uns ein heiliger Boden und wir sollen in unsere von reinerem Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlands-

liebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude. Es ist Ernst Curtius, welcher mit diesen Worten jenen Vortrag schließt, der als fruchtbares Samenkorn in die Herzen der Hörer das Verlangen hineinlegte, Olympia wiederentdeckt zu sehen, wie wir es nun gesehen haben.

2. Phigalia.

Am 3. Mai in früher Stunde begannen wir unseren Ritt durch den Peloponnes. Wir bildeten eine kleine Karawane; zu uns vier Wanderern — außer dem Reisebeschreiber einem Arzt, einem jungen Archäologen und einem angehenden Juristen — kamen vier Führer hinzu, für jedes unserer Reitpferde einer. Dem etwa zwanzigjährigen Ehemann Charilaos Kosmopulos habe ich versprechen müssen, ihn in „meinen Büchern" zu empfehlen; es geschehe hier, denn ich kann seine Bitte mit gutem Gewissen erfüllen; mit besonderer Treue und Klugheit hat er unsere Interessen wahrgenommen; doch soll auch unser Hauptführer Dimitri Merenditis dankbarlich genannt werden. Unser Gepäck wurde einem weißen Maulthier aufgeladen, welches, von den Führern wegen seines hohen Alters als der Geron (Greis) bezeichnet, eines pietätvollen Vertrauens genoß; man schrieb diesem Greise ein durch vieljährige Erfahrung gestärktes Taktgefühl in allen schwierigen Fällen zu; als ich einmal mit meinem Pferde, das auf einer verfaulten Holzbrücke durchbrach, gestürzt war, eilte man, mich mit dem An=

erbieten zu trösten und zu beruhigen, daß ich ja hinfort den Greis reiten könnte.

Im vollen Genuß einer seltenen Freiheit zogen wir aus. Für uns Glückliche schlug keine Stunde. Da wir alles, was wir brauchten, bei uns führten, so mußten wir uns nicht beeilen, irgend ein Ziel zu erreichen. Wir überließen uns also ohne jedes sorgende Bedenken der Schönheit des Maimorgens, indem wir zuerst ein Stück am Alpheios entlang zogen, sodann, nachdem wir in Barken über diesen Fluß gesetzt, die Ebene desselben kreuzten. Eine Zeitlang lag noch der Festplatz von Olympia vor unseren Blicken; über die anderen Trümmer ragte der Zeustempel hervor. Allmählich verschwand auch der Kronoshügel; wir verließen die Ebene und kamen in ein Gebirgsland von mäßiger Erhebung, zum Theil mit schönem Wald bestanden, der vom Gesang der Nachtigallen fast widertönte; hier konnten wir zuerst die Sicherheit bewundern, mit welcher unsere Thiere den schmalen Pfad nah am Abhang zurücklegten. Um Mittag machten wir Halt; die auf den Boden gebreiteten Pferdedecken dienten zum Lager; aus einem benachbarten Gehöft, aus dessen Garten ein köstlicher Orangenblüthenduft herüberwehte, wurde Trinkwasser geholt; traulich gesellten sich Hirten zu uns. Uebrigens mußten wir uns an dem Wechsel der Scenerie unterhalten, indem wir einen Bergrücken nach dem andern passirten; historische Merkwürdigkeiten bot diese Tagereise uns nicht.

Die ungewohnte Mühsal auf dem sehr harten und übermäßig breiten Sattel machte uns endlich den Ge-

danken, die kleine Stadt Andritzaena erreicht zu haben, zum sehnsüchtigen Wunsch. Aber es war schon dunkel, als wir noch an Abgründen entlang kamen, in deren Tiefe viel Wasser zu sein schien; die Gewißheit, sobald unsere Thiere durch irgend etwas scheu gemacht sein würden, zerschmettert dort unten zu liegen, war unheimlich. Um so fröhlicher waren wir, als wir mit lärmendem Hufschlag den steinigen Hügel zu dem Bergstädtchen hinansprengten und durch einige ärmliche Gäßchen vor dem von unseren Führern erwählten Gasthaus anlangten. Es sah hier allerdings nicht sehr gastlich aus, nicht einmal in den Mienen der Wirthsleute, welche von der Mühsal und Noth des Lebens allzusehr gedrückt zu sein schienen, um noch lachen zu können. Speise und Trank mußten wir uns zum großen Theil selbst bereiten, und das Nachtlager wurde uns auf dem Fußboden angewiesen; aber nach dem mehr als zehnstündigen Ritt schmeckte der Schlaf wie auf seidenem Pfühl.

Als wir am anderen Morgen zwischen sieben und acht Uhr die Stadt durchstreiften, saß schon mancher Mann von Andritzaena in den Kaffeeschenken bei der Zeitung. Das hochgelegene Gymnasium suchten wir auf, von der Schuljugend mit lautem Geschrei bewillkommnet und verabschiedet; die Knaben lasen Xenophon und Plutarch. Nachdem wir unsere Reise von neuem angetreten hatten, ging es zunächst wie tags zuvor über einen Bergrücken nach dem andern, bis der spärlicher werdende Baumwuchs uns bewies, daß wir zu bedeutender Höhe gelangt waren. Zugleich war Unwetter eingetreten;

der Sturm peitschte uns mit eiskaltem Regen, so daß unsere Thiere an einigen besonders ausgesetzten Stellen kaum vorwärts konnten; an einer Bergseite, die mit wild durcheinander geworfenen Felsen besät war, hörte das Reiten ganz auf, und wir mußten anderthalb Stunden lang klettern, bis wir auch von Schweiß durchnäßt waren.

Auf der Hochebene waren wir von Nebel so eng eingeschlossen, daß wir nicht zehn Schritt weit sehen konnten. Das war ein schweigsames Wandern, welches plötzlich dadurch unterbrochen wurde, daß sich vor unseren Augen ein Wunder ereignete, so daß wir Lust haben, inmitten unseres aufgeklärten Jahrhunderts von einer Erscheinung zu reden. Nahe vor uns ballte sich der dichte Nebel zu einer Säule zusammen, an diese schloß sich eine ganze Reihe von Säulen und im rechten Winkel zu dieser Reihe eine andere an, und so baute sich zu unserer Ueberraschung aus dem trüben Grau, das wie ein Meer uns rings umgab, ein ehrwürdiger Tempel auf. Ergriffen traten wir näher; die Säulen ertrugen es, daß man sie mit der Hand betastete; ja, wir standen vor den hochberühmten Trümmern des Tempels von Bassai. So wurde denn trotz aller Ungunst des Wetters hier Halt gemacht; es gelang der Kunst unserer Führer, im Schutz einer Säule ein Reisigfeuer zu entzünden, an welchem wir, die wir in der Kälte und Nässe zitterten, uns ein wenig anwärmten, so weit es nämlich der Rauch erlaubte. Und von den Führern ließen wir uns dabei erzählen, daß die Hellenen — jene Riesen der Vorzeit, von welchen die ungebildeten

Landbewohner Griechenlands vieles fabeln, ohne zu ahnen und Anspruch darauf zu machen, deren Nachkommen zu sein — diesen Tempel nach dem Siege über die „Troaditzen", wie sie mit slavischer Endung sagten, erbaut hätten.

Ich darf es meine Leser nicht entgelten lassen, daß das Unwetter uns um den Genuß der wundervollen Lage des Tempels von Bassai gebracht hat, und ich schildere dieselbe deshalb mit den Worten des Barons von Stackelberg, welcher in einem (Rom 1826 erschienenen) Prachtwerk diesen Tempel beschrieben hat: Am Rande tiefer Bergschluchten steht auf dem Berge Kotylius in Arkadien der verfallene Tempel des Apollon Epikurios. Die jähe Tiefe, die er überragt, ist in den Wendungen der Schluchten an Quellen mit Platanen, an Berghängen mit Eichwäldern bedeckt. Aus den dunklen, schattigen Abgründen erheben sich nackte, graue Felsenrücken, über welchen häufig Adler kreisen. Hier in der wilden Umgebung von Felsengruppen und hohen Eichen überraschen uns jetzt die Gebilde vollendeter Kunst, die geregelten, zierlich gearbeiteten Säulen des Tempels, deren glänzende Weiße, durch das dunkle Laub der Bäume gehoben, einen sanften Schimmer verbreitet, wie die edle Reinheit ihrer Form ein stilles, inniges Behagen erweckt. Nichts läßt einen tieferen Eindruck von Einsamkeit zurück, als dieser Anblick. Selten wird die Stille hier oben unterbrochen, und geschieht es einmal, so ist es entweder die große Natur, die sich in mächtigen Lauten hören läßt, oder es ist ein aufgescheuchtes Wild oder der Ruf eines Schäfers, der

seine Herde vorübertreibt. Die Einsamkeit vermehren selbst die Wolken, die, manchmal unterhalb des Tempels sich bildend, die Gegend in tiefes Dunkel hüllen, diesen Ort, dem sie allein den Schein der Sonne lassen, gleich einer Insel mit einem Nebelmeer umschließen, und dem Auge den Anblick alles übrigen Landes entziehen, das sich ringsumher in die Ferne breitet. Denn der Tempel beherrscht nach allen Seiten weite romantische Aussichten, welche die Phantasie auf mannigfaltige Weise beschäftigen, indem selbst die Gegend durch heilige und geschichtliche Ueberlieferung und durch Dichtung lebt und zu uns spricht.

Die Niedergeschlagenheit darüber, daß es uns so wenig möglich war, die Naturschönheit dieser Bergwildniß, sowie den Umblick vom westlichen Meer bis zum Taygeton im Südosten zu genießen, konnten wir kaum mit dem Gedanken überwinden, daß es doch auch charakteristisch sei, den Tempel aus dem tiefdunklen Nebel ganz ähnlicherweise auftauchen zu sehen, wie er vor 125 Jahren aus der Vergessenheit vieler Jahrhunderte wieder aufgetaucht ist. Bis dahin erwähnt nur Pausanias, daß in Bassai, d. h. Bergschluchten, dem Gau der Bewohner von Phigalia, dem hülfreichen Apollon ein Tempel erbaut worden sei, welcher der zweitschönste des Peloponnes sei. – Wann man aufhörte hier dem Lichtgott Opfer zu bringen und die geweihte Stätte verödete, wann ein Erdbeben die inneren Säulen, das Dach und den herrlichen Fries niedergeworfen hat, so daß endlich das Innere des Tempels bis zur Höhe von sechszehn Fuß mit Werkstücken vollgeschüttet war —

davon giebt Niemand Kunde. Der englische Reisende Chandler erwähnt diesen Tempel zuerst in seiner 1776 erschienenen Reisebeschreibung. Er selbst hatte ihn nicht gesehen, aber ein Pariser Architekt hatte ihm erzählt, daß er 1765 zufällig im Gebirge auf Ruinen gestoßen sei, welche gleicherweise seinen Geist entzückt wie seine Augen gefesselt hätten. Erst unser Jahrhundert lehrte diese Trümmer genauer kennen.

Drei Tempel des griechischen Alterthums stehen nun in meiner Erinnerung nebeneinander, jeder nicht nur durch seine Erhabenheit, sondern auch seine Lage ausgezeichnet. An der Küste des Meerbusens von Salerno steht der Poseidontempel von Paestum, hier fast viertausend Fuß hoch im Gebirge der Apollontempel von Bassai, beide in großartiger Einsamkeit, wie die Götter sie liebten und wie sie für deren Tempel gewählt werden durfte, weil dieselben zu Wohnungen der Götter, nicht zu Versammlungsörtern einer andächtigen Gemeinde bestimmt waren; so verhallt auch das Geräusch des gewöhnlichen Lebens und Treibens unterhalb des Parthenons, welchen der Burgberg von Athen in das stille Reich der Lüfte emporhebt. Der Tempel von Paestum ist der älteste, zugleich derjenige, dessen Erhaltung einen ungestörten Eindruck macht; von seinen 36 Säulen, welche am Ausgang des sechsten Jahrhunderts vor Christo errichtet sein sollen, ist noch keine gefallen. Er hat keinen Erbauer, wenigstens hat nicht ein hervorragender Geist ihm sein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt; er ist der dorische Tempel in seiner Strenge, in seiner Einfachheit, welche zugleich Nothwendigkeit ist.

Den Parthenon hat Iktinos gebaut; aber sein Genius hatte hier nicht frei zu walten, sondern dem Verlangen Athens und insbesondere des Perikles zu dienen. Eben derselbe Iktinos hat den Tempel von Bassai geschaffen; hier aber war ihm volle Freiheit gelassen, daher ist dieser Tempel der merkwürdigste, der dem Archäologen manches Räthsel zu lösen giebt. Schon seine Richtung ist seltsam: sein Eingang liegt nicht im Osten, sondern im Norden, wozu im Terrain keine Nöthigung zu finden ist. Das Säulenhaus zeigte an den beiden kurzen Seiten je sechs, an den langen je fünfzehn dorische Säulen; die attische Regel erfordert an den letzteren dreizehn. Die Cella hat an beiden Seiten fünf ionische Säulen; das Kultusbild stand nicht an der Rückwand der Cella, sondern hinten an der westlichen Seite derselben, und ihm mußte durch eine Oeffnung an der gegenüberliegenden Seite Licht zugeführt werden. Die Decke ist in fünffach verschiedenen Mustern kassettirt. Alle diese Merkwürdigkeiten haben sogar zu dem Urtheil geführt, daß Iktinos geradezu die Absicht verfolgt habe, sich über das Herkommen in genialer Ungebundenheit hinwegzusetzen. Doch solche Fragen treten nur an den Alterthumsforscher heran; der Wanderer hat genug, an der stillen Größe des Säulenganges, der noch fast ganz erhalten ist, sich zu freuen, wie an dem schönen Kontrast, welchen ein mächtiger Eichbaum unmittelbar an der Westseite des Tempels zu dem Gebilde der Menschenhand bildet.

Als im Jahre 1812 einige deutsche und englische Gelehrte und Künstler sich damit beschäftigten, die durcheinander geworfenen Werkstücke zu messen, um in das

Trümmergewirr einige Ordnung zu bringen, sahen sie aus einer Lücke in dem Ruinenhaufen einen Fuchs herausspringen. Die Neugierde veranlaßte sie, sich den Schlupfwinkel des Thieres näher anzusehen, und alsbald erkannten sie, daß dasselbe sich auf einem herrlichen Relief sein Lager bereitet habe. Das führte zur Auffindung eines zwei Fuß hohen, hundert Fuß langen Frieses, welcher in das britische Museum übergeführt worden ist. Gleich einer herrlichen Binde, die um das Heiligthum geschlungen ist, stellt der Fries eine Amazonenschlacht und eine Kentaurenschlacht dar, in welchen die Diener des Apollon durch sein und seiner Schwester Artemis Eintreten obsiegen. Wie wenn der Wechselgesang zweier Halbchöre, die in griechischen Hymnen einander entsprechende Strophe und Gegenstrophe aus dem Gebiet des augenblicklich verhallenden Klanges in den unvergänglichen Marmor übertragen wäre, entsprechen diese beiden Kämpfe einander hier, wie sie in Olympia am und im Zeustempel, im Parthenon am Schild und an den Sandalen der Athena, in Epidauros am Heiligthum des Asklepios gepaart waren. Die Amazonenschlacht könnte uns an sich als ein widriger Gegenstand für die Kunst erscheinen; doch giebt sie überaus reichlich Gelegenheit, psychologische Motive darzustellen, so daß gerade der moderne Mensch sich zu ihr hingezogen fühlt, mehr als zu dem grimmen Kampf gegen die Kentauren, welcher an die Grenze griechischer Maßhaltung gelangt, wenn über dem Leichnam eines Kentauren ein anderer, vom Schwert seines Widersachers durchbohrt, sein Gebiß gräßlich in den Nacken desselben eingräbt und

zugleich mit den Hinterfüßen gegen den Schild eines zweiten Feindes ausschlägt. Doch selbst die Darstellung solcher Kampfesleidenschaft bleibt von jeglicher Roheit entfernt.

Während das Wetter gleich unfreundlich blieb, brachen wir vom Apollontempel auf und durchzogen die südwestliche Ecke Arkadiens, bis wir nach drei bis vier Stunden in die Nähe des Dorfes Pavlitza kamen, welches das Ziel unserer diesmal allerdings kürzeren Tagesreise bilden sollte. Pavlitza ist durch Edmond About zu trauriger Berühmtheit gekommen. Es ist ein Dorf, so sagt der Verfasser der Grèce contemporaine, welches vor Hunger stirbt — wo man nur zu Ostern Fleisch hat und wo man nie Brot ißt; wie wir ankamen, gerieth alles in Bewegung; Franken sind da, hieß es, und das klang in aller Ohren wie: Es ist etwas Geld da — alsbald hatte Jeder etwas zu verkaufen, die Männer Münzen und geschnittene Steine, die Frauen Schürzen, Schärpen, selbst ihre Taschentücher hätten sie verkauft, wenn sie Taschen und Tücher darin gehabt hätten; ihr Angebot verstärkten sie mit zwingenden Gründen: Ich habe kein Brot, schrie die eine; ich kann nicht leben, die andere; ich bin Witwe, die dritte; ich will mir einen Mann verschaffen, rief erröthend eine vierte. So erging es dem französischen Reisenden vor 37 Jahren; die Lage der Einwohner Pavlitzas hat sich seither nicht viel zum Besseren verändert.

Gleichwie Isaak um den Abend aufs Feld gegangen war, um zu trauern, und seine Augen aufhub

und sah, daß Kamele daherkamen, nämlich der Zug Eliesars — so war der Geistliche von Pavlitza in seiner melancholischen Tracht und mit seiner melancholischen Miene hinausgegangen vor sein kümmerliches Dörfchen bei dem traurigen Wetter, und schwerlich waren andere als traurige Gedanken ihm durch den Sinn gegangen, als eine unverhoffte Aufheiterung ihm beschieden war; er hub seine Augen auf, und unser Zug kam daher, welchem unser ältester Führer voranlief, um mit ihm Rücksprache zwecks unserer Unterbringung zu nehmen. Das Gespräch hatte den Erfolg, daß uns im Hause des Geistlichen Herberge angeboten wurde. Dasselbe lag ziemlich hoch, so daß unsere im Kampf mit Sturm und Regen ermüdeten Thiere zuletzt noch verzweifelte Anstrengungen machen mußten. Aber die schöne Aussicht, welche sich uns von der Umgebung des Hauses aus darbot, war das Vorzüglichste, das durch die Gastfreundschaft des Pappa und seiner Pappadia (wie der griechische Geistliche mit seiner Frau genannt wird) uns zutheil wurde. Denn drinnen mangelte es an dem nach europäischen Begriffen nöthigsten Hausrath, selbst an Tisch und Stühlen, so daß wir uns um eine hölzerne Truhe auf den Boden lagern mußten. Mit unserer Mahlzeit war es deshalb besser bestellt, weil der Priester — auf unsere Kosten — ein Lamm kaufte, selbst schlachtete und briet. Der Kauf ging nicht schnell von statten, eine gute halbe Stunde währten die eindringenden Verhandlungen darüber, ob das Lamm sieben oder acht Drachmen werth sei; dasselbe wurde während des scheinbar erbitterten Streits über diese brennende

Frage unablässig auf seine Fleischmenge untersucht; die Einigung der streitenden Parteien war des armen Thieres Tod. Inzwischen hatte die männliche Einwohnerschaft von Pavlitza, durch die Kunde von der hier doch recht seltenen Ankunft Fremder schnell herbeigelockt, an der hinter dem Hause des Priesters ansteigenden Bergseite sich niedergelassen; bis in die Nacht hinein wurde es hier nicht leer; schade, daß kein Maler zur Stelle war, welcher diese Versammlung von Pallikaren skizzirte, die in der romantischen Gegend, vorzüglich als der Himmel klar geworden und die Mondsichel hervorgetreten war, ein ausgezeichnetes Bild darbot.

Einige der herbeigeeilten Arkadier begleiteten uns auf der etwa zweistündigen Wanderung nach den Ruinen von Phigalia, welche wir, nachdem wir unsere durchnäßte Kleidung gewechselt, noch vor dem Mahl unternahmen. Pavlitza bezeichnet nämlich den Ort, wo Phigalia, ein Zankapfel zwischen Lakedämoniern und Arkadiern, einst gelegen hat. Von der alten Stadt, welche auf ziemlich abschüssiger Hochfläche sich einst als Zufluchtsort für alle umwohnende Bevölkerung sehr weit erstreckte, ist wenig mehr übrig als die Reste der alten Stadtmauer, welche bis neun Fuß breit war; Thore, Thürme und Inschriften wurden uns an derselben gezeigt, sowie einige mittelalterliche Ruinen an der Stelle der Akropolis; auch erkannten wir noch die Terrassen, welche man zum Zweck des Acker- und Weinbaues im Alterthum anlegte; denn auch vor zwei Jahrtausenden wurde es den Phigaleern sauer, ihrer wilden Gebirgsgegend den

nöthigen Unterhalt abzugewinnen. Dies spricht sich auch wohl in der bei ihnen heimischen Verehrung der schwarzen Demeter aus; hier war die Göttin nicht die freundliche Spenderin des täglichen Brotes, hier sah man in ihr noch mehr als sonst die Mater dolorosa des Heidenthums im schwarzen Trauerkleide. Diesem Kult steht wie der Tag der Nacht gegenüber der dem Lichtgott Apollon gewidmete Dienst, welcher seinen herrlichen Ausdruck in jenem Tempel von Bassai gefunden hat, den eben diese Phigaleer zur Erinnerung an ihre Errettung von derselben Pest gebaut haben, die für Athen am Anfang des peloponnesischen Krieges so verhängnißvoll wurde.

Als wir am Abend zu unserem geistlichen Wirthe zurückkehrten, war unser Lammfleisch gebraten und wurde mit Behagen verzehrt. Alles, was übrig blieb, fiel selbstredend ihm und seiner Familie zu; wir sahen ihn — stets in seiner schwarzen Priestertracht — mit seiner vor Armuth und Kränklichkeit blassen Frau und seinen kleinen scheuen Kindern bis in die Nacht hinein um die heiße Feuerstätte her in der Asche sitzen; nicht ein solches Familienbild schwebte der Phantasie Schillers vor, als er dichtete: Um des Herds gesell'ge Flamme sammeln sich die Hausbewohner.

Der Priester ist in der griechischen Kirche ausschließlich Liturg; er liest die Messe, er tauft, traut und begräbt, er treibt allmonatlich oder gar allwöchentlich die bösen Geister aus den Häusern hinaus, er segnet die Ernte, den Stall, neue Gefäße u. dergl.; aber er

predigt nicht, ertheilt auch keinen Religionsunterricht. Die Predigt wird, wenn und wo sie überhaupt stattfindet, von einzelnen höheren geistlichen Würdenträgern, von Professoren der Lehranstalten, von dazu bestellten Wanderpredigern gehalten; der Religionsunterricht ist Sache der Schule. Hiermit hängt zusammen, daß Lehre und Leben in der griechischen Kirche noch weiter auseinanderliegen, als leider überall.

Die griechisch-katholische Kirche nennt sich die orthodoxe Kirche, und dieser Name ist bezeichnend. Man begnügt sich in der Religionslehre mit dem, worin man die Richtigkeit der Erkenntniß von geistlichen Dingen zu haben überzeugt ist; ein energischer Drang, die Verbindungslinien zwischen der Erkenntniß und der inneren Erfahrung wie der Ausgestaltung des christlichen Wandels zu ziehen, ist nicht spürbar. Der „christliche Unterricht“ des Professors Diomidis Kiriakos, ein Leitfaden, welcher von der heiligen Synode in Athen approbirt und vom griechischen Kultusministerium in alle öffentlichen und Privatschulen als einziges Lehrbuch der Religion eingeführt ist, ist in der Weise eines milden Supranaturalismus gehalten, welcher alle scharfen Spitzen des griechisch-katholischen Bekenntnisses abstumpft, freilich auch nirgendwo von besonderer Kraft des religiösen Bewußtseins zeugt. Beispielsweise ist wohl die Auferstehung der Todten als Ausdruck des Glaubensbekenntnisses erwähnt, gelehrt aber wird nur die Unsterblichkeit der Seele, welche aus der Immaterialität derselben, aus ihrer Anlage zur Vollkommenheit, aus der Nothwendigkeit eines Ausgleiches von Tugend und Lohn, Laster und Strafe,

endlich aus der übereinstimmenden Erwartung aller Völker erwiesen wird, also nur mit philosophischen Gründen, worauf noch angeführt wird, welches „Bild" Christus für das zukünftige Gericht gebraucht, in Erwartung dessen die Menschenfreundlichen und Gerechten ruhig entschlafen können. Ein spezifisch christlicher Charakter eignet, wie man sieht, diesem Lehrstück gar nicht. Anderswo beruft sich das von der heiligen Synode approbirte Büchlein auf Kant und bezieht sich in den Anmerkungen selbst auf Buffon und Cuvier, doch auch auf Luthardt. An einzelnen Stellen scheint altgriechische Anschauung durchzubrechen; ich lege kein Gewicht darauf, daß sofort auf der ersten Seite der Ausdruck für Religion, Thriskia, auf die Thraker zurückgeführt ist, weil von diesen her viele religiöse Ideen in Griechenland eingedrungen seien, oder daß bei Erwähnung des Paulus bemerkt wird, sein Stil folge nicht immer den Regeln der Rhetorik; aber charakteristisch könnte erscheinen, daß in diesem populären Leitfaden kurzweg und ohne Einschränkung gesagt ist, die göttliche Vorsehung hätte, wie die Juden durch das Gesetz, so die Heiden durch die Philosophie, besonders durch die platonische, auf Christum vorbereitet; oder auch, daß als Bestimmung des Menschen erstens die Entwickelung und das Wohlverhalten des Körpers, zweitens die Entwickelung und Vervollkommnung des Geistes bezeichnet wird. Aber selbstverständlich bemüht sich das Lehrbuch innerhalb der Schranken der orthodoxen Lehre zu bleiben, und überall werden die Abweichungen der abendländischen Kirche und der Protestanten zurück-

gewiesen, und zwar vorzüglich als Neuerungen, welche schon deshalb, weil sie von der alten Anschauung oder Sitte abweichen, verwerflich sind. Hiermit ist der Standpunkt bezeichnet, welchen der gebildete Grieche unserer Zeit in kirchlicher Hinsicht einnimmt; mag er auch überzeugt sein, daß seine Kirche wenig Leben in sich trägt, und es als wünschenswerth anerkennen müssen, daß ihr Lebensströme von außen her zugeführt werden (weshalb mancher strebsame Theologe deutsche Universitäten besucht hat), oder mag er auch für sich persönlich religiös gleichgültig sein, er will doch seine Kirche nicht lassen, weil sie den Adel der größten Alterthümlichkeit trägt; wie er stolz darauf ist, daß seine Vorfahren zuerst in Kunst und Wissenschaft die Bahnen gebrochen haben, auf welche hernach alle Kulturvölker eingelenkt haben, so ist er auch darauf stolz, daß sein Volk in Europa die älteste Form des Christenthums gehabt hat und noch stets bewahrt.

Von dem Charakter der Lehre der griechischen Kirche in dem bezeichneten Leitfaden unterscheidet sich die Gestalt des religiösen Lebens innerhalb derselben in starkem Grade. Wohl heißt bei den Griechen das zweite unter den zehn Geboten: Du sollst dir selbst kein Bild noch Gleichniß machen des das im Himmel ist ... bete sie nicht an und diene ihnen nicht; und in der Erklärung ist eingestanden, daß es eine übertriebene Verehrung der Christus- und Heiligenbilder gebe, und daß man die Bilder nur in den Kirchen habe, um sich durch sie an die heiligen Personen, die sie darstellen, zu erinnern und um das unwissende Volk wie durch Bücher zu belehren (das letztere ist um so weniger nöthig, da

schon am Anfang dieses Jahrhunderts die Kenntniß des Lesens in Morea sehr verbreitet war); aber wie stimmt damit überein, daß der Gottesdienst des gemeinen Mannes, soweit man sieht, fast nur in der Verehrung der Bilder durch Küsse und Kniebeugungen besteht, daß der Glaube des Volkes den Bildern Krankenheilungen zuschreibt, ja die Bilder als Orakel benützt? Und wenn der Leitfaden von der Verehrung der Heiligen in vorsichtiger Weise redet und die Meinung, daß dieselben von sich selbst aus den Frommen helfen könnten, als Blasphemie verwirft, so hat sich doch in den Heiligendienst, welcher zum großen Theil die Frömmigkeit des niederen Volkes ausmacht, ein bedeutendes Stück alten Heidenthums hineingeflüchtet. Man wählte vor alters mit Vorliebe für die Anlage christlicher Gotteshäuser solche Plätze, welche schon vom heidnischen Kultus her der Menge ehrwürdig und lieb waren, und ließ sich sogar in der Wahl des Schutzheiligen für das christliche Heiligthum durch Rücksichtnahme auf die einst an derselben Stelle verehrten Götter oder Heroen leiten; beispielsweise wurde jener besterhaltene Tempel in Athen, welcher gewöhnlich als Heiligthum des Theseus bezeichnet wird, aber vielleicht dem Ares oder Herakles heilig war, im Mittelalter dem tapfern Ritter St. Georg geweiht, an die Stelle des Poseidon trat der Schifferheilige Nikolaus, für die Demeter wurde Demetrios eingetauscht und die heidnischen Najaden hatten christliche Märtyrerinnen zu Nachfolgerinnen. Aehnlicher Ersatz wurde einst dem eben christianisirten Volke bekanntlich auch in Deutschland geboten. Es gipfelt aber auch in

Griechenland, wie in Italien, der Heiligendienst in der Marienverehrung, und wie in Italien zerlegt sich die heilige Jungfrau nach ihren berühmtesten Heiligthümern in von einander unterschiedene Persönlichkeiten; die Panagia — wie sie gewöhnlich genannt wird — von Amorgos ist eine andere als die von Tinos; auf Milo wird sie als Panagia Thalassitria, als seebeherrschende Jungfrau verehrt; welche Bedeutung aber ihrer Mittlerschaft zugeschrieben wird, erhellt z. B. daraus, daß man in dem Dorfe Arachowa am Parnassos, wo sich überhaupt besonders viel heidnische Anschauungen erhalten haben, erzählt, daß beim Erdbeben Gott seine Augen weit aufreißt und die Welt zu Grunde zu richten strebt — so wie Zeus in der Ilias sein ambrosisches Haar schüttelt —, die Panagia aber seinen Zorn beschwichtigt.

Manche Gestalten der alten Mythologie haben sich gar nicht erst hinter christliche Heilige zu verstecken brauchen, sondern fahren fort mit ihrem ursprünglichen Namen in der Phantasie, den Liedern und den Redensarten der jetzigen Griechen eine Rolle zu spielen. So theilen noch immer die drei Miren, die alten Schicksalsgöttinen, den Neugeborenen Glück und Unglück zu, weshalb man sie durch Bewirthung günstig zu stimmen sucht, und „was die Mire auf dem Papier hat, haut keine Axt entzwei“, sagt ein neugriechisches Sprichwort von der Unabwendbarkeit ihrer Beschlüsse. So lebt auch noch Charon fort, gewöhnlich jetzt Charos genannt, in welchem Tod und Todtenreich personifizirt erscheint. Ueberhaupt tritt altheidnische Stimmung und Anschauung bei dem griechischen Volke

besonders hinsichtlich des Todes hervor. Man scheut sich vor dem Tod und sieht in echt hellenischer Weise im diesseitigen Leben der Güter höchstes, da im Jenseits nur ein Schattendasein zu erwarten sei; denn wenn auch die Kirchenlehre in demselben Seligkeit und Verdammniß unterscheidet, so kommt für den Volksglauben Beides ungefähr auf das Gleiche hinaus: zur Rechten wohnen im Paradies die Guten, zur Linken die Bösen, doch ein kümmerliches Leben führen die einen wie die anderen. Daher hat das Anschauen des Sterbens, das die Volkspoesie ausführlich als Ringekampf mit Charos schildert, etwas Grauenhaftes für den Griechen, und junge Leute hält man gern davon fern; die weiter unten mitgetheilte Geschichte von dem Priester, der sich vor dem Anblick eines Sterbenden ängstigt, ist also charakteristisch für eine Seite des griechischen Volkslebens.

Ein merkwürdiger Gegensatz findet sich in der Art und Weise, in welcher die römische und die griechische Kirche den Sterbenden behandelt. Die römische sucht ihn durch den sog. Ordo commendationis animae, durch die Empfehlung der scheidenden Seele an den Erlöser, zu trösten; die griechische sucht durch Hinweis auf die Agonie des Sterbenden die Anwesenden zu erschüttern. So ist auch die letzte Oelung bei den Griechen kein Sterbesakrament, sondern wird vollzogen, um die Genesung des Kranken zu erzielen. Die Begräbnißliturgie ist wie die Liturgie am Sterbebette von tiefergreifendem Ernste, aber die christliche Hoffnung kommt in ihr nicht zu gleich kräftigem Ausdruck wie der Schrecken über die Vergänglichkeit. Man möchte auch hier einen Zusammenhang

mit jenem Mangel an lebendiger Hoffnung finden, welcher dem griechischen Volkscharakter eigen geblieben ist.

Außer der obenerwähnten hölzernen Truhe fand sich kein Geräth in der Wohnstube des Priesters, welche er uns abgetreten hatte. Aber in der Hausmauer war dadurch, daß einige Steine herausgebrochen waren, eine rohe Nische gebildet, welche offenbar als Schrank diente. Da demselben freilich jeder Verschluß fehlte, wird man uns nicht verargen, daß wir die in diesem höchst primitiven Wandschrank aufbewahrten Schätze näher ins Auge faßten. Wir fanden hier zwei Eier und das Euchologion des Priesters. Das war es, was sein kirchliches Amt ihm eintrug. Die Eier waren offenbar ein Theil seiner zeitlichen Versorgung durch seine Gemeinde, das Euchologion bildete seine Bibliothek, war das einzige Bildungsmittel, dessen Gebrauch seine Kirche ihm empfahl.

Euchologion ist das Buch, welches die Liturgien enthält, die auf die großen Kirchenlehrer Basilius († 379) und Chrysostomus († 407) zurückgeführt werden. Diese Liturgien, nur in einzelnen Gebeten, nicht aber in der Art und Reihenfolge der heiligen Gebräuche voneinander verschieden, enthalten den vollständigen Gang des griechischen Gottesdienstes. Der altchristliche Gottesdienst zerfiel in die Messe der Katechumenen und die Messe der Gläubigen; beiden geht hier die sog. Vorbereitung voran. Diese besteht darin, daß der Priester, nachdem er ein vorgeschriebenes Gebet vor der Thür der Kirche verrichtet, die Bilder in der Kirche begrüßt, im Altarraum die gottesdienstlichen Gewänder angelegt und

die feierliche Händewaschung vollzogen hat, das Abendmahlsbrot, einen ziemlich großen runden Kuchen zerlegt („das heilige Lamm schlachtet") und noch einige andere Brote in vorgeschriebener Weise hinlegt und beräuchert. Die Messe der Katechumenen besteht aus Gebeten, Psalmen, kirchlichen Gesängen und Schriftvorlesungen; die Messe der Gläubigen gipfelt in der Weihung des Brotes und Weines und in der Kommunion, welche zuerst Priester und Diakonus vollziehen, darauf die Laien, welche in der orthodoxen Kirche nicht wie in der römischen nur das verwandelte Brot empfangen, sondern in einem Löffel die Mischung von Brot und Wein. Die meisten der heiligen Handlungen vollziehen sich in dem für das Volk unzugänglichen, durch die bretterne Bilderwand von der übrigen Kirche getrennten Altarraum, sind also für die Gemeinde unsichtbar.

Mag auch die Ordnung des griechischen Gottesdienstes, wie sie im Laufe vieler Jahrhunderte sich herausgebildet hat, eine überaus zusammengesetzte sein, so daß ihre große Ausführlichkeit nur zu sehr dazu verleitet, ihre einzelnen Theile möglichst rasch zu Ende zu bringen und, vorzüglich da manche Formeln ein Dutzendmal zu wiederholen sind, in Lippengeplapper zu verfallen — nichtsdestoweniger hat jenes Euchologion große Vorzüge. Die Ausdrucksweise der alten Gebete wetteifert mit derjenigen der lateinischen Kirchenlieder in feierlicher Würde, ihr Inhalt aber nimmt mehr Rücksicht auf die einzelne Persönlichkeit und ihr Gemüthsleben. Inmitten der bitterlichen Armuth ringsumher und aller zu deutlichen Zeichen des Bildungsmangels

zeugte dies Buch, freilich nicht einmal in Griechenland selbst gedruckt, sondern in Venedig am Anfang des vorigen Jahrhunderts erschienen, von einer vergangenen reicheren und höheren Welt, aus welcher in die kümmerliche Gegenwart noch eine Ueberlieferung herüberdrang, die freilich nur theilweise Verständniß finden mochte. Und so versenkte ich mich in die fast anderthalb Jahrtausende alten Herzensgespräche, welche einst ein Basilius, ein Chrysostomus mit Gott geführt haben, und welche jetzt, zu Formeln geworden, einen ähnlichen Eindruck hervorbringen wie jene Säulen des Tempels von Bassai:

„Menschenfreundlicher Herr! Senke das leitende Licht deiner Gotteserkenntniß in unsere Herzen, damit wir die Verkündigung des Evangeliums verstehen!“

„Verleihe, Gott, auch Jenen, die mit uns beten, Wachsthum an Leben, Glauben und geistiger Erkenntniß; gieb Denen, die dir in Furcht und Liebe dienen, ohne Schuld und Verdammniß an deinen heiligen Geheimnissen theilzunehmen und deines himmlischen Reiches gewürdigt zu werden!“

„Herr unser Gott, der du den Menschen den Frieden gegeben hast, lenke zu dir das Steuer unseres Lebens, der du selbst der stille Hafen bist für Alle, die im Sturm umhergetrieben werden!“

„Was für unsere Seelen schön und nützlich ist und Frieden für die Welt, lasset uns vom Herrn erbitten! Daß wir die übrige Zeit unseres Lebens in Frieden und Buße vollenden, lasset uns vom Herrn erbitten! Ein christliches, schmerzloses, rühmliches und freundliches

Ende unseres Lebens und eine gute Rechtfertigung vor dem furchtbaren Richterstuhle lasset uns vom Herrn erbitten!"

„O Reich des Lichtes, du mein süßes Vaterland, dich grüße ich aus dem Thale meiner Wallfahrt. Wenn ich zu dir, dem Quell der Weisheit, dem nie erlöschenden Lichte gelangt sein werde, wenn die Nacht endet vor dem Anschauen deines Angesichts, dann wird mein Verlangen nach dem höchsten Gut auf immer gesättigt sein. Führe meine Seele aus ihren Banden, daß sie deiner sich freue!"

Pavlitza ist ein Ort, wo man zu nächtlicher Stunde wachend träumt. Edmond About hat hier schwermüthige Träume gehabt. Manche Stadt, so erzählt er uns seine Träume wieder, ist von früherer Selbständigkeit und Größe heruntergesunken. Aber dieser Rückgang ist dem Rest ihrer Bewohnerschaft ersetzt worden durch irgend einen Antheil, welchen derselbe an dem allgemeinen Fortschritte der Menschheit, wenigstens auf dem Gebiete der Industrie, nimmt. Aber der einst so weit ausgedehnten Stadt Phigalia haben die letzten zwanzig Jahrhunderte für allen Verlust, welchen sie ihr eingetragen haben, gar keinen Gewinn gebracht. Amerika ist nicht für die Nachkommen der alten Phigaleer entdeckt, denn die Kartoffel, welche unsere ärmsten Dörfer ernährt, ist für sie ein unbekannter Schatz. Sie haben sagen hören, daß die Menschen es dahin gebracht haben, vorwärts zu eilen wie der Wind und ihr Wort mit der Schnelligkeit des Blitzes auszusenden; ihnen aber nutzt

die Erfindung der Eisenbahn und des Telegraphen nichts, denn so lange die Welt steht, wird man auf ihren Gebirgspfaden zu einer Stunde Weges immer eine Stunde brauchen. Was hat ihnen die Befreiung Griechenlands genutzt? ruft der französische Schriftsteller aus. Die Türken konnten ihnen nichts nehmen, denn sie hatten nichts. Vielleicht sind sie nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, von den Türken Stockschläge zu bekommen; aber stiegen die Türken jemals so hoch, um das Vergnügen zu haben, Stockschläge auszutheilen?

Auch ich gab mich in jener Nacht zu Pavlitza allerlei Träumereien hin; dieselben waren aber nicht so schwermüthig, freilich auch nicht so weitreichend. Mir lagen die beiden Eier und das Eucholgion im Sinn, welche ich in traulicher Vereinigung in dem Loch in der Wand hatte liegen sehen, und ich kam nicht los von dem Gedanken an die gedrückte äußere Lage meines Amtsbruders, an die Folgen, welche dieselbe für sein Geistesleben haben mußte, und an die ihm noch gebliebene Möglichkeit, wenigstens innerlich über die Armseligkeit seiner Stellung sich zu erheben. So entwarf ich in meinen Nachtgedanken den Plan eines psychologischen Romans, dessen Held der Priester war, welcher draußen in der Asche saß. Ich stellte mir die Armuth vor, in welcher er groß geworden; die Abrichtung zu Kirchengesang und ritualen Handlungen, welche seine einzige Vorbereitung auf seinen geistlichen Beruf gewesen war, den Mangel an jeder sonstigen allgemeinen und theologischen Bildung; seine frühe Verheirathung, die Sorge für seine darbende Familie; den Mechanismus

seiner Amtsführung, den Ausschluß jedes irgendwie anregenden Verkehrs. Wenn nun im Kampf mit allem Elend und aller Kleinlichkeit der Geist dieses Mannes in seinem Euchologion das — für ihn einzige — Denkmal des Vorhandenseins einer höheren Welt erkennen würde; wenn er anfinge, die herrlichen Gebete der erleuchteten Männer seiner Kirche nicht mehr, wie ich es anderswo leider oft gehört habe, als Formeln zu plappern, sondern in ihrem tiefen edlen Sinne zu verstehen; wenn dadurch zuerst sein innerstes Leben durch die im Heiligthum aus ferner Vergangenheit herüberklingenden Stimmen in eine stille Schule genommen wurde, und darnach die innere Veredelung auch sein äußeres Leben durchdränge und er allmählich, mit oder ohne Erfolg, an Weib und Kindern und an seiner Umgebung zu arbeiten anfinge — so hätte man hier den merkwürdigen Fall, daß ein Mensch einzig durch ein Buch auf eine höhere Daseinsstufe gehoben worden wäre. Wäre es möglich, einen solchen Roman zu schreiben? wäre es möglich, daß eine solche Entwickelung einmal zur Wirklichkeit würde?

Da ich meinen Lesern einen solchen Roman nicht bieten kann, schalte ich hier ein Idyll ein, welches etwas Aehnliches uns vorführt, nämlich zeigt, wie ein griechischer Priester durch die Erkenntniß seiner Amtspflicht gehoben wird. Die folgende Erzählung eines der hervorragendsten griechischen Schriftsteller unserer Zeit, Dimitrios Wikelas, bisher noch nicht übersetzt, ist ein Meisterstück von Kleinmalerei mit den allertreusten Lokalfarben und dürfte schon deshalb hier mit Recht ihren Platz finden.

Der furchtsame Priester.

„Meine liebe Pappadia," sagte der Pappa Narkissos, als er mit dem Essen fertig war und das Kreuz geschlagen hatte, „mir fallen so sachte die Augen zu. Mit deiner Erlaubniß will ich ein Schläfchen machen."

„Mach' du ein Schläfchen und ein recht sanftes, mein lieber Pappa. Das hast du verdient, daß du Ruhe hast nach solcher Anstrengung heute. Bei dem Sonnenbrande kommt gewiß Niemand und stört dich."

Und die Pappadia fing an, die wenigen Schüsseln vom Tisch zum Ausguß zu bringen, um sie zu reinigen, ehe sie dieselben auf das Brett stellte, welches zwischen dem Gußstein und dem Herde an der Wand angebracht war. Denn das Zimmer war zugleich Küche, Speisesaal und Wohngemach. Der Tisch, an welchem sie ihr einfaches Mahl genossen hatten, vier hölzerne Stühle und ein von Stroh geflochtenes Kanapee waren die einzigen Mobilien des Zimmers. Das Kanapee stand dem Herde gegenüber. Ueber demselben hing an der Wand in einem schwarzen hölzernen Rahmen (jedoch ohne Glas) ein vor Alter vergilbter Steindruck, die Ankunft des Königs Otto in Nauplia darstellend. Dem Eingang gegenüber an der rechten Ecke der Wand war die Thür des Schlafzimmers, an der linken führte eine Thür in den Garten. Zwischen beiden Thüren stand ein großer Koffer von grüner Farbe, auf ihm lag eine kleine, vierfach zusammengelegte Decke. Die Wand über dem Koffer war mit einer anderen Lithographie geschmückt, welche keinen Rahmen hatte und mit vier

kleinen Nägeln an der Wand befestigt war; sie stellte, ohne besonderen Kunstwerth, eine Ansicht der Kirche der heiligen Jungfrau auf Tinos dar, offenbar eine Erinnerung an eine Wallfahrt des Hausherrn zu jenem Gotteshause.

Dem Koffer gegenüber lag die Hausthür; an beiden Seiten derselben waren zwei Fenster angebracht, deren Laden verschlossen waren. Die Thür bestand aus zwei Abtheilungen, von welchen die untere geschlossen war, die obere war nach der schmalen Gasse hin geöffnet; durch sie drang in das Gemach der blendende Glanz der Mittagssonne.

Der Pappa Narkissos stand auf, ging in das Schlafzimmer, holte von dort sein Kopfkissen, legte es auf das Kanapee, schloß auch die obere Abtheilung der Thür, damit das Zimmer dunkel und weniger heiß würde, und streckte sich auf das Kanapee. Aber nach einigen Minuten stand er wieder auf, nahm die auf dem Koffer liegende Decke, faltete sie auseinander, breitete sie sorgsam auf das Kanapee und legte sich noch zufriedener als vorher nieder, während die Pappadia stillschweigend mit ihrer Arbeit am Gußstein fortfuhr.

Pappa Narkissos hatte wirklich seine Mittagsruhe an jenem Sonntag verdient. Er war seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen. In Ermangelung eines anderen Priesters oder Diakonos oder auch nur Vorlesers hatte er, wie gewöhnlich, die Frühmesse gelesen und den Gottesdienst in der einzigen Kirche des kleinen Dorfes beendigt. Nachdem die Gemeinde auseinandergegangen, war er zu Fuß nach einer entfernten Gegend der Insel gewandert,

in Gesellschaft des Friedensrichters und der nöthigen Zeugen, um die Grenzen eines Ackers, der ihm dort gehörte, festzustellen, da der Nachbar ihm einen Streifen davon streitig machte. Er kam allerdings voll Befriedigung zurück, denn sein Recht war ausdrücklich anerkannt worden, aber dennoch war der Weg weit, die Hitze außerordentlich stark. Die gewohnte Essenszeit war vorüber, als er in sein Haus zurückkehrte, wo die Pappadia ungeduldig wartete, voll Furcht, das Essen möchte ihm nicht mehr munden. Aber der hungrige Pappa fand es ausgezeichnet und lobte es, bis er satt war, zur äußersten Befriedigung seiner Gattin. Aber auch das trug wohl dazu bei, seine Augenlider zu beschweren.

Die mittägliche Hitze, angenehm gemildert durch die Finsterniß des Zimmers, die tiefe Stille welche draußen nur von der eintönigen Musik der Grillen unterbrochen wurde, drinnen von den leisen Bewegungen der Priesterfrau mit ihren Schüsseln, die Ermüdung des gesättigten Priesters, die weiche Decke auf dem Kanapee, das alles führte den Schlaf herbei.

Mit halbgeschlossenen Augen folgte der Priester der Arbeit seiner Gattin, sein röthlicher Bart verbarg kaum ein Lächeln vor unaussprechlicher Freude. Er dachte daran, daß in wenigen Monaten im Schlafzimmer ein Bettlein für ein zartes Kind aufgestellt werden würde. Gestern erst hatte die Pappadia ihm das freudenvolle Geheimniß vertraut.

Während seine müden Augen zärtlich auf die jugendliche Gattin hinschauten, gingen zugleich an seiner Erinnerung verschiedene Bilder seines bisherigen Lebens

vorüber, welche allmählich die Gestalt eines Traumes annahmen und in ihrer schnellen und nebelhaften Abwechselung mit der wonnevollen Empfindung seines gegenwärtigen Glückes zusammenflossen.

Erst vor drei Monaten hatte der Pappa Narkissos die doppelte Ehre genossen, Priester und Ehemann zu werden. Freilich trug er schon von seiner Kindheit an die Kutte, da er der Kirche geweiht war, ehe er noch geboren wurde. Seit unvordenklichen Zeiten waren in der Familie seiner Mutter die Erstgeborenen Priester geworden, um den Dienst an der kleinen Kirche zur Reinigung Mariä zu versehen, welche der Schmuck, der Ruhm und der Wallfahrtsort der Insel war. Aber Narkissos' Vorgänger, der seiner Mutter Bruder war, war ausnahmsweise kinderlos. Als deshalb seine einzige Schwester sich verheirathete, war in den Ehekontrakt ausdrücklich die Bestimmung aufgenommen worden, daß ihr erster Sohn Priester und seines Oheims Erbe werden sollte.

Die Freude der Familie, als ein Sohn geboren wurde, ging über das Maß der gewöhnlichen Freude bei solcher Gelegenheit noch hinaus. Der kleine Narkissos wurde als zukünftiger Priester mit Ehrfurcht genährt; sein Spielzeug bestand aus Kreuzen und Rosenkränzen; als er aber sprechen lernte, mußte er nach den der Weltsprache angehörigen Wörtern Papa und Mama vor allem das Kyrie Eleison lernen. Kaum konnte er auf seinen Beinchen fest stehen, so empfing er das Vorrecht vor seinem Oheim bei der Messe die Kerze zu halten. Derselbe lehrte seinen kleinen Neffen das A B C

aus den rothen Initialen des Horologions, später aber das Lesen aus der Oktaechos.[1] Das alles aber hielt bei dem angehenden Priesterlein den Drang zum Spielen nicht zurück, schützte ihn freilich auch nicht davor, in schlagender Weise zurechtgewiesen zu werden, wenn seine Kutte bei verwegenen Kletterübungen oder infolge übermäßig lebhafter Auseinandersetzungen mit seinen Altersgenossen zerrissen war.

Als er zwölf Jahre alt wurde, mußte der kleine Kuttenträger in die Fremde, damit nicht der häufige Umgang die Ehrfurcht der Herde vor ihrem zukünftigen Hirten abstumpfen möchte. Auf Andros lebte als Privatmann ein alter Oheim der Mutter unseres Narkissos, welcher, nachdem er eine Zeitlang Bischof von Salmathus gewesen, auf diese heilige Würde verzichtete, weil er genug gesammelt hatte, um in Muße den Rest seines Lebens zuzubringen. Zu diesem wurde Narkissos geschickt. Hochwürden nahm ihn freundlich auf und verschaffte ihm Rang und Titel eines Vorlesers der Gemeinde. Damit er aber dieser ersten Stufe der Priesterschaft würdig wäre, verfolgte Narkissos seine Studien nicht nur in der Schule von Andros, sondern auch unter dem Ablatus des früheren Bischofs von Salmathus, welcher ihn in das kirchliche Amt einführte.

Das war die geeignete Atmosphäre, in welcher der Jüngling für seine Laufbahn vorbereitet wurde. Nach Verlauf einiger Jahre sollte der Vorleser gerade zum Diakonus befördert werden, als die Nachricht nach An-

---

[1] Liturgische Bücher der griechischen Kirche.

dros kam, daß sein Oheim das Zeitliche gesegnet hätte, seine Landsleute aber ihn aufforderten, der Amtsnachfolger desselben zu werden. Er war zwar noch reichlich jung für die Obliegenheiten eines Priesters, aber das seiner Familie zustehende Recht durfte nicht in fremde Hände fallen. Sein Vorgesetzter trug schwer an dem Verlust seines Vorlesers und angehenden Diakonus, entließ ihn aber mit dem Wunsche, daß er eine Braut finden möge, ehe er Priester würde.

Dies war unserem Narkissos weder unangenehm noch schwer, da seine Wahl von vorneherein feststand. Fast von den Windeln an hatte er Aretula als sein zukünftiges Weib angesehen. Die Eltern beider Kinder hatten, halb im Scherz und halb im Ernst, von je her Ja dazu gesagt, der kleine Narkissos aber hatte von Anfang an das Ja ganz ernstlich verstanden, und als er nach Andros wanderte, hatte er zuvor mit seiner Gespielin das Versprechen gegenseitiger Treue ausgetauscht.

Nach einer Abwesenheit von acht Jahren fand er Aretula in ein hübsches Mädchen verwandelt, aber auch der Blondkopf Narkissos war recht ansehnlich unter dem schwarzen Vorleserbarrett. Hochwürden, der ihn begleitet hatte, gab zur Vermählung den Segen, erwählte den Jüngling zum Diakonus und Priester und kehrte wieder nach Andros zurück.

Schon seit drei Monaten stand Narkissos nun in seinem Amt, und alles ging nach Wunsch. Die Landleute betrugen sich ihrem Pfarrer gegenüber mit einer Ehrfurcht, welche über das Maß dessen, was seinem

Alter gebührte, hinausging, seine Gattin gab ihm Hoffnung auf einen Nachfolger, seine Aecker versprachen eine gute Ernte, die kirchlichen Einnahmen wurden nicht geringer. Was konnte er sich mehr wünschen? Und dennoch war sein Glück nicht vollkommen. Eine große anhaltende Unruhe verkümmerte den vollen Genuß desselben. Der Priester hat die Sterbenden zu trösten und die Todten zu bestatten! Das war der Gedanke der ihn peinigte, die Wolke, deren Schatten den sonst so hellen Gesichtskreis seines Lebens verdunkelte.

Die Angst vor dem Tode hatte sich seiner bemächtigt, seit man ihn, der damals noch klein war, hingetragen hatte, damit er die geschlossenen kalten Augenlider seines Vaters küssen sollte. Allerdings war er seitdem bei vielen Bestattungen zugegen gewesen. Da er stets in der Nähe von Priestern lebte und so zu sagen innerhalb der Kirche auferzogen wurde, wie konnte er sich der Theilnahme an Todtenbestattungen entziehen? Dennoch fand er immer Mittel und Wege, sich den Anblick des Todes zu ersparen. Er heftete seine Augen auf die Kerze oder auf das Psalterion, welches er halten mußte, oder verbarg sich soviel als möglich hinter seinen größeren Altersgenossen; so schlug er nicht den Blick zu der entseelten Last der Todtenbahre auf und folgte nie der herzzerreißenden Aufforderung, welche an die Ueberlebenden zu ergehen pflegt, der Hülle, aus welcher die Seele entflohen ist, das letzte Lebewohl zu sagen.

Aber wie konnte er, nachdem er Priester geworden, jegliche Berührung mit Tod und Begräbniß vermeiden? Er fühlte, daß es ihm nicht möglich war, sich an den

schrecklichen Anblick zu gewöhnen. Er hatte Hochwürden seine Furcht eingestanden, aber der Greis hatte ihm freundlich und ernst zugeredet und ihm versichert, wie so viele Andere würde auch er sich den Schauder vor dem Tode abgewöhnen, hatte ihn auch an seiner Ehre angefaßt und auf die Hoheit des geistlichen Berufes am Sterbebett und an der Todtenbahre hingewiesen. Narkissos ließ sich überzeugen; aber die Furcht verließ ihn doch nicht. Schon drei Monate lang zitterte er, so oft Jemand ihn besuchte, daß derselbe ihn von einem Sterbefall benachrichtigen werde. Bisher war ihm die fürchterliche Prüfung noch erspart geblieben, aber er sagte sich, daß das Ausbleiben des Todes auf seiner Insel nicht mehr lange andauern könne. Und eben jetzt, während der Schlummer sich sanft auf seine Lider legte, mischten sich unter die angenehmen Bilder, welche wie Schatten von Träumen ihn umschwebten, auch die jammervollen Scenen der Beichte auf dem Sterbelager.

Aber nach und nach verdunkelten sich diese Bilder alle und erloschen, die halbgeschlossenen Augenlider schlossen sich völlig, schwer fiel die Hand auf die Decke, die Wange vergrub sich in das Kopfkissen, und in dem dunklen, stillen Zimmer hörte man kräftig und regelmäßig den gesunden Athemzug des eingeschlafenen Priesters.

Indessen vollendete die Pappadia ihr Werk und ging dann auf den Fußspitzen, um ihren Mann nicht zu stören, ins Schlafzimmer. Mit einem kleinen Bündel kam sie zurück. Sie setzte sich auf die Bank am Herd, dessen Feuer ausgebrannt war, öffnete das Bündel und legte den Inhalt desselben auf ihren Knien Stück für

Stück auseinander. Es war Kinderzeug, das die Priesterfrau entliehen hatte, um davon ein Muster für die Handarbeit zu nehmen, mit welcher sie sich beschäftigen wollte. Sie nahm es in Augenschein mit einem sehnsuchtsvollen Gefühl, und die Langsamkeit, mit welcher sie es betrachtete, verbarg noch eine andere Empfindung als die Aufmerksamkeit auf die Art und Weise, wie diese Arbeiten verfertigt waren. Und indem sie die Untersuchung derselben unterbrach, warf sie einen zerstreuten Blick auf ihren ruhig schlafenden Mann.

Plötzlich wurde die Stille draußen durch den Schall schwerer Schritte unterbrochen, welche sich dem Hause näherten. An der Thür hielten sie an; die obere Abtheilung derselben gab dem Druck einer von außen stoßenden Hand nach und öffnete sich knarrend zur Hälfte. Eine Fülle von Licht strömte in das Gemach, das Schnarchen des Priesters änderte sein Tempo, ohne doch schon gänzlich aufzuhören. Die Pappadia aber sah nach der Thüröffnung, indem sie den Finger auf die Lippen legte, wie um dem Hereinkommenden Stillschweigen zu gebieten.

Inmitten des strahlenden Vierecks, das die Oeffnung des oberen Thürflügels bildete, erschien Brust und Kopf eines alten Bauern. Sein abgetragener Fes war mit einem Baumwollentuch umwunden, dessen weiße Spitzen hinten niederhingen zum Schutz des mit gefurchter Haut bedeckten Nackens. Unter dem Fes leuchteten zwei lebhafte Augen, verdunkelt von dichten grauen Brauen. Der Schweiß tröpfelte dem Alten von seinen Schläfen. In der Rechten hatte er einen Stab, der auf

seiner Schulter ruhte, an der Spitze des Stabes aber hing ein Körbchen, das mit Blättern zugedeckt war.

Die Pappadia stand auf und näherte sich geräuschlos der Thür.

„Guten Tag, Gerothanasi,“ flüsterte sie, „der Pappa schläft.“

„Das sehe ich, meine gute Pappadia,“ antwortete der Alte, indem er einen verunglückten Versuch machte, auch seinerseits den Ton seiner heiseren Stimme zum Flüstern herabzustimmen; „das sehe ich, aber er muß auf.“

„Was ist los? Was willst du von ihm?“

„Ich will nichts von ihm, Gott sei Lob und Dank! Der Aussätzige will was von ihm!“

„Herr erbarme dich! Der Aussätzige!“ wiederholte die Priesterfrau.

Und auf einmal fiel ihr die Angst ihres Gatten ein — der Schrecken, daß er bei dem Aussätzigen die Ausübung seiner schwersten Pflichten beginnen sollte — die Entfernung bis zum anderen Ende der Insel, wo jener Unglückliche sein einsames Leben führte — und die unerträgliche Hitze dieses Sommertages.

„Mit dem geht's zu Ende, glaub' ich,“ fuhr der Bauer fort.

„Herr erbarme dich!“ wiederholte die Pappadia, die keinen anderen Ausdruck für ihre Angst fand, und sah voll Unruhe nach dem Kanapee.

Der Priester hatte alles gehört, aber wie im Traum. Sein Schlaf war unterbrochen worden, als die Thür sich öffnete, aber seine Empfindungen blieben noch im Zustand der Betäubung, und seine Gedanken

gingen verwirrt und zusammenhangslos durcheinander. Durch die geschlossenen Augenlider sah er das Licht, das sich in das Zimmer ergoß, hörte, wie sein Weib den Gerothanasi anredete, hörte, daß der Aussätzige nach ihm verlangte — aber das letzte Wort des Alten und der zweite Ausruf seiner Gattin riefen ihn vollends wach.

Er erhob seinen Kopf, stellte die Füße auf die Erde, setzte sich auf das Kanapee, stützte die beiden Hände auf die Decke, heftete das Auge auf die Thür, öffnete halb den Mund, blieb aber dann bewegungs- und sprachlos. Sann er über etwas nach? Nein, er überlegte nichts, aber er malte sich aus, daß er vor sich die elende Hütte auf dem Felsen oberhalb des Meeres sähe, wohin er vor vielen Jahren, von kindlicher Neugier getrieben, gewandert war, um zu sehen, was man unter einem Aussätzigen verstehe. Er malte sich aus, daß er den unglücklichen Bewohner der Hütte sehe, wie er ihn damals hatte auf der Erde im Schatten eines Cederbaumes sitzen sehen, indem er wildwachsende Kräuter in einem irdenen Topf reinigte und den Kopf verwundert und verlegen dem kleinen Kuttenträger zukehrte. Er erinnerte sich, wie ihn, als er jene abschreckende Gestalt gesehen, ein kalter Schauder ergriffen hatte, so daß er im vollem Lauf zu seinen Genossen zurückkehrte, welche, weniger kühn, fern von der Hütte stehen geblieben waren.

„Nichts für ungut, lieber Pappa,“ sagte Gerothanasi. „Ich habe dich gestört. Aber der Aussätzige liegt im Sterben und verlangt nach dir, und der Weg

ist weit bis dahin; vielleicht kommst du gar nicht mehr zu rechter Zeit zu ihm."

Pappa Narkissos stand auf. „Pappadia," sagte er mit etwas zitternder Stimme, „mein Barrett und meine Kutte."

Schweigend gehorchte sie und brachte das Verlangte aus dem Schlafgemach herbei.

„Du wirst doch einen solchen Weg nicht zu Fuß machen, mein Pappa?" sagte sie zärtlich.

„Nein, nein," sagte Gerothanasi, „ich will sogleich ein Reitthier suchen und herholen."

„Du wirst mit mir gehen?" fragte der Priester.

„Natürlich!"

Der Alte ging rasch fort, um ein Thier zu holen.

„Sieh," sagte der Priester zu seiner Gattin, indem er die Hände über dem Gußstein wusch, „sieh, der Gerothanasi hat den Aussätzigen gesehen und hat ihm Hülfe geleistet, kommt zu Fuß von dort her und ist bereit, den Weg wieder mit mir zurück zu machen. Warum? nur aus Nächstenliebe. Und ich denke noch an den Schauder, den es mir macht, dem Sterben eines Christenmenschen beizuwohnen? Ich soll noch schwanken, wenn es sich um die Erfüllung einer Pflicht handelt?"

Die Pappadia hörte, wie er versuchte, durch seine Worte seinen Muth zu heben, wagte aber nicht, auch ihrerseits etwas zu seiner Ermuthigung hinzuzufügen. Schweigend brachte sie ihrem Mann das Handtuch, er aber trocknete sich ab, zog die Kutte an, setzte die Kopfbedeckung auf, küßte seine Gattin auf die

Stirn und ging fort, die Schlüssel der Kirche in der Hand.

Das Haus des Priesters lag zuletzt und für sich allein am Fuß des abschüssigen Hügels, an dessen Seiten die übrigen Wohngebäude des Dorfes übereinander lagen. Ungefähr in der Mitte von ihnen war die kleine Kirche zur Reinigung Mariä, ein altes Bauwerk byzantinischen Stils mit einer Kuppel, die über die niedrigen Häuser ringsumher hoch hinausragte. Von der Wohnung des Priesters bis zur Kirche stieg der schmale gepflasterte Weg in Windungen hinan; die Sonne, welche ihre Strahlen senkrecht hinunterwarf, machte den Anstieg um diese Stunde noch mühevoller als gewöhnlich.

Die Fenster der Häuserchen an beiden Seiten waren geschlossen, hier und dort war jedoch die obere Hälfte der Thür offen, der Hausherr aber oder auch seine Frau lehnten die Arme auf die geschlossene untere Hälfte und schienen das Vorübergehen des Priesters zu erwarten. Gerothanasi hatte schon die Nachricht verbreitet, daß der Aussätzige im Sterben liege. Und der Priester begrüßte die Landleute: „Guten Tag, Herr Gianni. Lebewohl, Frau Thanäna.“ — „Bittet für mich, lieber Pappa.“

Offenbar hatten Alle Neigung zu ausführlicherem Zwiegespräch, aber der Pappa beeilte sich. Schweißbedeckt kam er zur Kirche herauf, öffnete die Thür, ging in das kühle Heiligthum, nahm ehrfurchtsvoll vom Altar das Kommuniongeräth und sein Euchologion, wickelte beides in seine Stola, band dasselbe in ein schwarzes linnenes Tuch und ging hinaus.

Kaum schloß er die Kirchthür, so hörte er Gerothanasis Stimme, der das Thier antrieb. Dasselbe schien nicht geneigt zu sein, in der Hitze einen Ausflug zu machen. Der Priester ging ihm entgegen, liebkoste es, stieg auf seinen Rücken, verwahrte sorgfältig sein Bündel, und fort ging es. Der alte Bauer folgte zu Fuß.

Es waren schon mehr Thüren geöffnet, und die frommen Landleute, welche wußten, was der Priester mit sich führte, schlugen das Kreuz, während er vorüberkam. In der Thür seines Hauses erwartete ihn die Pappadia, indem sie mit der Hand ihre Augen beschattete. Ein freundliches Lächeln leuchtete im Gesicht des Priesters auf. Er hielt das Thier an und wollte mit seiner Gattin sprechen, aber die Worte kamen ihm nicht über die Lippen. Auch sie brachte kein Wort heraus; während sie ihn zärtlich ansah, versuchte sie zu lächeln. Der Pappa Narkissos neigte das Haupt zum Abschiedsgruß, klopfte den Hals des Esels mit dem Strick, der ihm als Zügel diente, und zog mit dem Alten vorwärts. Das erzwungene Lächeln der Pappadia erlosch, sowie sie den kleinen Zug sich entfernen sah, und mit dem Daumen zerdrückte sie eine Thräne in ihrem Auge.

Der Weg ging abwärts durch die unterhalb des Dorfes gelegenen Aecker und Weingärten, dann stieg er wieder bergan durch einen dichten Olivenwald bis zum Gipfel des gegenüberliegenden Hügels, wo drei Windmühlen auf einen Lufthauch warteten. Von dort dehnte sich eine weite Hochebene aus, welche sich bis zu den steil abschüssigen Felsen abdachte, die den Südrand der

Insel bildeten. Der Weg war rauh und mühsam, aber Gerothanasi und sein Thier waren offenbar an Felspfade gewöhnt. Eine Zeitlang ging es zwischen den rohen Erdwällen hin, welche die Weingärten abgrenzten; als den Weingärten Aecker folgten, welche bereits abgeerntet waren, sah man über dieselben hinweg links eine Kette von mit Buschwerk bewachsenen Hügeln, rechts aber ging es stufenweise zur Seeküste hinab, und das dunkelblaue aegäische Meer dehnte sich unermeßlich weit aus, nur daß hier oder dort am Horizont die fernen Höhen anderer Inseln sich zeigten.

Der Anblick war außerordentlich schön, aber der Priester sah nichts davon. Sein Sinn war auf etwas anderes gerichtet. Die Beängstigungen, welche durch sein Pflichtbewußtsein und durch Gerothanasis Beispiel anfänglich beschwichtigt waren, kamen wieder in ihm auf. Die Vorbereitungen vor dem Aufbruch, das Erscheinen der Landleute an den Thüren ihrer Wohnungen, der Anblick seiner Gattin hatten sein zagendes Herz einigermaßen ermuthigt; jetzt aber, auf der einsamen Hochfläche, inmitten des tiefen Schweigens, welches durch das doppelte Geräusch des Hufschlages des Thieres und der Schritte des alten Bauern nur noch verstärkt zu werden schien, während die Sonne auf ihn herniederbrannte, entrollten sich ihm furchtbare Bilder vor seinem inneren Auge. Er versuchte durch Ueberlegung seiner Phantasie Herr zu werden, aber die Ueberlegung erwies sich machtlos. Bange war der Unglückliche, bange!

Bisher hatte er nicht gesprochen, aber auch sein Reisegefährte hatte das Schweigen nicht unterbrochen.

Wenn Jemand dahinwandelt im Sonnenbrand, auf unwegsamem Boden, meist dem Gang eines kräftigen Reitthieres nachfolgend, sieht er die Gelegenheit nicht als günstig für ein Zwiegespräch an, wenn er auch noch nicht so alt ist, wie Gerothanasi. Endlich riß sich der Priester aus seinen finsteren Träumereien heraus. Er hörte den Greis hinter sich schwer Athem holen, und indem er den Strick nach seiner Brust hin riß, brachte er den Esel zum Stehen. Der Alte beeilte seinen Schritt und holte den Priester ein.

„Was sagst du, mein Pappa? warum hältst du an?"

„Ich will herunter, damit du aufsteigst, und wenn ich müde bin, wollen wir wieder tauschen."

„Ja das wäre hübsch! ich sollte sitzen und du laufen!"

„Du bist müde, alter Mann."

„Ich müde! Meine Knochen werden mich noch ganz gut tragen, darum kümmere du dich nicht! Es wäre ja unerhört, daß der Pappa mit dem Heiligen zu Fuß geht und der Führer mit dem Thier voranreitet! Embros!"

Die Sache ließ keine fernere Erwägung zu. Der Esel gab dem moralischen Gewicht, das in der Stimme des Greises lag, und dem Faustschlag nach, welcher das Embros (Vorwärts!) verstärkte, und nahm die Wanderung mit Lebhaftigkeit wieder auf. Aber der Priester zügelte seinen Thatendrang, damit der Alte mit mehr Bequemlichkeit folgen konnte, und fing mit ihm eine Unterhaltung an.

„Werden wir ihn noch lebendig antreffen? Was meinst du?"

„Was weiß ich? Es ist mit dem Menschen aus.“

„Wie hast du ihn verlassen? Wie fühlte er sich?“

„Wie sollte er sich fühlen? Wie ein Mensch, der im Sterben liegt.“

Das war’s, was der Priester wissen wollte: wie ein Mensch sich fühlt, wenn er im Sterben liegt; aber die Antwort des Bauern klärte ihn nicht auf. Gern hätte er den ihm so schrecklichen Anblick beschreiben hören, ehe ihm derselbe vor Augen kam. Er hoffte, eine vorgängige Beschreibung hätte ihn mit dem, wovor er von seiner Kindheit her Schauder empfand, etwas vertrauter gemacht. In seinem Innern kämpfte die unsinnige Empfindung der Angst gegen sein edles Pflichtgefühl. Die Gleichgültigkeit, mit welcher der Greis über den Todeskampf sprach, die Bereitwilligkeit, mit welcher er zu dem sterbenden Aussätzigen zurückkehrte, vermehrte seine verborgene Scham ob seiner Feigheit.

„Warum gehst du mit mir?“ fragte er nach einigem Stillschweigen. „Nur um mich zu begleiten?“

„Auch deshalb. Aber nicht bloß deshalb, sondern auch um ihm an seinem Ende beizustehen. Du, mein Pappa, ertheilst ihm die Kommunion und gehst dann wieder weg. Ich bleibe da. Sein ganzes Leben hat er einsam und allein zugebracht, da soll er einen Christenmenschen zur Seite haben, wenn er stirbt, der arme Kerl!“

„Du bist wirklich ein guter Christ, Gerothanasi, Gott segne Dich! Aber das ist meine Pflicht und ich will sie erfüllen. Ich will ihm die Augen schließen.“

Und er fühlte, wie sich ihm die Kehle vor innerer Bewegung zuschnürte.

Schweigend setzten sie ihre Wanderung fort. Der Weg war nun nicht mehr von Mauern eingeschlossen, sondern führte durch Mastix- und Arbutusgebüsch hindurch und so zu dem abschüssigen Seeufer hinunter. In kurzem bog er links ab am Fuß eines nackten Hügelchens, und nun sah der Priester von ferne eine alleinstehende Ceder und im Schatten derselben die Hütte des Aussätzigen.

Fünfzehn Jahr früher hatte Narkissos den unglücklichen Einsiedler, welcher auch damals schon viele Jahre dort gewohnt hatte, unter den Zweigen dieses Baumes gesehen. Auf dem letzten Ausläufer der Insel verbrachte der Aussätzige fern von allem Umgang mit Menschen sein Dasein, auf welchem die Wucht eines angeborenen Unglücks lastete, selbst schuldlos, aber ohne Hoffnung, ohne Trost, ohne Zweck. Eine Waise, ohne Besitz und Vermögen, war er schon ganz jung von der entsetzlichen Krankheit ergriffen worden. Seine Landsleute zwangen ihn, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, indem sie die Verpflichtung übernahmen, ihn zu erhalten.

Die Last war allerdings nicht drückend, welche die Inselgemeinde auf sich nahm. Gerothanasi, dessen wenige Ländereien unfern der Hütte des Aussätzigen lagen, nahm die Ueberbringung der wöchentlichen Brotspende auf sich. Aber die Güte des menschenfreundlichen Landmannes beschränkte sich darauf nicht. Er half dem elenden Eremiten seinen kleinen Garten in Ordnung zu halten, indem er ihm die nöthigen Werkzeuge zurecht machte, ihn mit Samen versorgte, ihm Rath ertheilte.

Oft unterhielt er sich mit ihm, da er durch den langen Umgang an seine häßliche Krankheit gewöhnt worden war. Der Aussätzige wartete auf ihn, indem er die Tage und Stunden bis zu seinem nächsten Besuch zählte. Gerothanasi war das einzige Band zwischen ihm und der übrigen Welt. Kein Anderer kam in die Nähe des Aussätzigen; wenn ein Landmann dort vorüberkam, rief derselbe den Aermsten zuweilen von weitem an und setzte auf einen entfernten Hügel sein Almosen hin, aber Niemand wagte ihn aus der Nähe zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten.

Der Garten um die Hütte des Aussätzigen war mit Arbutus, Oleander und anderem Buschwerk umzäunt; nach der Seeseite hin war der Zaun unterbrochen, zwei große Steine bildeten als Thürpfosten den Eingang, aber eine Thür war nicht da.

Hier stieg der Pappa ab. Gerothonasi band die Vorderbeine des Esels mit einem Strick zusammen und beschränkte damit die ihm gegebene Freiheit, dann ging er in den kleinen wohl gepflegten Vorhof vor der Hütte. Der Priester folgte ihm. Nach einigen Schritten wandte sich der Bauer um.

„Setze dich draußen etwas auf den Stein, lieber Pappa, damit ich erst sehe, was der arme Mensch drinnen macht.“

Schweigend gehorchte der Priester. Er nahm das Bündel her, löste es mit zitternden Händen, legte die Stola mit dem, was darin war, auf den Stein, legte dann auch das Barrett ab und entblößten Hauptes, mit auf der Brust gekreuzten Händen, erwartete er

hoch aufgerichtet den Alten. Er war todtenbleich. Eine Bitte wider Willen, ein sündhafter Wunsch stieg plötzlich in seiner Seele auf: o, wenn der Alte wiederkäme und sagte: Er ist todt! Aber mit Schauder verjagte er diesen verbrecherischen Gedanken, rief die Hülfe von oben auf sich herab, schlug das Kreuz, nahm aus der zusammengefalteten Stola das Euchologion und fing an, die ernsten Gebete des Officiums für die Todten zu lesen. Er las, aber seine Gedanken waren drinnen in der Hütte. Warum kam Gerothanasi noch nicht wieder? Er wollte an die Thür der Hütte gehen, aber mitten im Vorhof blieb er zögernd stehen. Er wollte von hier aus den Alten fragen, aber er wagte nicht die Stimme zu erheben.

Endlich kam der Alte aus der Hütte heraus. Der Priester sah ihn mit fragendem Blick an.

„Der war weit weg, mit Mühe habe ich ihn wach gekriegt. Man kann seine Stimme kaum hören. Seine erloschenen Augen leuchteten hell auf, als er hörte, daß du da bist. Nun, lieber Pappa, ertheile ihm die Kommunion."

Der Priester wandte sich nach dem Eingang um, legte die Stola an, nahm voll Ehrfurcht das Heilige in die Hand und schritt der Hütte zu. Nur seine Blässe verrieth seine innere Erregung. Sein Schritt war fest, seine Hände zitterten nicht mehr wie vorher, er schwankte nicht mehr, die Besinnung auf sein heiliges Amt hatte die letzten Bedenken seiner Feigheit überwunden.

Als er in die Thür trat, berührte der Alte, welcher ihm auf dem Fuße folgte, leicht seine Kutte.

Der Priester, den einen Fuß auf der Schwelle, stand still und wandte den Kopf. Sein blondes Haar wogte aufgelöst über seinen Nacken.

„Lieber Pappa," sagte der Alte, „du brauchst dich vor seinem Aussehen nicht zu ängstigen. Er hat mich gebeten, ihn zu verdecken, damit du ihn nicht zu sehen bekommst."

„Gut," sagte der Priester ernst. „Du brauchst nicht herein zu kommen, wenn ich dich nicht rufe."

Und er ging in die Hütte hinein.

Gerothanasi setzte sich auf den Stein neben dem Eingang und wartete. Er blieb dort lange sitzen. Er wußte sich's nicht zu erklären, daß der Priester weder zu sehen noch zu hören war. Die Neugier trieb ihn, zur Hütte zu gehen, aber er wagte das Verbot nicht zu übertreten. Er wartete weiter und blickte auf das tiefblaue Meer hinaus, welches vom Winde gekräuselt wurde, der sich erhob und die Luft kühlte. Die Vegetation ringsumher gab einen belebenden Wohlgeruch von sich, die Vögel flogen in die Höhe und erfüllten die Luft mit ihrem Gesange, die Natur erschien heiter überall und glücklich, während der Aussätzige in seiner Hütte starb.

Plötzlich hörte der alte Landmann einen leichten Schritt in seiner Nähe. Verwundert wandte er sich um und sah das Weib des Priesters auf die Hütte zukommen. Augenblicklich stand er auf und ging ihr entgegen.

„Was ist dir passirt, daß du einen solchen Weg zu Fuß machst, Pappadia?"

„Ich dachte, ich würde euch wohl unterwegs begegnen, und so bin ich nach und nach hierher gekommen. Wo ist der Pappa?"

„Drinnen, bei dem Aussätzigen."

„Lebt er oder ist er todt?"

„Kann ich dir nicht sagen."

„Willst du nicht 'mal nachsehen?"

„Das hat mir der Pappa verboten."

Die Pappadia schwieg ein wenig und fing dann etwas unruhig wieder an: „Darüber kann es Nacht werden."

„Schadet nichts. Der Mond scheint. Aber du, was wolltest du eigentlich?"

„Ich habe die Kutte gebracht."

Und dabei zeigte sie die bessere Kutte des Pappa Narkissos, die sorgfältig zusammengelegt über ihrem Arm hing.

„Warum hast du die gebracht? es ist ja doch nicht kalt, daß er zwei übereinander tragen soll?"

„Er wird sie vielleicht nöthig haben," sagte die Pappadia.

Nach einigem Nachdenken fuhr Gerothanasi fort: „Du willst wohl, daß er die andere nicht mehr trägt, aus Furcht?"

„Was weiß ich? Es ist eine Krankheit. Vorsicht ist besser als Nachsicht."

Bei diesen Worten traten sie in den Eingang des Vorhofes.

„Setze dich hier, Pappadia, auf den Stein; du wirst müde sein."

„Nein, ich bin gar nicht müde. Soll ich nicht hinein gehen, Gerothanasi?

„Da wird der Pappa böse.“

Die Pappadia setzte sich auf den Stein. Jeden Augenblick wandte sie den Kopf nach der Hütte, auf ihrem Gesicht malte sich große Unruhe. Dem Alten that sie leid, oder er theilte vielleicht selbst ihre Unruhe. „Werde nur nicht böse,“ sagte er; „ich will ganz sachte nachsehen.“

Langsam näherte er sich der Hütte, indem er bei jedem Schritt lauschte. Er hörte nichts. Als er bis an die Thür gekommen war, stand er still. Der Priester sagte mit leiser Stimme etwas her. Kaum konnte der Alte ihn hören. Er steckte den Kopf in die Hütte. Das Gesicht des Aussätzigen war nicht zu sehen, der Rücken des Priesters verbarg es, welcher, auf dem Fußboden knieend, sich über den Aussätzigen beugte und betete. Das weiße Tuch, mit welchem Gerothanasi das Antlitz des Kranken verhüllt hatte, lag zu dessen Füßen.

Der Bauer zog leise den Kopf heraus und kehrte zum Eingang zurück. Die Pappadia, regungslos auf dem Stein sitzend, war mit den Augen jeder seiner Bewegungen gefolgt.

„Was hast du gesehen?“ fragte sie.

„Nichts.“

In diesem Augenblick kam der Priester aus der Hütte heraus und schritt langsam durch den Garten. Er trug seine Kutte nicht. In den erhobenen Händen hielt er das Euchologion und das Ciborium. Mit aufwärts gerichtetem Haupte ging er dahin, mit einem

Blick voll Seelenruhe, während der Abendwind in seinem aufgelösten Hauptthaar spielte. Er schien ein anderer Mensch geworden zu sein.

Er trat zu dem Alten und zu seiner Gattin, ohne sich über ihr Kommen verwundert zu zeigen. Niemand von Beiden ging ihm entgegen; sie warteten, bis er an sie herantrat. Niemand von Beiden richtete eine Frage an ihn; sie warteten, bis er sie anredete.

„Er ist entschlafen,“ sagte der Priester.

Gerothanasi und die Pappadia schlugen schweigend ein Kreuz.

„Morgen früh wollen wir kommen und ihn begraben,“ fuhr er fort.

Seine Stimme hatte etwas Ernstes, etwas Imponirendes. Niemals hatte seine Gattin ihn so reden hören. Die Thränen traten ihr in die Augen, sie fühlte, daß diese Probe seinen Geist auf immer gestählt hatte.

„Soll ich die Nacht hier bleiben?“ fragte Gerothanasi.

„Bleibt hier. Ich werde morgen in aller Frühe wiederkommen.“

Und mit dem Blick auf seine Frau, welche ihm die Kutte hinhielt, sagte er: „Das hast du gut gemacht, daß du sie mir mitgebracht hast. Mit der anderen habe ich den Todten zugedeckt.“

Und nach einander kehrten sie zu Fuß in ihr Haus zurück, der Priester und sein Weib.

3. Ithome.

Die Reise von Pavlitza nach dem Kloster auf Ithome war mehr, als unsere Führer meinten den Thieren zutrauen zu können. Mit um so größerer Energie nahmen wir die Ausführung unseres Vorsatzes, Ithome zu erreichen, in Angriff und hatten einen besonders genußreichen Tag.

Nach einer kleinen halben Stunde passirten wir die wegen ihrer wilden Schönheit berühmte Schlucht, durch welche die Neda im Schatten von Platanen über mächtige Felsblöcke hinschäumt; das Flüßchen kommt von dem Berge, welcher die im zweiten messenischen Kriege hochberühmte Feste Eira trug, und bildet etwas weiter westwärts einen ansehnlichen Wasserfall. Wir ritten dann durch die Eichenwaldungen, welche man nirgendwo in Griechenland so schön findet wie in Messenien, aufwärts, bis wir nahe einer Quelle auf der Paßhöhe unterhalb des Berges Hagios Elias Rast machten, um unser Frühmahl einzunehmen.

Hagios Elias ist ein beliebter Bergname in Griechenland. Es giebt einen solchen auf Aegina, Euboia, Mykonos, Salamis, im Taygeton, in Argolis, in Boeotien und noch anderswo. Elias ist der Heilige der Berge, weil er auf dem Berge Karmel das bekannte Gottesgericht vollzog und auf dem Berge Horeb die herrliche Gottesoffenbarung erlebte. Doch da der Name des Elias und des Sonnengottes Helios im Genitiv nach neugriechischer Aussprache gleichlautet, so dürfte zuweilen auch eine hochgelegene Kultstätte des Sonnengottes auf

eine dem Volk kaum merkliche Weise in den Besitz des alttestamentlichen Propheten übergegangen sein, dessen Auffahrt auf Feuerwagen und -Rossen überdies die Griechen an das Gefährt des Helios erinnern mochte.

Solche Untersuchungen beschäftigten uns damals nicht, als wir auf dem Paß mit unserem Lammfleisch und dem Resinatwein uns stärkten; sondern wir waren voll von dem herrlichen Ausblick, zu welchem hier die Gebirgsgegend sich öffnete. Dicht vor uns lag der nördlichste Ausläufer der messenischen Ebene; jenseits derselben aber war Berggipfel an Berggipfel gedrängt, so daß man den Namen dieses Gebirges leicht verständlich finden mußte: Kondowunia heißt es, verdeutscht die dichten Berge. Unter ihnen fiel ein tafelförmiger Berg besonders ins Auge, an welchem weitsichtige Blicke bereits aus dieser Entfernung Gebäude wahrnehmen konnten; dieser Berg, dessen Umrisse von schöner Regelmäßigkeit uns fast zwei Tage lang erfreuten, war unser Ziel, der Berg Ithome.

Bei dem jähen Abstieg von der Paßhöhe hatten wir Kämpfe mit den Hunden zu bestehen, welche sich als übereifrige Wächter der fast menschenleeren Ortschaften zeigten. Unten in der Ebene erregten die mächtigen Feigenkaktus unser Erstaunen. Aber so reich der Pflanzenwuchs war, so armselig waren im Unterlande die Behausungen der Menschen. Das ist nicht lachende Armuth, in welcher die Kinder zu Kokla aufwachsen; früh gräbt sich ihren graulichen Gesichtern die Freudlosigkeit und Müdigkeit ein, welche zu bezeugen scheint, daß in dieser prachtvollen Natur nur ein Geschöpf von Geschlecht zu Ge-

schlecht im Elend dahinsitzt, nämlich der Herr der Schöpfung, der Mensch.

Diese niederschlagenden Wahrnehmungen und Betrachtungen blieben in der Tiefe, als wir wieder ins Gebirge eintraten. In Neochori feierte man den Sonntag Nachmittag mit Gesang und Tanz. Wir hatten solche Dorfreigen schon in Simiko, besonders schön aber auf Korfu in Spartilla gesehen. Spartilla ist ein hoch am Pantokrator, dem bedeutendsten Berge auf Korfu, gelegenes Dorf. Als wir es Vormittags durchzogen, konnten wir nur staunen über den abgrundtiefen Schmutz in den elenden Gassen. O ihr Männer und Frauen von Spartilla, so riefen wir aus, groß ist bei euch die Unreinlichkeit! Und die Angeredeten antworteten mit Selbstgefühl: Malista, malista, Effendäs! (Allerdings, allerdings, ihr Herren!) Aber am Nachmittage hatte sich alles Volk auf dem einzig trockenen Platz neben der Kirche versammelt; in ihrem prachtvollen Schmuck folgte die lange Kette der Mädchen den Bewegungen des Vortänzers. Die Männer sahen von der einen, die Frauen von der anderen Seite des etwa rechteckigen Platzes zu; über dem Reigen lag ein so sittsamer Ernst, daß einige von uns überzeugt waren, einer religiösen Feierlichkeit beizuwohnen, wie ich denn auch in einigen Reisebeschreibungen die ernste Andacht der griechischen Tänzer und Tänzerinnen gerühmt finde. Ich aber zerbrach mir, während ich an der Kirchenmauer saß und das ernsthaft liebliche Schauspiel beobachtete, umsonst den Kopf darüber, wie es sich doch eigentlich erkläre, daß ferne im Norden viele brave Theologen den Tanz überhaupt als Sünde aufgefaßt haben. Die griechischen

Geistlichen hegen solche Skrupel nicht; sie sehen selbst der einzigen geselligen Freude ihrer jungen Gemeindeglieder gern zu, so dort in Spartilla, wie hier in Neochori. Hier wurde übrigens beim Tanz auch ein Lied mit einem Kehrverse gesungen, welcher die Panagia anrief.

Aber lange durfte unseres Bleibens in Neochori nicht sein, denn wir mußten unser Ziel erreichen, ehe die Sonne hinter den westlichen Bergen versank, weil nach Sonnenuntergang kein Gast in ein griechisches Kloster Aufnahme findet. Schon winkte uns das von außen sehr stattlich aussehende Kloster des heiligen Vulkanos, aber die Entfernung schien eher zu wachsen als abzunehmen, indem wir eine Schlucht nach der anderen umreiten mußten; dazu ging es ziemlich steil bergan, weil das Kloster etwa zweitausend Fuß hoch liegt; einige Tage vorher hätte nicht Jeder von uns gewagt, im Sattel zu bleiben, wenn die Thiere hart am Rand der Felsen hinaufkletterten. Wie manches Mal sind die Pferde mit der Aufmunterung: Embros! oder: Oxo! mit Schmeichelnamen und Scheltworten zu neuer Anstrengung ermuntert worden, bis wir an einem Cypressenwäldchen vorbei, das uns recht geeignet schien, der Begräbnißplatz der Klosterleute zu sein, unser ersehntes Ziel erreicht hatten und nach zwölfstündigem Ritt steifbeinig durch das Portal in den Klosterhof eintraten.

Im Kloster des heiligen Vulkanos auf dem Berg Ithome war um Sonnenuntergang die größere Zahl der Mönche auf der hölzernen Empore zerstreut, welche den Klostergang auf allen vier Seiten umgab. Schweigend

lehnten sie sich auf das Geländer der Empore. Es war nicht eine strenge Klosterregel, welche ihnen den Mund schloß, aber lieblicher noch genoß man die Abendstunde, wenn man sich still seinen Empfindungen überließ. Der Eine mochte zufriedenen Geistes auf die verschiedenen Färbungen der im Osten hintereinander aufsteigenden Bergzüge hinblicken und einen Beweis der wohlthätigen Fürsorge des Schöpfers für das Menschengeschlecht darin erkennen, daß der Auf- und Untergang der Sonne und die wechselnden Gestalten des Mondes immer neue Augenweide gewähren. Ein Anderer war nicht völlig zweifellos davon überzeugt, daß die bestehende Welt die beste von allen denkbaren Welten sei; denn wenn er beachtete, wie von dem erst vor wenig Jahren restaurirten Kirchlein inmitten des Klosterhofs der Mauerbewurf, den man — in Nachahmung der Sophienmoschee in Konstantinopel — mit schönem Roth und Gelb bemalt hatte, bereits wieder wegbröckelte, so daß sogar das Kreuz über der Kuppel sich zum Fall nach vorwärts neigte, so schien ihm eine so rasche Vergänglichkeit selbst eines geweihten Bauwerks ein Mangel der Welteinrichtung zu sein, und er meinte, sich ein besseres Dasein denken zu können, wo die Kirchen, selbst wenn sie vom schlechtesten Material sind, nie zerfallen. Ein Dritter ließ sich in solche Spekulationen nicht ein, da er ihren weiteren Verfolg als gefährlich fürchtete; er beschränkte sich darauf, den süßen Wohlgeruch der im Hofe blühenden Orangenbäume zu genießen, und dunkel schwebten ihm dabei Erinnerungen an eine Zeit vor, da er noch nicht ein heiliger Mönch gewesen. Plötzlich wurde das beschau-

liche Dahinträumen der Klostergemeinde unterbrochen; weltliche Gestalten schwankten über den Hof und die Treppe zu den Mönchen hinan, begrüßten dieselben und fragten bescheidentlich, ob ihnen Obdach gewährt sein werde.

Alle drängten sich heran — der Tag schien vor seinem völligen Ende noch interessant werden zu wollen! Ein Durcheinander von Stimmen rief das oft und gern gehörte: Malista, malista! Neugierig beschauten die Mönche die zur Uebergabe an den Abt ihnen dargereichten Visitenkarten und suchten umsonst auf der leeren Rückseite derselben nähere Aufschlüsse über die Fremden; einige aber, welche bereits eine weitere Unterhaltung anzufangen brannten, erkundigten sich, ob die Ankömmlinge Amerikaner seien? Inzwischen war der Abt geholt, welcher uns freundlich willkommen hieß und einstweilen in ein Zimmer führen ließ, in welchem die Bibliothek des Klosters sich befand: Lebensbeschreibungen von Heiligen, Erklärungen der heiligen Schrift und ähnliche Werke alter Zeit und in griechischer Sprache füllten einen mäßig großen Schrank, auf einem einfachen Schreibtisch lag ein ungeordneter Haufen von Papieren, welche sich auf die Verwaltung des Klostergutes bezogen, daneben auch Hymnarien mit byzantinischer Notenschrift und eine in Kalamata erschienene Schrift über die Alterthümer von Messene. Während wir in dieser Bücherei uns umsahen, hatte man uns das abendliche Mahl bereitet; wir wurden jetzt in das Speisezimmer geführt, wo der Abt sich mit uns zu Tisch setzte. Wir versuchten eine Unterhaltung; an gutem Willen, sie lebendig zu machen, fehlte es beiderseits nicht. „Wie leid thut es uns," sagten

wir zum Abt, „mit Ihnen nicht so geläufig uns unterreden zu können, wie es unser Wunsch wäre.“ „Sie sind glücklicher als ich,“ erwiderte der Abt, „da Sie noch einigermaßen meine Sprache verstehen, ich aber die Ihrige gar nicht.“ Doch überzeugten wir uns bei dieser Gelegenheit, daß es auch förderlich sein kann, eine fremde Sprache nicht völlig korrekt zu sprechen. Einer von uns wollte sich höflich zeigen und den uns vorgesetzten Wein loben. Aber anstatt, wie er beabsichtigte, zu sagen: Ein sehr guter Wein — sagte er: Besseren Wein! Der Abt war liebenswürdig genug, sogleich einen dem unfreiwillig ausgesprochenen Wunsche entsprechenden Befehl zu geben.

Die Neugierde trieb manchen der „schönen Greise“ — so werden die Einsiedler und Mönche gewöhnlich in Griechenland genannt — an der Thür zu lauschen und hineinzuspähen, so oft einer der Klosterknaben, die uns bedienten, ab- und zuging. Endlich aber setzte unser Benehmen die ganze Klostergemeinde in Erstaunen. Denn als gute Hamburger gedachten wir daran, daß an diesem Tage vor siebenhundert Jahren Kaiser Friedrich Barbarossa unserer Vaterstadt den berühmten Freiheitsbrief ertheilt hatte; da konnten wir uns nicht enthalten, jenes Lied anzustimmen, dessen Weise jeder Hamburger, dessen Text kaum Jemand kennt: Auf Hamburgs Wohlergehn! Voll Erbauung lauschten der Abt und ein Dutzend Mönche auf die unerhörten Klänge dieses weltlichen Chorales und groß war die Ehrfurcht auf beiden Seiten, als wir in unsere Schlafräume geleitet wurden.

Wir fanden auch hier nicht Bettstellen, aber gemüthlich genug wurden uns Decken auf dem Erdboden

ausgebreitet und die Mönche wetteiferten in Gefälligkeiten. Ich rufe mir besonders die riesenhafte Gestalt eines schwarzhaarigen Bruders ins Gedächtniß, welchem es ein wahres Herzensbedürfniß zu sein schien, uns alles so bequem wie nur möglich einzurichten und vor uns die sichtbarsten Spuren der Unreinlichkeit zu verbergen, welche auch hier herrschte. Und als er auch durch das Angebot von Cigaretten sich mit uns auf freundschaftlichen Fuß gestellt hatte, konnte er es nicht länger hinausschieben, uns mit seinem litterarischen Besitz bekannt zu machen. Dieser Mönch besaß nämlich ein Buch als Privateigenthum, ein Buch, welches er auch fleißig las, wie zahlreiche Lesezeichen außer anderen Spuren des Gebrauchs bezeugten; ein Buch, das er glückselig herbeibrachte, weil er an unserem Gepäck erkannte, daß wir einen solchen Besitz zu schätzen wußten. Das Lieblingsbuch des Mönches war — der Koran in griechischer Uebersetzung. Man muß deshalb nicht meinen, daß er eine gefährliche Neigung zum Mohammedanismus hatte. Er verstand es, den Koran als ein guter Christ zu lesen; er dachte sich nämlich hinzu, was in demselben fehlte. Denn freilich faßte er den Unterschied zwischen Christen und Mohammedanern nicht so auf, daß die Ersteren etwas anderes glauben als die Letzteren, sondern daß jene etwas mehr glauben als diese.

Als wir am andern Morgen unser Schlafzimmer verließen, erwartete uns bereits der schwarzhaarige Riese mit aller Freundlichkeit des vorhergehenden Abends. Wir hatten schon bald nach unserer Ankunft erklärt, daß unter uns ein Arzt sei, welcher bereitwillig den

körperlich Leidenden Rath ertheilen und Arznei reichen werde. Infolgedessen mochte Mancher während der Nacht sich auf sein körperliches Wesen ernstlich besonnen haben, und allgemein sah man erwartungsvoll der siebenten Stunde entgegen, auf welche die klösterliche Poliklinik angesetzt worden war. Inzwischen unterhielt ich mich mit den neuen Freunden. Sie sprachen mit mir von meiner fernen Heimath. Germania, rief einer der Mönche aus und winkte den Klosterknaben heran, du hast Geographie gelernt, Apostolos, sprich, ist Germania weiter als Amerika? Ein Anderer begehrte die Himmelsrichtung zu wissen, in welcher er sich Germania denken müsse. Aber der Riese trug die Palme der Wissenschaft davon: Germania, sagte er, ist das Land, wo Bismarck der erste Minister ist. Neidisch auf seine Kenntnisse sahen die Andern ihn an, bis auf den Einen, welcher ihm nichts nachgeben wollte und deshalb hinzufügte: Und Mac-Mahon der zweite.

Jetzt begannen die ärztlichen Konsultationen. Schon am Abend vorher hatte man uns von einem Mönche erzählt, welcher an geschwollenen Füßen leide. Derselbe kam nichtsdestoweniger die Treppe langsam heraufgeschlichen, gebeugt auf seinen Stab. Der Mann machte den Eindruck des höchsten Greisenalters; dennoch setzte uns die Antwort in Erstaunen, welche er gab, als wir fragten, wie alt er sei. Hundertundzwanzig Jahre, erwiderte er. Man wird seine Angabe als eine nach oben abgerundete Zahl auffassen müssen. Doch erlaubte ich mir, in meinen Gedanken dieselbe genau zu nehmen. Darnach war dieser Mönch in gleichem

Jahre mit Napoleon I. geboren. Wie früh war dessen Lebenskraft verzehrt worden, während sie bei diesem Greise noch weiter tröpfelte, wie sie von jeher tropfenweise geflossen war, mühelos, kummerlos, freudelos! Doch begehrte der Hundertundzwanzigjährige von den Gebrechen des Alters befreit zu werden und trug die stärkenden Tropfen, die ihm geschenkt wurden, so glücklich hinweg, als ob in dem Fläschchen seine verlorene Jugend enthalten gewesen wäre. Diesem Patienten folgten andere; zuletzt trat Jeder aus der anfänglichen Zurückhaltung heraus, Jeder glaubte gefunden zu haben, daß es an der körperlichen Maschine doch irgendwo hapere, und der Ansprüche wurden fast zu viele gemacht, bis wir eilten, mit den Konsultationen zu Ende zu kommen. Wir ließen uns jetzt noch in die Kirche führen, welche, weil gänzlich restaurirt, keine besonderen Alterthümer oder Merkwürdigkeiten aufzuweisen hatte. Nachdem wir die uns erwiesene Gastfreundschaft durch die übliche Gabe in den Opferstock vergolten, auch von dem Abt, dem Riesen und dem Hundertundzwanzigjährigen photographische Aufnahmen gemacht hatten, brachen wir auf, in freundlichster Weise von den Klosterleuten verabschiedet.

An diesem Tage mußten wir viel Schweiß vergießen. Denn zunächst ging es weiter aufwärts zum Gipfel des Berges Ithome. In die Mauerreste, welche von der Befestigung dieser Höhe im fünften vorchristlichen Jahrhunderte herstammten, hat man im Mittelalter ein Kloster hineingebaut; in die Ruinen des Klosters hat ein Einsiedler sich eingenistet. Derselbe briet sich

im Sonnenschein, als wir in seine Siedelei eintraten; verwildert war sein Haarwuchs, zerlumpt seine Kleidung, und es lag näher, ihn für einen Geisteskranken als für einen Mann Gottes zu halten, besonders als wir ihn bei unserem Abstieg noch lange von einem Felsvorsprung aus den Raubvögeln predigen hörten, wie einst Antonius von Padua den Fischen gepredigt haben soll. Auf höchst beschwerlichem und hier und dort fast gefährlichem Pfade kletterten wir von dem gegen dreitausend Fuß hohen Berggipfel in die Tiefe nach dem Dorfe Mavromati, wo unsere Pferde unser warteten. Der Name Mavromati, auf deutsch: dunkles Auge — zaubert mir das lieblichste Bild vor die Phantasie. Ich sehe aus dem epheubedeckten Felsen eine gewaltige Quelle hervorbrechen, überschattet von Platanen und mancherlei Gesträuch; der Schatten und der kühle Trunk sind gleich erquicklich. Während wir uns hier kaum satt trinken können, hat sich ringsumher eine Schaar von Männern, Weibern, Kindern versammelt, eine reiche Ausbeute für unsere photographischen Apparate. Jetzt führt man uns im Triumph hinüber ins Schulhaus, um uns die Sammlung von Alterthümern zu zeigen, welcher man den stolzen Namen eines Museums gegeben hat: geringe Ueberbleibsel eines Stammes, dem sein schönes Erbtheil zum Verderbeu gereichte, weil es den übermächtigen rauhen Nachbar zum Neide reizte. Wie Esel, so drastisch schildert Tyrtaios das Los der Messenier nach ihrem ersten Kriege gegen die Spartaner, wie Esel, die von schweren Lasten gänzlich niedergedrückt sind, wurden sie genöthigt, die Hälfte vom Ertrage

ihrer Felder ihren Gebietern zu geben und nach dem Tode des Königs von Sparta als Leidtragende samt ihren Weibern im Trauerkleide dahin zu kommen. Und diese Behandlung soll noch mild gewesen sein im Vergleich mit derjenigen, welche nach dem zweiten messenischen Kriege ihnen zu theil wurde. Aber du brichst noch gewaltig hervor, Symbol des trotz allen Druckes frisch entspringenden Lebens, Quelle Mavromati; so wachsen noch heute in Messeniens Gebirgen herrliche Eichen und herrliche Männergestalten.

Zu einer Stadt Messene kam es erst in einem späten Zeitalter, in dem Städte, welche Staaten sein wollten, keine Zukunft mehr hatten, nämlich ein Menschenalter vor dem Untergang der griechischen Freiheit. Es war ein Lieblingsplan des Epameinondas, den Staat der so schwer gedrückten Messenier wiederherzustellen, und in einer Stadt an dem durch die ruhmvollsten Erinnerungen geweihten Ithome diesem neuen Staat einen Mittelpunkt zu geben. Die Ausführung dieses Plans wurde mit religiöser Feierlichkeit ins Werk gesetzt. Wie die Israeliten aus der Verbannung sich zu einer gottesdienstlichen Gemeinde sammelten, so schaarten sich die aus der Zerstreuung zusammengerufenen Messenier um die uralten Heiligthümer der Väter; in den weiten Bezirk der Stadt schloß man jene jetzt von dem seltsamen Einsiedler besetzte Höhe ein, weil sie seit grauer Vorzeit dem Zeus heilig war, und trug aus der jetzt Mavromati genannten Quelle täglich Wasser dort hinauf. Wenig ist von der Stadt des Epameinondas übrig geblieben, dies Wenige freilich gehört zu den hervorragen-

den Sehenswürdigkeiten Griechenlands: die Befestigungen, mit welchen sie gegen die Feinde geschützt wurde, von denen man so Hartes erlitten hatte, und von diesen Befestigungen vorzüglich das arkadische Thor.

Der Festungskrieg ist bei den Griechen erst sehr spät ausgebildet worden; Perikles war der erste, welcher Belagerungsmaschinen anwandte; erst das vierte Jahrhundert vor Christo bezeichnet im Befestigungs- und Belagerungswesen einen großen Fortschritt. In diesem klassischen Zeitalter der Fortifikationen war also der Befestigungsgürtel der neuen Stadt Messene angelegt und, wie selbstverständlich, waren die am meisten gefährdeten Punkte desselben, die Thore, mit besonderer Vorsicht und Kunst verstärkt. Ein solches Thor bestand aus einem äußeren und einem der Stadt zugekehrten Durchgang; beide waren von mehrstöckigen, mit Schießscharten versehenen Thürmen flankirt und schlossen einen kreisrunden Innenraum (von 70 Fuß Durchmesser) ein, in welchem die durch das äußere Thor bereits eingedrungenen Belagerer von allen Seiten den Wurfgeschossen, auch Strömen von siedenden Flüssigkeiten ausgesetzt waren. Außerdem waren zahlreiche Thürme an den Mauern angebracht, welche sich an den Bergseiten hinanziehen.

Es sind ungeheure Quader und Steinplatten, welche hier verwandt sind; meist sind sie einen Meter hoch und zwei Meter breit bei verschiedener Länge. Keine Feindesgewalt hat sie im Laufe vieler Jahrhunderte auseinander gerissen; mächtig geworden ist ihrer nur die Keimkraft der Samenkörner, welche in ihre

Spalten gefallen sind; die scheinbar so schwachen Pflanzen haben die mächtigen Quadern mehrfach zollweit auseinander gedrängt. Uebrigens macht diese starke Befestigung durchaus nicht den Eindruck des Plumpen; im Gegentheil hat man die unüberwindliche Festigkeit mit künstlerischem Geschmack herzustellen gesucht, so daß auch, nachdem die schmucken Mauer- und Thurmzinnen sämtlich gefallen und der staunenerregende Thorsturz heruntergebrochen ist, das arkadische Thor nicht nur als vorzüglichstes Denkmal griechischer Befestigungskunst historisch wichtig bleibt, sondern auch ästhetisch beurtheilt in seiner stillen Größe ein Kleinod unter den griechischen Reiseerinnerungen ist.

Sieben Stunden lang ritten wir noch an jenem Tage weiter und weiter hinunter in die Ebene; immer reicher wurde die Vegetation, die Männer, welche uns zu Roß in schmucker Pallikarentracht begegneten waren oftmals Muster kraftvoller Schönheit, hinter unserem Rücken traten die charakteristischen Umrisse des Ithomeberges immer weiter in den Hintergrund. In Nisi sollten die Führer den dortigen Vorrath an Postkarten für uns aufkaufen — man findet auch in bedeutenderen Ortschaften des Peloponnes selten deren ein ganzes Dutzend; — indes wir auf sie, ohne abzusteigen, warteten, sammelte sich um uns, wie überall, ein Volkshaufen; die herzulaufenden Knaben examinirten wir im Lateinischen und in der Geographie; ohne Scheu standen die geweckten Kinder Rede und Antwort, angefeuert durch den Zuspruch ihrer Väter, denen man den Stolz auf die Gelehrsamkeit Junggriechenlands ansah.

Von Nisi führte der fernere Weg schnurgerade durch die wasserreiche Pamisos-Ebene hindurch; zur Rechten lag keine halbe Stunde von uns entfernt der Strand des messenischen Meerbusens. Schon war es dunkel geworden, als wir nach Kalamata kamen, und nachdem wir dicht vor der Stadt auf einer hölzernen Brücke ohne Seitengeländer, welche über den Nedon führte, im Finstern mit einem Wagen zusammengerathen waren, mußten wir dankbar froh sein, als wir, von der zusammenströmenden Menge geleitet, wohlbehalten im Gasthof anlangten. Die Beleuchtung des Speisesaals durch drei Petroleumlampen erschien uns prachtvoll, da wir an den letzten Abenden mit Oellämpchen ältester Konstruktion uns hatten begnügen müssen, und da wir sogar ordentliche Bettstellen vorfanden, trugen uns alsbald schöne Träume fern nach dem Norden.

4. Sparta.

Anderen Tages um fünf Uhr aufgestanden, fanden wir den Kellner im Eßzimmer auf dem Tisch liegen, unser Tischtuch war sein Bettlaken geworden; auf der Treppe war der Hausknecht bei der Reinigung unserer Stiefeln eingeschlafen; also lag ein Jeder auf dem Felde seiner Ehre. Eine Stunde lang forderten wir vergebens die Rechnung, bis wir uns anschickten, ohne Bezahlung auszurücken; schon saßen wir zu Pferde, als der Wirth angstvoll herbeieilte; so wurde ihm noch zu theil, was recht und billig war, unter jubelvoller Mitwirkung der Männer von Kalamata, deren Zeugniß für die Gültig-

keit einiger halbirter oder sonstwie verdächtiger Geld-lappen wir einholten.

Nun hinaus aus den schmutzigen Gassen der Stadt.

Draußen entzückte uns ein Reichthum der Vegetation, welche zur Genüge erklärt, warum der alte Geograph Strabon Messenien ein seliges Land nennt. Zehn Fuß ragten die Kaktushecken, nicht selten sah man schöne Palmen, die Oleanderblüthen zeigten jene eigenthümliche blutrothe Farbe, in welcher wir sie auf unserem heimathlichen Boden nicht kennen.

Erst langsam, dann steiler ansteigend, so daß wir bald eine Höhe von 2000 Fuß und darüber erreicht hatten, sahen wir allmählich den Baumwuchs zurückbleiben, bis in weltferner Bergeinsamkeit nur niedriges Gestrüpp von Ilex uns umgab und allüberall hohe Stauden von Wolfsmilch, deren oberste Blätter sich schön röthlich färbten. Aber den reichsten Genuß bot uns der Rückblick; das prachtvolle Meer lag hinter uns in der Tiefe, wie es den südlichsten Ausläufer Griechenlands und Europas von allen Seiten einrahmte, bei Kalamata aber eine wie mit dem Zirkel gezogene halbkreisförmige Bucht bildete. Das Bergland, welches in mittäglicher Richtung lag, ist der Tummelplatz der tapferen, freiheitsliebenden Manioten, welche sich dem Kreuze erst seit tausend Jahren, dem Halbmonde niemals unterworfen haben.

Ein tiefes Thal hinunter und an der anderen Seite hinauf, so befanden wir uns wieder in waldreicher Gegend. Unter Feigen und Oelbäumen versteckt liegt hier das Dorf Lada; in dem hochgelegenen Wirthshaus

dieses Dorfes, dessen Gaststube viele Reliquien frü
Reisenden enthält, nahmen wir unser Frühstück
hatten dabei genug Zeit, über die religiöse und pol
Wichtigkeit dieser Waldgegend nachzudenken. Sie
einst für Lakonien und Messenien ein tausendjäh
Zankapfel, wie Elsaß-Lothringen in den letzten
Jahrhunderten für Deutschland und Frankreich; si
ein Hauptort der Verehrung der Artemis, deren
von Orestes und Iphigeneia hierher gebracht sein
und welcher in diesem Jagdrevier Festversammlu
und Festspiele gefeiert wurden.

Nachdem wir wieder stundenlang auf kaum e
barem Saumpfade bergan gewandert waren, kame
auf die Paßhöhe, von welcher man südwärts zu
höchsten Berge Griechenlands ansteigt, dem gegen
Fuß hohen Hagios Elias. Auf besagter Paßhöhe
eine Kapelle und eine Einsiedelei. Die Natur wa
von großartiger Schönheit. Die nahe Beschrä
durch den aromatischen Fichtenwald schloß den Au
auf das Taygeton mit seinen weiten Schneefelder
wiederum in die Tiefe, aus welcher das Meer aufb
nicht aus. Das Los des Eremiten, welcher in
heiligen Stille, aber im steten Zusammensein mi
herrlichsten Naturgemälden, dem südlichen Meer,
Schneegebirge und dem tiefen Walde fern von d
räuschvollen Menschenwelt seinem Gott dienen
wollte uns beneidenswerth erscheinen; doch durch
uns schon tiefe Befriedigung, daß wir als Pilge
eine weihevolle Stunde zubringen konnten, und
bares Entzücken über jedes Stück des Weges, w

wir von jenem Meer in der Ferne bis zu dieser friedevollen Bergeshöhe zurückgelegt hatten, erfüllte uns ganz. Ich gestehe, daß wir vorher und nachher oft nach einer richtigen Antwort auf die Frage: Ist Griechenland schön? gesucht haben; denn allerdings ist Griechenland nicht schön in dem Sinne, in welchem Touristen dies Wort gewöhnlich auffassen; es hat nicht fette Wiesen, welche von Laubwäldern umrahmt werden, nicht von schlanken Kirchthürmen überragte Städte, gelagert an freundlichen Flüssen, die als Verkehrsadern belebt sind; ernst bleibt die griechische Natur, die Oede scheint oft zu trauern. Aber hier unter dem Hagios Elias an der Grenze von Messenien und Lakonien fragt man nicht nach der Schönheit Griechenlands, sondern trinkt still sie ein in vollen Zügen.

Wir hätten uns von jener Höhe noch schwerer getrennt, wenn wir nicht gewußt hätten, daß aufs neue etwas besonders Großartiges unser warte; denn unser Weg führte uns weiter durch die Langada. Dies ist der neugriechische Ausdruck für jede Schlucht; es trägt aber insbesondere diese berühmteste und gefahrvollste Schlucht diesen Namen, welche in die Ebene von Sparta herunterführt. Bergwände, welche fünfhundert oder mehr Fuß jäh abstürzen, treten nahe aneinander; in der Tiefe rauscht ein Gebirgsbach; gewaltige Felsen, welche ein Erdbeben oder die langsame Unterwühlung aus der Höhe heruntergestürzt hat, werfen sich ihm in den Weg; Platanen, stets Gegenstand unserer Bewunderung, aber hier im feuchten Grunde mächtiger als je, haben an manchen Stellen die Felsen wunderbar gehoben. Der

Pfad ist oft wenig mehr als einen Fuß breit und s
wohl dreißigmal von der einen Seite des Bach
die andere hinüber. Um so vertraulicher wird m
dem geschwätzigen Bach; um so mehr ist man er
wenn er plötzlich verschwunden ist, und zwar,
scheint, auf immer. Versunken ist er zu unteri
Fortsetzung seines Laufes, wie denn solche Katab
oder unterirdische Abflußkanäle in Griechenland
selten sind; überhaupt dürfte kein Land Europ
Wasserwundern so reich sein wie Griechenland,
offenbar auf die griechische Mythologie eingewirk
Man hatte sich bereits an das Rauschen des Bac
der Langada gewöhnt; um so geheimnißvoller wi
das Schweigen der Gebirgsschlucht, fast beklemmen
mal wenn, wie bei unserer Wanderung, der Aber
einbricht. Bereits am Eingang der Schlucht war
von den Pferden gestiegen und die Führer hatt
Thiere vorausgezogen; für uns wäre es sehr unbe
gewesen, diesen Weg zu reiten. Aber auch das K
brachte Gefahr; glitt man aus, so drohte die
und wer hinter dem Führer ein wenig zurückblie
stieg sich und sah sich plötzlich auf einem Vors
auf welchem man sich zuweilen kaum aufrecht
konnte. Es nützte uns nichts, daß auf dem letzten
des Weges uns das von den Führern mit hö
Vertrauen ausgezeichnete weiße Maulthier entgegeng
wurde; der Versuch, es zu reiten, mußte bald
aufgegeben werden. Hätte nicht die Mondsichel u
leuchtet, wir wären genöthigt gewesen, die Nach
durch beim Eulenschrei und Heulen der Schaka

einer geschützteren Stelle des Bergabhangs zuzubringen. Und wenig fehlte daran, daß der Mond so weit seitwärts trat, daß seine Strahlen unsere Tiefe nicht mehr erreichten.

Auch der dreistündige Weg durch die Langada hatte endlich ein Ziel. Wir traten heraus und athmeten auf; weithin erstreckte sich die lakonische Ebene. Unser Weg führte uns aber noch nicht in dieselbe hinunter, sondern ein am Ausgang der Schlucht noch ziemlich hoch am Gebirge belegener Ort Namens Tripi sollte uns Nachtquartier bieten. Ehe wir die Herberge erreichten, tappten wir noch in einen Mühlengraben hinein. Uebermüdet erreichten wir das Ende unserer Wanderung. Schon war ein junger Engländer in unser Nachtquartier eingekehrt. Ihn hatte das ganze Weh der Vereinsamung überwältigt, welches einen Wanderer, der gar keinen Gefährten hat, in einem wildfremden Lande unter Leuten unbekannter Zunge überfallen kann. Der Lebensmüde konnte uns nun doch etwas von seinem Leid klagen, raunte uns aber auch bereits melancholisch zu, daß unsere Wirthsleute unpleasant people seien. Das merkten wir noch abends an der Langsamkeit, mit welcher sie uns mit Speise und Trank versorgten, und wir erfuhren es am nächsten Morgen noch mehr, da wir nicht ohne ein Handgemenge uns in Besitz unserer Sachen setzen konnten. Aber einstweilen vergaßen wir die Gefahren und Beschwerden des Tages, die wir überstanden hatten, und die Schlechtigkeit der Menschen, mit welcher wir noch ringen sollten, als wir beim schwachen Schein des Lämpchens, das vor einem Heiligenbilde schwebte, zugleich

aber beim Schein der Sterne, welche durch das zer
Dach hereingrüßteu, sanft entschlummerten.

Als wir am nächsten Morgen aus Tripi —
Name heißt verdolmetscht Loch — herausgek
waren, lag die westlich vom Taygeton, durch
die Langada uns gebracht hatte, östlich von
eingeschlossene Ebene vor uns, welche im Gegen
diesen Gebirgen den Namen Saatflur, auf gr
Sparta, empfangen hat. Minder imposant i
Parnon, wiewohl er eine Höhe von sechstausen
erreicht; wo er östlich sich zum Meere abdacht,
die wegen ihrer alterthümlichen Sprache oft gen
Tzakonen. Das Taygeton streckt sich fünfzehn
weit bis zum Vorgebirge Tainaron, dem Kap Ma
der Südspitze Europas; dort hinunter wohnen die
erwähnten Manioten, aus deren 1673 nach
verzogenen Brüdern nach griechischer Ueberlieferu
poleon hervorgegangen sein soll, dessen Stamm
freilich Andere mit ebensowenig Grund auf byzan
Kaiser zurückführen. Sparta gegenüber steig
Taygeton in fünf Hauptgipfeln auf, welche il
Mittelalter den Namen des Fünffingergebirges
tragen haben; auf diesen Spitzen, bis zu 850
hoch, liegt viel Schnee, während die unteren The
Gebirges mit Waldungen, Bergwiesen und Acke
bedeckt sind. Mehr als andere griechische Gebirg
das Taygeton den Charakter des Erhabenen, am n
kommt ihm in dieser Hinsicht der Parnassos bei
Der Gegensatz zwischen den Athenern und den
tanern ist außer in der Verschiedenheit des io

und des dorischen Stammes offenbar begründet in der außerordentlich verschiedenen Natur der Landschaften, in welchen beide zu ihrer geschichtlichen Bedeutung heranreiften.

Ehe wir eine der berühmtesten Stätten des Alterthums besuchten, zog ein mittelalterliches Pompeji unsere Aufmerksamkeit auf sich. Zweitausend Fuß hoch zieht sich am Taygeton hinauf Stadt und Burg Misithra oder Mistra, deren Name vielleicht mit Meißen identisch und aus dem Slavischen als Grenzburg zu erklären ist. Durch schöne Thore ging es auf beschwerlichem Wege hinauf zu der hochgelegenen Feste; die Häuser, an welchen wir vorüberkamen, schienen menschenleer zu sein, nur ein scheues Kind begegnete uns in der Stadt; kein Laut durchbrach die Stille außer dem scharf durchdringenden Ton einer Hirtenflöte. Oben erinnerte manches ansehnliche Stück Architektur an vergangene Herrlichkeit, und der Blick auf die Olivenwälder der Ebene, den „schönfließenden“ Strom — das ist die Bedeutung des Namens Eurotas — und die mächtigen Höhen im Osten und Westen war von unvergeßlichem Reize. Beim Abstieg besichtigten wir die romanisch-byzantinische Kirche der Hagia Pantanassa, welche uns von einigen alten Klosterfrauen geöffnet wurde. Wir verlangten sehr nach leiblicher Erquickung, da der Tag heiß war; doch hatten die Nonnen nichts als Wasser und Rosen.

Die verlassene Stadt mit so viel bedeutenden Ruinen entrollte vor uns ein Stück mittelalterlicher Geschichte. Wilhelm von Villehardouin, einer der begabtesten und kühnsten unter den fränkischen Fürsten

auf griechischem Boden, erbaute sie 1249 als
burg für die slavischen Stämme im Parnon
Taygeton; damals ist hier oberhalb des alten
manch Ritterturnier nach abendländischer Weise
worden, ja man wallfahrtete hierher als zu eine
echter Courtoisie. Aber diese Blüthezeit war vo
Dauer. Denn in der Schlacht von Pelagoni
von den Byzantinern geschlagen, fiel der Erba
Mistra in Gefangenschaft, aus welcher er sich l
indem er unter anderem auch diese seine neue
dung an den byzantinischen Kaiser abtrat.
Jahre später war Mistra aufs neue ein Ort vo
politischer Bedeutung unter dem hochbegabten
Kantakuzenos, welcher den wichtigen Schritt th
banesen zunächst als Söldner in Dienst zu
sodann in großer Menge im Peloponnes anz
frische Volkskraft strömte damit in Hellas' er
Glieder. Wiederum hundert Jahre später,
Herrschaft der Paläologen sich bereits fast a
Peloponnes beschränkte, trug eben in diesem
die neuplatonische Philosophie noch einmal ein
Blüthe in dem hochberühmten Heiden Gemisthos
welcher hernach Cosmo de' Medici zur Stift
Akademie von Florenz anregte; auch Hieronym
ritonymos, ein Lehrer Reuchlins und Erasmus
aus Mistra gebürtig. Endlich überlebte die H
der Paläologen zu Mistra den Fall von K
nopel noch um sieben Jahre.

In der Mittagsstunde ritten wir — zun
mal nebeneinander, während wir sonst auf dem

Gebirgspfaden nacheinander hatten reiten müssen — durch einen weit ausgedehnten Olivenwald nach Sparta. Ein Olivenwald wird zwar an Schönheit von manchen anderen Wäldern übertroffen, giebt aber unaufhörlich neue Augenweide durch die Unregelmäßigkeit der schlanken Stämme, welche manchmal die seltsamsten Figuren zeigen. Nachdem wir bereits lange die hochragende Hauptkirche von Sparta gesehen, erreichten wir endlich die Stadt und suchten in den breiten, aber ziemlich menschenleeren Straßen unseren Gasthof auf. Das neue Sparta, erst 1834 an der Stelle des alten gegründet, ist von der Regierung einigermaßen begünstigt; trägt doch der Kronprinz von Griechenland den Namen eines Herzogs von Sparta, aber nur offiziell, da das Volk ihn allgemein den Diadochos oder Thronfolger nennt. Die Stadt kann jedoch nicht recht zur Blüthe kommen, denn wie über manche im Alterthum hochkultivirte, seitdem verwahrloste Gegend hat sich auch über diese eine Fieberatmosphäre gelagert. Nur eine zahlreiche Garnison bringt etwas Leben.

Unser Weg war am Nachmittag zuerst nach dem Museum gerichtet. Obwohl dasselbe erst aus jüngster Zeit herrührt, war doch in dem einen der beiden Haupträume die Decke eingestürzt, die Decke des anderen versprach bald dem gegebenen Beispiel zu folgen; die hier gesammelten Kunstdenkmäler bleiben bis auf weiteres dem Verderben durch Staub und Schmutz und durch die Ungunst des Wetters ausgesetzt. Uebrigens sind diese Bildwerke, welche nur zufällig in und bei Sparta gefunden wurden, da systematische Forschungen noch nicht vor-

genommen sind, von größerem Interesse für den
thums- als für den Kunstfreund; die Bildung der
dürfte man wohl hölzern nennen, zumal manc
Steinfiguren wahrscheinlich nach Holzfiguren ge
sind und die Vorlage traditionell getreu nachgea
sein scheint.

Das Museum machte uns nicht Lust, die
Sammlung des Gymnasiums zu besehen. Wir
derten zur Stadt hinaus, um nach den spärlichen
der Akropolis und des Theaters zu suchen. D
tere ist ohne Schwierigkeit festzustellen, da noch
Sitzreihen und ein Theil der Stützmauer zu er
sind. Schwieriger war es, den Platz der Ak
aufzufinden. Das ältere Sparta, welches übe
„dorfartig" bewohnt wurde, bedurfte einer Ak
nicht, da die Eurotasebene von Natur vo
gesichert war; leicht konnten die Thalengen, welch
die Gebirge an beiden Seiten führen, besetzt
im Nothfall konnte die Niederung um Sparta
Absperrung des Eurotas unter Wasser gesetzt
So antwortete man dem Philipp von Makedoni
seine Drohung: Wenn ich nach Lakedämon komm
kein Stein auf dem andern bleiben — getrost
lakonischen: Wenn! Doch diente der Stadt als
ligter Mittelpunkt der Hügel, welcher ein scheinb
von Erz gebautes Heiligthum der Athena trug;
Nebengebäude dieses Tempels der „erzhausigen"
flüchtete König Pausanias in seiner Todesnoth und
daselbst eingemauert, indem seine greise Mutter se
ersten Stein herzutrug. Den Ort dieser Akropo

auch des Marktes von Sparta suchten wir zu bestimmen und kehrten dann langsam durch den Olivenwald nach der neuen Stadt zurück, im Anblick des herrlichen Taygeton, des hochgelegenen Mistra und der Gebirgsspalte, in welche die Langadaschlucht ausmündete, unter einem tausendstimmigen Froschkonzert, zumeist aber versunken in die großen Erinnerungen, welche die Oertlichkeit wachrief.

Wohl kein Freund der altgriechischen Litteratur wird Sparta besucht haben, dem nicht dabei durch den Sinn ging die Weissagung des Thukydides: Wenn dereinst die Stadt der Lakedämonier wüste gelassen und nur die Heiligthümer und der Grund und Boden der Gebäude übrig geblieben sein würden, so würde meines Erachtens in der Nachwelt Niemand glauben, wie berühmt einst diese Stadt gewesen, obwohl die Lakedämonier jetzt zwei Fünftel des Peloponnes wirklich in Besitz haben und die Oberherrschaft über den ganzen führen und über viele Bundesgenossen; denn da Sparta nie zur Stadt zusammengezogen, geschweige denn mit prächtigen Tempeln und andern Gebäuden ausgeschmückt worden, sondern nach der alten Weise Griechenlands dorfartig bewohnt ist, würde es in seinen Trümmern den Anschein einer geringeren Macht darbieten, als es wirklich besessen; wenn aber die Athener ein gleiches Schicksal erleiden würden, so würde man aus dem Anblick der Stadt auch in ihren Trümmern eine die Wirklichkeit verdoppelnde Vorstellung von ihrer Macht gewinnen. — Es ist Sparta im Laufe der Jahrhunderte schlimmer ergangen, als Thukydides für möglich hielt,

es sind nicht einmal Trümmer übrig geblieben ahnen aber das Walten einer höheren Gerechtig dem schweren Geschick, das über die Stadt er ist, deren Gesetzgebung die Härten des griechischen charakters ausbildete, ohne daß wir mit denselbe eine hochbedeutende Arbeit am Fortschritt der ge Menschheit versöhnt werden.

Vom gebirgigen Norden steigen etwa ein tausend vor Christo die Dorer herunter und bese üppigen Saatfluren der Ebene. Sie schlagen ihr oberhalb der Stadt Amyklai auf, und aus Lager wird die Stadt Sparta. Oder vielmehr Name „Saatflur“ wurde allen Wohnungen g welche die Dorer weithin das Thal entlang sich diese Wohnungen, einfach auch für die Könige, nicht durch Mauern zusammengeschlossen, hatte im Tempel der erzhausigen Athena einen re Mittelpunkt. An den Abhängen der Berge ring wohnten die Nachkommen der früheren Bevöl frei bestellten sie den weniger ergiebigen Boden. die fetten Fluren der Spartiaten wurden an di tisch unfreien Heiloten verpachtet. Dreimal größ die Zahl der umwohnenden Bevölkerung als d der Spartiaten, und siebenmal größer die der He gerade unter dem Drucke der Arbeit wuchs die dieser Staatsknechte; da griff die Spartiatenge zu einem furchtbaren Mittel, welches uns der s leidenschaftslose Thukydides in einer Weise s welche seinen Abscheu merken läßt: Sogar da gende haben die Spartiaten nicht gescheut, in

vor der Menge und der Unbedachtsamkeit der Heiloten in Furcht waren: sie ließen bekannt machen, daß diejenigen von den Heiloten, welche überzeugt seien, im Kriege sich um die Spartiaten am besten verdient gemacht zu haben, sich zur Auswahl stellen sollten, als wolle man ihre Freilassung verfügen; sie wollten die Heiloten aber nur auf die Probe stellen und dachten, diejenigen unter ihnen, welche sobald als möglich frei werden wollten, würden auch, von Selbstgefühl getrieben, vorkommenden Falls am schnellsten bereit sein, ihren Herren feindlich entgegenzutreten. Da wurden zweitausend Heiloten ausgewählt, welche sich bekränzten und Opfer brachten in der Hoffnung auf ihre Freilassung; die Spartiaten aber ließen dieselben kurz darauf so spurlos verschwinden, daß Niemand erfuhr, auf welche Weise sie umgebracht worden waren.

Wir sind alle groß geworden in der Bewunderung der harten Mannszucht, welche die sogenannte lykurgische Gesetzgebung den Spartiaten anerzog; doch der Bewunderung wird das Gleichgewicht gehalten durch die Empfindung, daß ihr Leben den geraden Gegensatz zu einer Daseinsform bildete, wie sie uns begehrenswerth erscheint, schon insofern das Familienleben von dem Leben der politischen Gemeinde verzehrt wurde. Immerhin hat ein nicht unwichtiger Theil des modernen Lebens seinen Vorgang bei den Spartanern: das Klubleben. Leschi ist bei den jetzigen Griechen der Name für einen Klub; Leschen, auch unter diesem Namen, gab es schon bei den alten Spartiaten; von dort sind die weltbekannt gewordenen lakonischen Reden ausgegangen, man möchte

sie Klubwitze des Alterthums zu nennen wagen.
ist der edelste unter den Spartiaten? fragt
Schwätzer. Der dir unähnlichste, lautet die Ant
— Ein Dichter erbittet sich Aufmerksamkeit, un
von ihm verfaßtes Lob des Herakles vorzulesen.
tadelt den? wird ihm erwidert. — Jemand will
Gesang der Nachtigall nachahmen. Wir hören sie
oft, antworten die Spartiaten. — Ein Redner
gepriesen, weil er imstande sei, Kleinigkeiten zu
größern. Nicht einmal einen Schuster würden
loben, sagen die Spartiaten, welcher für einen k
Fuß einen großen Stiefel macht. — Jemand
Du kannst nicht so lange auf einem Bein stehen
ich. Der Spartianer erwidert: das kann jede G
— Jemand wird für ein Vergehen bestraft, welch
behauptet, wider seinen Willen begangen zu h
Dafür wirst du auch wider deinen Willen gezü
lautet die Antwort. — Was verstehst du? fragt
einen Spartiaten, welcher, kriegsgefangen, als S
verkauft werden soll. Frei zu sein, entgegnet er.
Käufer fragt von neuem: Wirst du ehrlich sein,
ich dich kaufe? Auch wenn du mich nicht kaufst,
der Spartiate. — Ein Augenkranker zieht in
Kampf. Was willst du, da du ja nicht sehen ka
verspottet man ihn. Wenn ich zu nichts ander
gebrauchen bin, spricht er, so soll doch das Sc
eines Feindes an meinen Knochen stumpf werden. —
Lahmer will einen Feldzug mitmachen. Als ma
gegen Bedenken erhebt, erklärt er: Wir brauchen
solche, welche laufen können, sondern solche,

stehen. — Die Frauen, besonders die Mütter Spartas wetteiferten in solchen Reden mit den Männern. Jemand klagt, daß sein Schwert zu kurz sei. Seine Mutter beruhigt ihn: Du brauchst ja dem Feinde nur einen Schritt näher zu treten.

Schon Menelaos wird bei Homer gepriesen: Er redete wortkarg, aber mit Kraft; nicht übt' er geschwätzige Zunge, aber das Wort traf sicher. In späterer Zeit warf man den Spartanern vor, daß ihre kurzen Reden zugleich verschlagen seien — wie ein Lakedämonier auf die Frage, wie er es in Athen gefunden habe, zweideutig antwortete: dort sei alles schön; ja man klagte die Spartaner an, daß sie etwas anderes dächten als sagten. Jedenfalls beweist die Pflege der lakonischen Redeweise, daß in Sparta viel Gewicht auf praktische Verstandesbildung gelegt wurde. Die schönen Künste standen unter den Spartanern in Ansehen, denn auch die Spartaner waren Hellenen; aber schöpferisch sind sie auf dem Gebiet der Kunst nicht gewesen. Terpandros soll die Gesetze des Lykurgos in Musik gesetzt haben, aber er war aus Lesbos; Tyrtaios sang den Spartanern ihre Kriegslieder zum zweiten messenischen Kriege, aber er soll ein lahmer Schulmeister aus Athen gewesen sein; Alkman dichtete für die Jungfrauenchöre von Sparta, aber er war aus Sardes. So war ein Rundgebäude mit Zeltbedachung, zunächst für musikalische Wettkämpfe bestimmt, aber später vielfach für Volksversammlungen benutzt, das Werk eines Baumeisters von Samos. Wohl werden einige in Sparta geborene Künstler erwähnt, aber wir lernen von ihnen nichts als ihre

Namen kennen; nur Gitiadas scheint von größere
deutung gewesen zu sein, Bildner, Baumeister und
zugleich wie Michelangelo. Und so behält Manso Rec
am Ende seiner dreibändigen Geschichte Spartas
Auf Lakoniens Boden ist keine Blume entsprosse
heilsam stärkte und duftend erquickte, und wed
erfreuliche Stimme eines Dichters von da zu
herübergekommen, noch die Dunkelheit der Natu
die Tiefe des menschlichen Geistes durch die
uchungen irgend eines Weisen erhellt worden.

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen
derten wir in abendlicher Stunde durch den Olive
und wieder nach Neusparta zurück. Breitstraßig
das alte Sparta schon bei Homer; auch das neu
dient diesen Namen, doch erscheinen die Straßen
leerer. Ein junger Spartiate im Kriegerkleide g
sich zu uns, als er unsere fremde Sprache hörte
hielt uns für Engländer und wollte sich die Geleg
nicht entgehen lassen, sich im Englischen zu üben
er sich in Amerika angeeignet hatte. Aber weni
nach seiner Redeweise war er kein echter Sohn
Vaterstadt, denn sein Gespräch stand im Gegens
jenem altberühmten lakonischen Witz und seiner
Wir waren froh, als er uns verlassen hatte und
einem Kafenion aus den dort aufliegenden Zeit
ersehen konnten, wie das politische Leben unseres
landes in griechischen Köpfen sich darstellte.

5. Arkadien.

Als am 9. Mai die Sonne über das Parnon-Gebirge sich erhob, ritten wir an einer von den Führern mit aller Vorsicht gewählten Stelle durch den eilig südwärts fließenden Eurotas; prächtig glänzte in der Morgensonne der Schnee auf dem Taygeton, an dessen Abhange wir lange noch Mistra liegen sahen und nach der Spalte forschten, mit welcher die Langadaschlucht ausmündete. Eine Zeitlang ging es noch durch eine ölbaumreiche Ebene; als wir ins Gebirge eingetreten waren, passirten wir die Gegend der Schlacht bei Sellasia (222 v. Chr.). Rechts lag ein Berg, der den oft wiederkehrenden Namen Olympos führte, ihm gegenüber der Hügel Euas; beide Höhen, wie auch die Straße zwischen ihnen hatte der damalige König von Sparta Kleomenes mit 20,000 Mann besetzt, während die vereinigten Feinde Spartas mit der doppelten Heeresmacht heranrückten; als der langandauernde Kampf endlich zu Ungunsten Spartas entschieden war, entrannen von 6000 Spartiaten nur 200, und die Selbständigkeit der tapferen Stadt war für immer verloren.

Von Sparta nach Tripolis, das auf dieser Tagereise unser Ziel war, ist eine schöne Fahrstraße im Bau, welche allerdings zur Frühlingszeit durch die Gießbäche, die dann eben so wild sind, wie nach wenigen Wochen zahm und bescheiden, an vielen Orten stark geschädigt wird. Wir benutzten diese neue Straße nur auf gewissen Strecken, da unsere Führer es vorzogeu, den

Weg abzukürzen, indem sie die starken Windung
Straße auf rauhem Bergpfad durchkreuzten.

Nach etwa sechs Stunden hatten wir in tr
Bergeinsamkeit die Grenze Arkadiens erreicht; Kri
auf deutsch Kaltenborn, war hier der Name eine
elenden Wirthshauses, wo wir, bis dahin noch
nüchtern, Wasser tranken, welches unser Durst trotz
braunen Farbe willkommen hieß. Es war, w
gerade die Sonne herunterbrannte, empfindlich kal
überzeugten uns, wie nahe in Griechenland die v
denen Jahreszeiten aneinander gerückt sind —
mit Blasen bedeckten Hände erinnerten an die t
pische Sommerhitze in Elis und besonders in d
misosebene Messeniens, mit Sehnsucht dachten
den lauen Frühlingsabend bei Sparta, und hie
in Arkadien war es durchaus herbstlich. Bi
Winter, bis zum ewigen Schnee war es auc
mehr weit.

Schidone, ein italienischer Maler um 160
unter einen Todtenschädel die Worte gesetzt: Et
cadia ego; Goethe hat sie zum Motto für seine ital
Reise gewählt und Schiller damit seine „Resign
begonnen:

Auch ich war in Arkadien geboren,
auch mir hat die Natur
an meiner Wiege Freude zugeschworen!

Von daher liegt es nahe, unter Arkadien den
platz eines schönen reichen Naturlebens im Ge
zum Tode und zur Entsagung sich vorzustellen.
dieser Erwartung sind wir in Arkadien eing

haben sie aber bald sehr getäuscht gefunden. Ein rauhes Land gegenüber den Nachbargegenden ist es immer gewesen, aber häßlicher als einst ist es geworden, seit es seinen Waldreichthum, und ärmer als einst, seit es seinen Wasserreichthum verloren hat. Nun bietet Arkadien nichts als Berge ohne Wald, Ebenen ohne Gras, Flüsse ohne Wasser, eine Sonne ohne Schonung, einen Staub ohne Erbarmen, ein schönes Wetter, welches tausendmal langweiliger ist als Regen, wie About klagt.

Wenn die alten Griechen die Schluchten betrachteten, welche die wilde Gewalt der Gebirgsbäche in den ersten Frühlingswochen vieler Hunderte von Jahren tiefer und tiefer eingerissen hat, während die zwischen ihnen liegenden Vorsprünge des Gebirges durch den sturmgepeitschten Regen die fruchtbare Erde eingebüßt haben, so daß das Gestein in seinen schrägen Lagen scharfgespalten zu Tage tritt und nur an seltenen Stellen lockerer Boden kümmerliche Saatfelder möglich macht, dann erschien ihrem Natursinn diese Formation wie eine Abmagerung eines vormals jugendlich schwellenden Körpers, und sie schlossen sogar auf eine dem Greisenalter entsprechende Abnahme der von innen heraus wirkenden Erdkräfte überhaupt. Dies ist eine Anschauung, welche mir der Bemerkung Schillers zu widersprechen scheint, daß die Natur mehr den Verstand als das Gefühl des Griechen interessirt habe, daß der Grieche nicht mit Innigkeit und süßer Wehmuth an der Natur gehangen habe, wie die Menschen der Neuzeit. Aber selbst Aristoteles behauptet, wie die Körper der Pflanzen

und Thiere habe auch der Erdkörper eine Jugen
und Mannesreife gehabt, welcher das stumpfe
gefolgt sei; ausführlicher beschreibt Platon di
änderungen der Erdoberfläche, zunächst der La
Attika, wie Wirkungen einer Krankheit: Mit dem fr
Zustande verglichen, sagt er, sind nur noch G
eines krankgewordenen Körpers übrig, indem, w
fetter und reicher Erde vorhanden war, h
geschwemmt, und also nur der hagere Leib des
zurückgeblieben ist. Als aber das Land einstmal
unversehrt war, waren die Berge hohe Erdhüg
Ebenen waren mit fruchtbarer Erde bedeckt, a
es viel Waldungen an den Abhängen, insbe
mächtige Fruchtbäume, desgleichen unendlich viel
grund; das Regenwasser rann damals nicht v
harten Felsboden ins Meer hinab, sondern der
sog es in sich, vertheilte es vermöge seiner Thon
und ließ es aller Orten in Quellen wieder hervo
So malt die Phantasie des Dichterphilosoph
schönere Vergangenheit des Landes sich aus.

Die öde Gebirgsgegend ernährt wenig Be
darum brachte auch keine Beobachtung neugrie
Volkslebens Abwechselung in unsere Stimmun
unser Arzt in dem elenden Alipochori (Fuchsen
für einen sterbenden Greis um Hülfe gebeten
war nur ein trübes Begegniß. Zu unsere
streuung konnten wir auf die Lieder lauschen,
unsere Führer anstimmten. Tragudia heiß
Volkslieder der modernen Griechen, und er
ihr Name ist meist ihr Inhalt, eintönig die W

welcher sie näselnd vorgetragen werden; setzte sich etwa ein Führer ermüdet hinter Einen von uns aufs Pferd und sang sein Lied unmittelbar ins Ohr des vor ihm Sitzenden, so war das freilich ein Genuß, welcher zur Verzweiflung bringen konnte. Etwas interessanter waren die Gespräche, welche wir mit den Führern anknüpften. Der nächstliegende Gegenstand für solche Gespräche scheint in der ganzen Welt Bismarck zu sein; mitten im norwegischen Hochgebirge schlug mir der greise Recke, der mich durch die dortige Einsamkeit geleitete, auf die Schulter mit der vertraulichen Anfrage: Liebst du Bismarck? und hier in Arkadien kehrte die gleiche Frage wieder. Außerdem ereiferte man sich gern gegen die Türken, und Turkos war der Schimpf- und Spottname, mit welchem die Führer einander reizten. Von größerem Interesse aber waren die Sprachübungen, deren die jüngeren unter den Führern nicht leicht müde wurden. Sie hatten sich einige Wörter von früheren deutschen oder englischen Reisenden angewöhnt; diese Wörter waren aber nicht gerade die besten. Jetzt stellten sie unter unserer Anleitung eine Anzahl von Vokabeln neugriechisch, altgriechisch und deutsch neben einander: alogon, ippos, Pferd; krasi, inos, Wein; nero, idor, Wasser u. dergl. und schritten dann zu kurzen deutschen Redensarten fort. Wir lernten bei solchem Unterricht vielleicht noch mehr als unsere Schüler.

Nach meiner Rückkehr aus Griechenland bin ich so oft nach dem Verhältnisse zwischen dem Neugriechischen und Altgriechischen gefragt worden, daß ich annehmen muß, auch meinen Lesern werde es von Interesse sein,

eine kurze Darlegung dieses Verhältnisses hier
schaltet zu finden, zumal uns hier allerdings ei
dem Gebiete der Sprachengeschichte einzigarti
scheinung entgegentritt, nämlich die Wiederbelebun
verstorbenen Sprache, oder, wie die Griechen sel
lieber ausdrücken, die Wiedererweckung einer dem
röschen gleich schlummernden Sprache. Mit
phänomenalen Vorgang verhält es sich folgender
Bei den Griechen gab es von jeher einen
großen Unterschied zwischen der ungekünstelten
rede und der Schriftsprache, deren Handhabun
Kunst gepflegt wurde. Die Schriftsprache bediente s
schiedener Dialekte; auf Grund des attischen Dialektes
sich zuletzt eine allgemeingriechische Schriftsprache,
unter Alexander dem Großen und seinen Nachfolg
Sprache der Gebildeten gebraucht wurde von S
bis Indien und von der Donau bis zum Nilthal
Diese Sprache erhielt sich nicht allein zur Z
römischen Weltherrschaft, sondern wurde auch die S
eines großen Theiles der Kirchenväter und die S
des Heiligthums in der orthodoxen Kirche des M
landes. In der Umwandlung, welche die Verän
des Geisteslebens mit sich brachte, blieb sie die S
der Schriftsteller des byzantinischen Reiches bis zu
Untergange.

Gegenüber der Schriftsprache, welche wie ein
in immer majestätischerer Breite dahinfluthet,
zuletzt zu versanden droht, gleicht die griechische
sprache jenen Flüssen Griechenlands, welche i
Schoß der Erde versinken, um erst in weiter

fernung wieder an das Tageslicht zu treten; die erste umfangreichere Probe derselben, die uns erhalten ist, stammt aus der Zeit um 1170. Von dieser ersten vulgärgriechischen Publikation an ist sie nie mehr völlig aus der Litteratur verschwunden; besonders eine Menge von Dichtungen ist in ihr verfaßt, z. B. ein aus 10000 gereimten Versen verfaßtes Epos Erotokritos aus dem sechzehnten Jahrhundert und die zahlreichen Kleftenlieder.

Manche unter den Eigenthümlichkeiten der griechischen Volkssprache, wie sie in diesen Gedichten vorliegt, geht auf die älteste Zeit zurück. Das gilt auch von ihrem Wortschatze. Wohl scheinen die oben beispielsweise mitgetheilten neugriechischen Vokabeln von den entsprechenden altgriechischen Ausdrücken gänzlich abzuweichen. Doch alogon und krasi sind Ausdrücke der klassischen Schriftsprache, welche dort nur die umfassendere Bedeutung von Thier und Mischtrank überhaupt haben; nero aber entspricht einem altindischen Worte nira, und der Name der Nereiden oder Wasserjungfrauen hängt damit zusammen, weshalb das Wort nero eine uralte, wenngleich unbekannte Geschichte haben muß. Aber ohne jede Pflege ist die Volkssprache verwildert, indem die Schreibweise ausschließlich der ungenauen, besonders die Endungen abstumpfenden Aussprache gefolgt, der Satzbau vernachlässigt und eintönig geworden, der Wortschatz mit fremdem Sprachmaterial auf üble Weise bereichert worden ist. Es bedurfte eines Mannes, welcher an die Stelle der Willkür gesetzmäßige Ordnung brachte, aber eine solche, die doch nicht pedantisch die moderne Sprache in die Fesseln aller

Regeln schlug, die auch im Alterthum zunäch der Schriftsprache gegolten hatten. Die Bildsäul Mannes, welcher den Griechen dasselbe leistete, unsere Sprache (nur von der Sprache ist hier di Luther und Jakob Grimm zusammen geleistet steht jetzt vor dem Universitätsgebäude in Athe Name ist Adamantios Koraïs.

Dieser für die jetzigen Griechen hochbed Mann hat selbst sein Leben in anschaulichster geschildert. Geboren 1748 in Smyrna, eines Kau Sohn, dürstete er nach einer Bildung, wie sie mals unter seinen Volksgenossen nicht fand. eine in Holland erschienene Ausgabe des Strab lateinischen Anmerkungen in die Hände fiel, le Französisch und Italienisch, um auf diesem We Lateinischen kundig zu werden, und weil er de bischen mächtig werden wollte und sein Haß die Türken ihm einen mohammedanischen Lehr erträglich erscheinen ließ, suchte er dem Arabische zu kommen, indem er von einem Juden hebräisch Als er aber aus der Thatsache, daß die besten mittel zur Erlernung des Griechischen, Lateinisch Hebräischen in Westeuropa erschienen seien, schlo das Licht der Hellenen, Römer und Israeliten gewandert sei, beschloß er demselben zu folgen u 24jährig nach Amsterdam. Nach sechs Jahren zu Eltern zurückgekehrt, war es ihm so unmöglich, türkischer Gewaltherrschaft zu leben, daß er — Gesundheit übrigens durch seine unablässigen S bereits angegriffen war — beim bloßen Anblic

Türken im eigentlichen Sinn des Wortes wahnsinnig zu werden drohte. Er verließ also sein unglückliches Vaterland aufs neue, studirte Medizin in Montpellier und übersetzte medizinische Werke aus dem Deutschen und Englischen ins Französische. Sodann begab er sich nach Neuathen, wie er selber sich ausdrückt, d. h. nach Paris. Es war im Jahr 1788. Die Anfänge der Revolution begeisterten ihn, wie damals so viele der Edelsten; er legte sich die Frage vor, wie er dazu beitragen könne, auch sein Volk zur Freiheit zu bringen, und überzeugt, daß Bildung frei mache, beschloß er, durch Ausgaben der griechischen Klassiker mit ausführlichen Einleitungen seinem Volke den verschütteten Weg zu seiner eigenen Bildung wieder zu eröffnen. Erinnert euch, rief er seinen Landsleuten zu, daß ihr Homer, Aristoteles und Plato, Demosthenes, Thukydides und Sophokles zu vertreten habt. Nie ist so vornehm für die Politik gearbeitet worden wie von Koraïs, nie sind die altklassischen Schriftsteller, und selbst die unbekannteren unter ihnen, so unmittelbar in den Dienst des wirklichen Lebens gestellt worden. Aber selten ist auch ein Lehrer seines Volkes von demselben so anerkannt, geliebt und gefeiert worden wie er.

Eben dieser Koraïs (gest. in Paris 1833) ist der Schöpfer der neugriechischen Schriftsprache, welche gleichmäßig den Bedürfnissen der Gelehrten und des Volkes genügen will, nach dem Wunsche jener korrekt, nach dem Verlangen des Volkes verständlich sein soll.

Diesem Bahnbrecher haben Andere nachgearbeitet; ich nenne Skarlatos Byzantios, dessen großes Lexikon,

in Korfu von mir erstanden, einen bedeutenden
meines Gepäckes bildete, weshalb ich von meinen
gefährten genug bemitleidet worden bin. Mit w
Erfolg aber diese Gelehrten und andererseits au
maßgebenden Behörden gearbeitet haben, davon
zeugt man sich, wenn man das neugriechische
Testament, wie es zur Zeit des Befreiungskrieges
ausgegeben wurde, mit demjenigen vergleicht, w
dreißig Jahre später erschien; man sieht aus
deutlich, daß die damalige Sprache in einer ähn
Umgestaltung begriffen war, wie sie das Lateinisc
litten hat, indem es Italienisch wurde; aber i
Ausgaben des Neuen Testaments seit 1855 liest
ganze Verse, welche sich von dem Grundtext gar
unterscheiden.

Daß der jetzige Sprachgebrauch dennoch vo
der alten Klassiker außerordentlich verschieden
indem das wundervolle Satzgefüge der letzteren
mehr nachgeahmt werden kann, versteht sich von
Ein bedeutender Vorzug, wie der alten, so au
jetzigen Sprache ist, daß sie keine Fremdwörter
hat. Für alle modernen Begriffe — wenn wir
Waren ausnehmen — reicht die Fülle des gried
Wortschatzes aus. Was sich an türkischem Spr
eingeschlichen hatte, ist bereits ausgeschieden ode
durch jedes gute Lexikon als apowliteon, verw
geächtet.

Uebrigens ist keineswegs die regellosere, un
Volkssprache gänzlich unterdrückt. Es giebt Schrift
welche prinzipiell Chidaisten sind, d. h. vulgärgr

schreiben, so daß die von ihnen gebrauchten Wörter und Wortformen demjenigen, welcher sich nur mit der altgriechischen Kunstsprache beschäftigt hat, ganz unverständlich oder höchst auffällig bleiben. Und in Schauspielen, Romanen, Gedichten, sowohl Uebersetzungen aus anderen Sprachen als neugriechischen Originalarbeiten, wird von der Vulgärsprache ein sehr ausgiebiger Gebrauch gemacht, um dadurch der Situation und dem Charakter die erwünschte Färbung zu geben.

Einige Schwierigkeit bereitet dem Westeuropäer die ihm fremdartige Aussprache des Neugriechischen. Abgesehen davon, daß mehrere Konsonanten anders gesprochen werden, als es auf unseren Gymnasien üblich ist, giebt man dem langen e und dem y, sowie mehreren Diphthongen den Laut des i. Als am Ende des Mittelalters im westlichen Europa mit Hülfe ausgewanderter Griechen das Studium des Griechischen wieder aufgenommen wurde, eignete man sich von den griechischen Lehrmeistern auch ihre Aussprache an; aber durch den großen Humanisten Erasmus von Rotterdam kam die genauere Unterscheidung der Vokale auf, welche jetzt bei uns hergebracht ist. Die beiden Arten der Aussprache stehen im Kampf gegeneinander, was um so seltsamer ist, da das Altgriechische, das auf unseren Gymnasien getrieben wird, eine todte Sprache ist, welche beliebig ausgesprochen werden kann, wenn die Aussprache nur folgerichtig und deutlich ist, die Wiederbelebung aber dieser todten Sprache in dem jetzigen sog. reinen Neugriechischen zwar sehr interessant ist, doch für unsere Jugendbildung gar nicht und für die Beschäftigung mit dem

Alterthum wenig in Betracht kommt. Wenn ab
hauptet wird, daß die neugriechische Aussprache m
Aussprache der alten Griechen übereinstimme, weni
derselben mehr entspreche, als die auf unseren S
gelehrte Aussprache, so ist eine solche Behauptung in
Allgemeinheit Jedem unverständlich, welcher weiß,
die Aussproche der alten Griechen an verschiedenen
und zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewese
z. B. der Diphthong ei lautete im sechsten Jahrhunde
Christi in Athen wie ei, in Korinth wie e, im vierten
hundert in Athen wie e, in Boeotien wie i, im zw
Jahrhundert überall wie i. Von einer allgemeinen „
sprache der alten Griechen" kann also nicht die Rede

Schon vor einem Vierteljahrhundert ist der
schlag gemacht worden, das Griechische, nämlich das re
Neugriechische, zur allgemeinen Gelehrtensprache
erheben, wie das Mittelalter eine solche im Latein
hatte, und dieser Vorschlag ist seit einigen Jahren
Eifer wieder aufgenommen, mit Begeisterung vert
worden. Es ist nicht zu leugnen, daß das Griec
sich dazu weit besser eignen würde, als einst das
teinische, welches immer ein Prokrustesbett für neu
tauchende Gedanken blieb. Aber die Bedürfniß
müssen wir verneinen. Die Wissenschaft braucht
eigene Sprache mehr, seitdem es in Europa keinen w
schaftlich gebildeten Mann giebt, welcher nicht fr
sisch, deutsch oder englisch versteht.

Unseres Reisetages wurden wir erst wieder
als wir die zweitausend Fuß über dem Meere gel

Hochebene von Tripolis erreicht hatten, die umfangreichste Ebene dieser griechischen Schweiz, wie man Arkadien besonders wegen seiner centralen Lage im Peloponnes genannt hat, wie auch insofern, weil die Arkadier wie die Schweizer als Reisläufer an allerlei Heereszügen theilnahmen. Wir begrüßten hier einen alten Bekannten wieder, den Alpheios, welchen wir hier eben so nahe bei seinen Quellen, wie von Olympia aus bei seiner Mündung sahen; kamen an einem Binnensee vorüber, der dem Auge des Reisenden in Griechenland einen seltenen, aber desto erfreulicheren Anblick bot; ritten darauf durch das ausgedehnte Stadtgebiet des alten Tegea und freuten uns endlich, schon um sechs Uhr die Reise beendet zu haben, welche nach Ansicht der Führer über das an einem Tage Zulässige hinausging. Der Dimarchie d. h. dem Bürgermeisteramt gegenüber wurde von unseren Leuten ein neuer, wirklich empfehlenswerther Gasthof entdeckt, wo nach den von uns ertragenen Entbehrungen Labsal in Fülle unser wartete.

Tripolis, in vulgärer Form Tripolitza, ist, wie dieser Name „Dreistadt" andeutet, auf dem Gebiete dreier Städte entstanden, nämlich der altberühmten Städte Tegea und Mantineia und der mittelalterlichen Stadt Muchli. Anstatt der letzteren wird auch das eine Meile westlich von Tegea gelegene Pallantion genannt, ein Ort, welcher dadurch zu Berühmtheit gekommen ist, daß er in später Zeit als Mutterstadt Roms angesehen wurde; denn von hier sollte Evander gebürtig gewesen sein, welcher der erste Ansiedler und Inhaber des Palatiums in Rom wurde. Tripolis ist erst am Ausgange des

Mittelalters gegründet worden und wurde zur Z
Türkenherrschaft, seiner Lage entsprechend (denn A
ist die Akropolis des Peloponnes und Tripoli
der Mittelpunkt von Arkadien), die Hauptsta
Morea. Als solche hatte Tripolis im griechisch
freiungskriege besonders schwere Schicksale zu e
Als die Griechen 1821 diesen Hauptsitz der Türk
nahmen, lagen in den Straßen die Leichen so dic
des Griechenführers Kolokotronis Pferd vom T
zum Serail den Boden nicht betrat; nachdem die G
mehrere Tage in der Stadt gewüthet hatten, füh
zweitausend Menschen nach einer Bergschlucht, w
Jahre nachher ihre von Regen und Sonnengl
bleichten Gebeine aufgeschichtet sah; zehntausend, n
deren über dreißigtausend Türken sollen bei der
rung von Tripolis getödtet worden sein. Es war
Antwort des griechischen Volkes auf die grauenha
mordung des griechischen Patriarchen in Konstant
zumal der Fanatismus des Volkes auf das fürcht
gesteigert wurde durch die Kirche, wenn z. B. i
schof Anthimos einen Hirtenbrief erließ, nach w
jedem Soldaten nur dann der Genuß des Aben
gestattet sein sollte, wenn er nachwies, einen
getödtet zu haben. Aber die göttliche Gerechtigkei
die Griechen durch eine furchtbare Typhusepidemie
ausbrach, als die Tausende von Leichnamen unb
in Verwesung übergingen. — Vier Jahre später
Kolokotronis Tripolis wieder aufgeben, er bra
nieder, und die ägyptischen Horden Ibrahim Beis
unter rauchenden Trümmern zu rasten; kaum

aufgebaut, wurde die unglückliche Stadt drei Jahre später, als die Türken sie für immer räumen mußten, noch einmal ganz zerstört und über ihre Ruinen wurde Salz gestreut. In sechszig glücklicheren Jahren ist Tripolis nun wieder aufgeblüht; die Türken haben selbst das Ihre gethan, jede Spur ihrer Herrschaft zu verwischen; nichts erinnert mehr an den unerträglichen Druck früherer Zeiten, noch an die Greuel, unter welchen er abgeschüttelt wurde.

Wir saßen behaglich im Speisezimmer unseres Gasthofes, und da der seit dem Alterthum in Griechenland mit Harz vermischte Wein, der sog. Resinatwein, von welchem schon der große Apotheker und Arzt Dioskorides im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung redet, uns durchaus nicht munden wollte, so unternahmen wir eben eine eingehende Musterung des im Speisesaal aufgestellten Weinvorraths, als Professor Georgandis, ein feingebildeter und liebenswürdiger Mann, sich unserer Unkunde annahm und einen Wein empfahl, welcher Nektar hieß und war. Er begnügte sich nicht mit dieser Wohlthat, sondern geleitete einige von uns noch in der späten Abendstunde zu dem Archimandriten, bei welchem dieselben auch seinen nächsten Vorgesetzten, den Erzbischof (Bischof?) von Tripolis kennen lernten, und brachte hernach noch einige Stunden fröhlich mit uns zu; wir konnten ihm unsere Dankbarkeit nur damit beweisen, daß wir begeistert den Wunsch aussprachen, Konstantinopel möge bald griechisch werden. Am anderen Morgen holten der Professor und der Archimandrit uns ab, uns die Sehenswürdigkeiten von Tripolis zu zeigen;

wir freuten uns, unterwegs wahrzunehmen, mit w
Verehrung man dem hochgestellten Geistlichen beg
wie bescheiden er aber den Handkuß der Begegn
abwehrte. Im Priesterseminar bewirthete uns
pulos — das ist der Name des Archimandriten
Lukumia, einer Art von Eingemachtem, das star
Rosenwasser duftet, zeigte uns seine kostbaren kirc
Gewänder und setzte uns in Verwunderung durch
Bibliothek; dieselbe enthielt nur eine kleine
theologischer Bücher, welche aber, meist in Deut
erschienen, sehr verschiedene „Standpunkte“ vertraten
konnte nicht umhin, ihm mein Erstaunen übe
verschiedenartigen Charakter seiner kleinen Büchere
zudrücken, der Archimandrit aber versicherte mir,
Eklektiker. In demselben Priesterseminar hatte
Gelegenheit, einer Singstunde beizuwohnen. D
hätte einem Maler einen willkommenen Vorwurf g
Im Kreise standen die angehenden Priester, Knabe
Jünglinge zwischen zwölf und fünfundzwanzig J
in langen schwarzen Gewändern, mit schwarzem,
lang auf die Schulter herabwallendem Haar, e
mit dem Ausdruck von Schwärmern, mehrere recht s
sinnig aussehend; obenan der Gesanglehrer, welch
dem Fuße den Takt stampfte, in gewöhnlicher b
licher Tracht, mit seinem strammen Unteroffizier
ein Gegensatz zu dem nachlässig verschwimmenden
seiner zusammengewürfelten Schülerschar. Dies
war aber das Beste, was wir von der
stunde hatten; was sie unseren Ohren bot, wa
rühmlich; der Lehrer hielt offenbar mehr auf Kra

auf Wohllaut des Gesanges. Er war übrigens so liebenswürdig, auch einige deutsche Melodien singen zu lassen, z. B. einen Choral nach der in langsamem Zeitmaß vorgetragenen Weise unseres Kinderliedes: Alle Vögel sind schon da!

Hatte der Archimandrit uns das Priesterseminar gezeigt, so führte der Professor uns in das Gymnasium, wo wir den Direktor desselben kennen lernten. Wir besahen das Lehrerzimmer und einige Unterrichtszimmer, und ich freute mich an den schönen Landkarten, welche aber nicht bloß das kleine Königreich Griechenland darstellten, sondern den ganzen Hellenismos. Hellenismos — welch ein herrliches Wort für die Griechen unserer Tage! Es ist allerdings noch nicht lange her, seit die Mehrzahl der Griechen unter Hellenen Hünen der Vorzeit verstanden, heidnische Recken, mit welchen sie, die sich Romäer nannten, sich nicht stammverwandt fühlten; eher meinten sie, die Deutschen und Engländer seien Nachkommen jener Hellenen, und hieraus erklärten sie sich, daß diese Fremdlinge in ihr Land kamen und Nachgrabungen anstellten; sie dachten, diese Forscher grüben nach den Schätzen ihrer eigenen Vorfahren. Aber jetzt wissen die Griechen nicht allein, wer die Hellenen w a r e n, sondern daß sie die Hellenen s i n d; und nun legen sie in das Wort Hellenismos alle ihre Erinnerungen und alle ihre Hoffnungen hinein; denn sie lassen ihre Hoffnungen nicht hinter ihren Erinnerungen zurückbleiben — wenn man einst die Symplegaden am Bosporus als die Grenze des Griechenthums bezeichnete, so erwartet man von der Zukunft, daß sie wieder Grenze Griechenlands werden

sollen, wenn Konstantinopel die politische, Je
die kirchliche, Athen die wissenschaftliche Haupts
Griechen sein wird. In dieser Hoffnung dehnt
das heranwachsende Geschlecht die Karte des Hell
schon bis dahin aus, indem man es einstweilen
Schwebe läßt, ob dies „Hellenenthum" nur eine
tion ist oder wie weit es reale und geradezu
und staatsrechtliche Bedeutung gewinnen soll.

Um nichts in Tripolis unbeachtet zu lassen
wir uns in die Hauptapotheke führen, deren Besi
sammen mit seinem Bruder, einem Arzte, uns in
Laboratorium seinen Stolz zeigte: einen kleinen
von guter alter Arbeit in Erz. Auch besuchten
prächtige, aber ganz moderne Hauptkirche. Es f
Kirchen in Griechenland an dem, was die Kirch
liens interessant macht; zum großen Theil aus
und neuester Zeit stammend, steht der Bau sel
sein Bilderschmuck unter dem Banne eines festen
wird geneigt zu sagen: eines todten Herkommens

Der Archimandrit sprach die Absicht aus,
seinem Erzbischof zusammen zum Essen einzulade
zogen es aber vor, dankend abzulehnen, um nich
Reisetag zu verlieren. Denn wir konnten hoffe
Nauplia zu erreichen. Allerdings hatten wir, un
zu gelangen, das Gebirge Rino (früher Partheni
die Ktenia, auf deutsch Kammberge, zu durchkreuzen
Arkadien und Argolis bis hart ans Meer von e
trennen; es führt über dieselben aber eine vor
Fahrstraße, so daß wir uns die Bequemlichkei
Wagens erlauben durften. Wir mietheten densel

ortsübliche Weise, nämlich so, daß der Kutscher uns acht Drachmen als Unterpfand für sein Kommen einhändigte. Und nachdem der Wirth auf die Bemerkung des Archimandriten, daß wir Deutsche seien, uns — ohne daß wir etwa einen dahin gehenden Wunsch geäußert hätten — zwanzig Drachmen von unserer Gesamtrechnung gestrichen hatte, ließen wir gegen elf Uhr morgens das gastfreundliche Tripolis hinter uns.

Der theilweise in den Felsen gehauene Fahrweg stieg in gewaltigen Windungen das Rino-Gebirge hinan, dessen höchste Spitzen gegen sechstausend Fuß emporragen, und wieder hinunter in die Tiefe. Ehe es dann über die Ktenia, die bis viertausend Fuß hoch sind, hinübergehen sollte, machten wir einen Aufenthalt von einer Stunde in dem Chani von Achladokambos. Chani ist ein aus dem Persischen durch das Türkische in das Griechische gekommenes Wort für Wirthshäuser einfachster Art, welche in den Städten von den Führern und Kutschern aufgesucht werden; auf dem Lande ist auch der Reisende, der mehr Ansprüche macht, genöthigt, mit ihnen vorlieb zu nehmen. Sie bestehen nur aus einem größeren Raum, in welchem sich zuweilen auch ein dürftiger Kramladen findet. Kaffee und Brot, sowie der Raki genannte Schnaps, besseren Falls Resinatwein und Lammfleisch, besten Falls Eier sind hier zu haben. Achladokambos hatte ein ziemlich großes Chani, aber der in demselben herrschenden Unreinlichkeit wegen blieben wir trotz der rauhen Witterung draußen vor dem Hause und verlangten nur heißes Wasser, um selbst uns eine Suppe zu bereiten. Und auch darauf mußten wir verzichten, da Einer von

uns, als er ging, um nachzusehen, ob das B
nicht bald komme, den Chaniwirth in dem Wa
sich die Hände waschen sah. Der Mann hatte
was an ihm tadelnswerth war, aber er wählte
rechte Gelegenheit, es von sich abzuthun.

Wir waren aber in dieser Bergwildniß, s
uns Natur und Menschen hier ansprachen, denno
Muthes. Denn wir wußten, daß wir, sowie
vor uns liegenden Kammberge passirt haben wür
eine neue Welt eingetreten sein müßten. Zum
mal sollten wir eine von denjenigen Landschaften G
lands kennen lernen, welche nach Osten schau
Ostseite der Balkanhalbinsel ist aber bekannt
bei weitem begünstigte Vorderseite. Und wirkl
sprach die Verwandlung, welche sich vor uns a
vollauf unseren Erwartungen. Noch eine Stunde
da leuchtete der Golf von Nauplia in der Fern
alsbald kam Farbe in die Landschaft; besonders di
jenseits des Meerbusens, diejenigen der langge
Halbinsel von Argolis, lagen röthlich blau, in
Duftigkeit vor unserem entzückten Blick. Auf
vortrefflich angelegten Wege, dessen gewaltige Keh
der Höhe aus betrachtet wie die Schleifen eines
Bandes vor uns lagen, ging es schnell hinunter
Meeresküste. Jenseits des Meeres lag, schein
zehn Minuten zu erreichen, Nauplia; links etwa
einwärts das „alte Argos“, wie die selbst scho
als zweitausend Jahre alte Redensart lautet
mittelbar zu Füßen des Gebirges, von welch
herunterrollten, lag ein Sumpf, der merkw

Gegensatz zu der dürren Ebene, welche nördlich an ihn grenzte: dort bei Argos ein Thal ohne Wasser, hier bei Myli ein Wasser ohne Thal, so nahe drängt sich das Gebirge an den Strand. Daher der Doppelmythus von der lernäischen Hydra, deren Haupt immer wieder hervorwächst, ein Bild für die vergeblichen Bemühungen, den fieberwirkenden Sumpf von Lerna auszutrocknen, und von dem Faß der Danaiden, ein Bild für die erfolglosen Anstrengungen, das Gefilde der Danaer künstlich zu bewässern. Denn Danaer heißen die Bewohner der Inachos-Ebene nach der pelasgischen Urzeit und vor dem Auftreten der Pelopiden, und die Quelle Lerna entspringt noch heute bei dem Dorfe Myli.

Dies hatten wir jetzt erreicht und gedachten daran, welch verschiedenartige Erinnerungen aus Alterthum und Neuzeit an den Namen dieses Dorfes sich anknüpfen. In dem herrlichen Platanenhain, welcher sich von dem einzeln hervortretenden Hügel Pontinos über Myli bis zum Meer erstreckte, wurden bis mehrere Jahrhunderte nach Christo die lernäischen Weihen gefeiert, Geheimfeste zu Ehren der unterirdischen Götter. Eben hier war es, wo 1825 jener Ibrahim, der von Aegypten herübergeeilt war, um die griechische Erhebung zu unterdrücken, und von Navarin her ganz Morea siegreich durchflogen hatte, die erste Schlappe erhielt. Dort oben auf der Gebirgshöhe, über welche wir soeben gekommen, sahen die Griechen von Argos und von Nauplia mit Entsetzen die Bajonette der Aegypter blitzen; dort rief der Führer der letzteren in der Richtung auf die patriotischen Inseln Spetsa und Hydra aus:

Ha, Klein-England, wie lange wirst du mir n
gehen! Doch stellten die Häupter der freien Grie
der Gefahr; bei Myli riefen sie: Unsere Pflicht
zu sterben! Trotz ihrer günstigen Position wur
Heerhaufen der Aegypter von 350 Griechen be
geworfen und zum Rückzug nach Tripolis ge
Wären diese glorreichen Thaten im Alterthum ge
man würde von einem zweiten Thermopylai red

Von Myli' hätten wir mit der Eisenbahn
nach Argos und weiter nach Nauplia reisen
Aber das wäre ein uninteressantes Ende unsere
essanten Wanderung durch das Innere des Pelo
gewesen. Wir zogen den direkten Seewe
Nauplia vor. Selbst am Strande des Dorfe
am Meerbusen von Nauplia gab es Jemande
als er uns deutsch reden hörte, unser Zwiegespr
stand und darauf brannte, den Deutschen hülfr
sein. Unter seinem Beistande mietheten wir ein
boot, das von zwei frischen, plaudersüchtigen M
geführt wurde, in deren Adern gewiß kein
unhellenischen Blutes floß. Es war eine köstli
quickung, in später Nachmittagsstunde bei scharfem
über das Meer zu fliegen, während das Gebir
welchem wir heruntergekommen waren, wie eine
Wand hinter uns lag; eine schmale schneeweiße
schicht schnitt ihren höchsten Rand von den
Regionen ab, so daß der Kamm dieser Kammb
freier Luft zu schweben schien.

Zunächst vor uns lag ein kleines Kastell,
genannt, mitten im Meer; zwei zum Tode veru

Verbrecher werden hier am Leben erhalten, um etwa nöthige Scharfrichterdienste zu vollziehen. Dahinter stieg Itsch-Kale aus den Wellen empor, die alte Akropolis von Nauplia; mächtig thürmte sich zur Linken die Bergfeste Palamidis auf; dazwischen lag der belebte Landungsplatz, von welchem uns ein kurzer Weg über den Markt nach einem völlig zufriedenstellenden Gasthof führte.

6. Tiryns, Argos, Mykenai.

In den Flußthälern des Pamisos in Messenien, des Eurotas in Lakonien hatten wir die Ueppigkeit einer subtropischen Vegetation gefunden, in der Alpheios-ebene von Elis Acker- und Waldwuchs, der uns an gesegnete und liebliche Gegenden unseres Vaterlandes erinnerte. In der vierten Flußebene des Peloponnes, welche wir jetzt kennen lernen sollten, den Gefilden zu beiden Seiten des Inachos, erwarteten wir nicht ein eben so reiches Pflanzenleben anzutreffen, denn schon Homer spricht vom vieldurstenden Argos. Allein bereits im Alterthum gab es Ausleger, welche das betreffende Beiwort bei Homer erklären in der Bedeutung von vielerdurstet, d. h. viel ersehnt. Mögen die Philologen entscheiden, ob eine solche Erklärung möglich ist oder nicht. Das homerische Beiwort paßt in beiderlei Sinn; denn allerdings durstete der Inachos selbst den größten Theil des Jahres; vor allem aber ist die Ebene, welche von ihm den Namen trägt, seit grauer Vorzeit von Einwanderern verschiedener Stämme hoch geschätzt und

heiß begehrt worden. Zu den frühesten An
kamen sodann phönizische Händler; die Gewa
keiten, welche dieselben sich hier bei Gelegenh
Handelsverkehrs zu schulden kommen ließen, wa
Anfang des viele Jahrhunderte währenden K
zwischen Hellenen und Barbaren, Europa und
der seinen Höhepunkt in den Perserkriegen e
Das ist wenigstens die Auffassung des ehrw
Vaters der Geschichte, des Herodot, welcher s
schichtswerk mit der Schilderung jenes Verkehrs
Phöniziern und Eingeborenen beginnt: Die Phön
erzählt er, führten ägyptische und assyrische Wa
und kamen unter anderem auch nach Argos.
versuchten sie ihre Ladung abzusetzen, und am
oder sechsten Tage nach ihrer Ankunft, als sie
alles ausverkauft hatten, war unter vielen
Frauen auch Io, die Tochter des Königs Inach
Meer gekommen. Diese Frauen verweilten n
den Schiffen, um zu kaufen, wonach ihnen am
ihr Sinn stand; da machten die Phönizier
Muth und fielen über sie her. Die meisten der
entflohen, die Königstochter aber mit anderen w
hascht, ins Schiff gebracht und nach Aegypten e
das soll der Anfang der Gewaltthätigkeiten gewe

Wie klar hat die Ueberlieferung dies B
fernster Vergangenheit erhalten! Es folgt da
andere Zeit, in welcher die Ureinwohner, die P
mit den Phöniziern nicht nur bei Gelegenheit eine
Jahrmarkts in rasch vorübergehende, wohl gar
sam abgebrochene Verbindung treten, sondern v

Kultur sich dasjenige aneignen, was sie mit ihrem Geistesleben durchdringen können; so werden aus den Pelasgern die Danaer. In jenem Zeitalter bilden sich voneinander gesonderte Herrschaftsgebiete, denen der Inachos zur Grenze dient. In die Ebene östlich vom Inachos wird ein vertriebener König von lykischen Kriegern zurückgeführt und lykische Kyklopen bauen ihm seine Feste Tiryns. Denn die Lykier an der Südküste Kleinasiens, nicht ein hellenischer Stamm, aber ein Brudervolk der Griechen, genannt nach dem Lichtgott, welcher ihnen der Offenbarer des dreifaltigen Gottes, das Zeus Triopas war, und von ihnen unter dem Namen Apollon zu den Griechen überging — diese Lykier zeichneten sich schon damals durch den Kunsttrieb aus, welcher freilich in jenem Zeitalter seine Befriedigung am meisten auf dem Gebiete der Architektur fand, der ältesten unter den Künsten.

Das vorgeschichtliche Alterthum suchten wir auf, als wir am Morgen nach unserer Ankunft in Nauplia schon um 7 Uhr nach Tiryns aufbrachen. Wie nahe sind in dieser Landschaft die Burgen bei einander, deren Quadern die Jahrtausende nicht haben auseinanderreißen können! Von Nauplia nach Tiryns ist nur eine halbe Meile Weges. So standen wir denn bald unterhalb des Hügels, welcher in den Augen der Griechen selbst ein Wunderwerk trug. Wenigstens schreibt der mehrerwähnte antike Reiseschriftsteller Pausanias: Die Hellenen sind mehr darüber aus, was jenseits ihrer Grenzen liegt, zu bewundern, als ihre eigenen Merkwürdigkeiten, da es ja berühmten Schriftstellern am

Herzen gelegen hat, die ägyptischen Pyramiden a
genaueste zu beschreiben, während sie die Maue
Tiryns nicht einmal einer kurzen Erwähnung
achteten, welche doch nicht weniger zu bewunder
— Doch hat schon Homer diese Mauern merk
gefunden, da er Tiryns das mauerreiche nennt
wenn der Name Tiryns ursprünglich so viel hei
Thurm, so liegt schon in dieser Benennung ein A
daß man in ältester Zeit den Thurmbau von
für unvergleichlich gehalten hat.

Was von diesem altberühmten Bauwerk üb
blieben ist, liegt auf einem Felsrücken, welcher
der Straße sich erhebt, die von Nauplia nach
führt, und mit derselben parallel läuft. Derselb
80 Fuß über das umliegende Terrain empor, be
Länge von 1000 und einer Breite von 350 Fuß
Oberfläche hat ungefähr die Gestalt einer gigan
Fußsohle. Man geht um die südliche, höhere
des Felsens herum und wird von dem Wächter
das an der Ostseite gelegene Hauptthor in das
des Burgraums geführt. Dieser Innenraum i
gewaltigen Ringmauern umgeben. Die Aufthü
dieser Mauern aus meterhohen, ebenso dicken und
bis dreimal so langen Steinen, welche ohne Mörte
durch das Gesetz der Schwere bald ein Viert
zehntausend die Zerstörung der Burg überdauern,
von den Alten den Kyklopen zugeschrieben, welche
wie bereits erwähnt, aus Lykien herübergek
sein sollten.

Der Innenraum ist durch eine geringe Einse

getheilt in eine nördliche und eine südliche Hälfte. Die nördliche ist niedriger; sie ist noch nicht durchforscht; es ist nur ein Graben durch die ganze Mitte und ein anderer quer durch diesen Platz geführt worden, wobei man auf Fundamente von Bauten gestoßen ist, welche wahrscheinlich Wohnungen für das Gefolge und Wirthschaftsräume enthielten.

Die südliche Hälfte des Burgplatzes überragte den nördlichen zum Theil um 30 Fuß. Hier hat Schliemann die Ausgrabungen, welche er 1876 angefangen hatte, 1884 fortgesetzt und 1885 durch Dörpfeld fortsetzen lassen; so sind die sämtlichen Fundamente bloßgelegt, so daß hier der „vorgeschichtliche" Königspalast in allen seinen Theilen deutlich zu erkennen ist.

Die Vorderseite des Palastes lag nach Süden. Von einem äußeren Vorhof trat man durch einen größeren Vorbau (Propylaion) in einen inneren, von diesem durch einen kleineren Vorbau in den mit Säulenhallen umgebenen Hof (Aule), in welchem ein großer Altar stand. Dieser Hof ist 54 Fuß tief, 70 Fuß breit und hat einen sehr sorgsam aus Kalk und Kieselsteinen gearbeiteten Estrich mit einer Vorkehrung für den Abfluß des Regenwassers. Weiter führt uns unser Weg geradeaus durch eine Vorhalle und einen Vorsaal in den Männersaal (Megaron); ein Kreis inmitten desselben bezeichnet wahrscheinlich den Herdplatz; die Breite und Tiefe des Männersaals sind etwa 35 und 42 Fuß. Hiermit ist die ganze Flucht der Gemächer an der westlichen Seite des oberen Burgplatzes von Süden nach Norden bezeichnet. An der Westseite schließen sich

an den Männersaal und seinen Vorsaal und V
noch einige kleinere Gemächer; von Interesse ist
ders das Badezimmer, dessen Boden aus einem
besteht, welcher mehr als vierhundert Centner
sein soll. Man hat auch ein Fragment der in
wohlgeglätteten und bemalten Badewanne gef
Wenn dieselbe benutzt worden war, wurde das
auf den Boden gegossen. An der einen Seite de
floß es in einer Rinne ab, welche es durch die
hindurchführte.

Oestlich von dieser Reihe von Gemächern
eine andere von solchen Zimmern, welche ohne
für die Frauen bestimmt waren.

Der Leser darf bei dieser Beschreibung nich
gessen, daß von sämtlichen Wänden und Säule
Fragmente bis zur Höhe von drei bis vier Fuß
sind. Was die Säulen betrifft, so ist, genaue
gedrückt, von ihnen selbst nichts erhalten, da si
Holz waren; nur die steinernen Sockel sind vorh
welche nöthig waren, damit der Holzschaft der
nicht von der Feuchtigkeit des Bodens zu leiden
Der Phantasie bleibt also Spielraum genug; do
andererseits auch genügender Anhalt gegeben, sie
ins Willkürliche ausschweifen zu lassen. Denn e
zahlreiche Fragmente z. B. von den Thüren aufgef
worden; besonders interessant aber sind die Res
theils geometrischen, theils figürlichen Wandma
welche Jahrtausende hindurch im Schutte der Gem
geborgen lagen.

Sehr merkwürdig erscheinen dem Besucher

Tiryns die sogenannten Galerien. Dies sind Gänge, welche innerhalb der Burgmauer ausgespart sind, indem man eine äußere und eine innere Steinschicht durch einen Zwischenraum von 6 Fuß voneinander trennte, in einer Höhe von etwas über 6 Fuß aber die innere und die äußere Mauer allmählich dadurch einander näherte, daß man Steine von schräger Seitenfläche aufeinander legte; so entstanden Spitzbögen, deren Scheitelpunkt etwa 14 Fuß über dem Boden liegt. Mehrere Eingänge führen von diesen Galerien wie von Korridoren durch deren äußere Mauer hindurch in Kammern hinein, welche als Magazine gedient haben müssen. Oben über diesen Kammern und der Galerie und den Durchgängen zwischen beiden ist die massive Mauer von 60 Fuß Dicke; auf ihrem Plateau war vermuthlich ein breiter Umgang, nach der Innenseite, wie es scheint, durch eine Säulenhalle abgeschlossen.

Hinter solchen Mauern trotzte Tiryns, wie auch Mykenai, dem Andrang der Dorer, als dieselben Argos zu einem ihrer Hauptsitze machten. Als dann vom Kampfe gegen die Perser, wie Theben, auch Argos sich zurückhielt — Argos aus Uebelwollen gegen Sparta, wie Theben aus Feindschaft gegen Athen —, da betheiligten sich Tiryns und Mykenai an dem nationalen Kampfe, der alten Heeresfahrt Agamemnons wider eine asiatische Stadt eingedenk. Aber nachdem die Macht von Argos besonders durch Befreundung mit Athen sich gehoben hatte, nahm man es daselbst den beiden Nachbarstädten übel, in so entscheidendem Momente eigenmächtig gehandelt zu haben, und zerstörte dieselben

468 v. Chr. Seit dieser Zeit liegen ihre Tr
unbewohnt, abgesehen von historisch unwichtige
siedlungen und einer Kirche, welche im Mittelal
der Felskuppe von Tiryns sich erhob.

Uebrigens waren die Tirynthier im Alt
außer durch ihre Mauern noch durch ihren unn
Hang zum Lachen bekannt. Sie schämten sich
und befragten das Orakel zu Delphi, wie si
Lustigkeit loswerden könnten. Ihnen wurde geant
wenn sie dem Poseidon einen Stier opfern k
ohne dabei zu lachen, so würden sie von ihrer
zwinglichen Lachlust befreit werden. Um sicher
daß sie wenigstens bei dieser heiligen Handlun
blieben, verboten sie den Kindern, bei derselben
zu sein. Doch schlich sich ein Knabe herzu,
als sie ihn wegjagten, ausrief: Fürchtet ihr vi
daß ich euren Ochsen umwerfe? worauf sie
herzlichem Gelächter zu der Erkenntniß kamen,
delphische Gott ihnen habe thatsächlich beweisen
es sei eben eine Unmöglichkeit, eine hergebrach
eingewurzelte Gewohnheit abzustellen.

Unser Führer benannte uns noch die Haup
der Aussicht, welche man von der tirynthischen B
aus hat. Sie war lieblich; doch habe ich mit
Erstaunen gelesen, was Schliemann über diese
sagt. Das Panorama, schreibt er, welches sich
Höhe der Citadelle von Tiryns nach allen Seit
bietet, ist überaus prachtvoll. Indem mein Au
in nördlicher, bald in südlicher, bald in östliche
in westlicher Richtung schwelgt, frage ich mich

kürlich, ob ich denn nicht schon, sei es vom Gipfel der Vorberge des Himalaja, sei es in der üppigen Tropenwelt auf den Sunda-Inseln oder den Antillen, sei es von den Zinnen der großen chinesischen Mauer, sei es in den herrlichen Thälern Japans, sei es im weltberühmten Yosemite-Thal in Kalifornien, sei es von der Höhe der Cordilleras de los Andes — etwas Schöneres gesehen habe. Aber immer muß ich mir eingestehen, daß der Anblick der Citadelle von Tiryns gar viel prachtvoller ist als alles, was ich von Naturschönheiten je gesehen habe. Ja, der Zauber, den man bei der Rundschau von Tiryns empfindet, wird überwältigend, wenn man im Geiste die Großthaten rekapitulirt, deren Schauplatz die Ebene von Argos und die sie umgebenden Berge waren.

So urtheilt Schliemann und giebt uns ein merkwürdiges Beispiel davon, wie viel das Auge der Liebe in einer Gegend zu sehen vermag, welcher sie für große Erfolge dankbar ist.

Von Tiryns kamen wir durch den Inachos, ohne daß wir auf ihn aufmerksam wurden, in einer Stunde nach Argos; dies Wort, welches ursprünglich überhaupt eine Küstenebene bedeutet und auch anderswo zum Eigennamen für einzelne Ortschaften geworden ist, ist hier seit drei Jahrtausenden der Name einer volkreichen Stadt, welche jetzt etwa zehntausend Einwohner zählt. Auf dem Markte herrschte das regste Leben; wir besuchten die Hauptkirche und sodann die kleine Antikensammlung im Stadthause. Zwei Höhen erheben sich

über der Stadt, die eine etwa 1000, die ander
250 Fuß hoch; beide trugen im Alterthun
Akropolis, an den höheren Hügel lehnt sic
Theater an oder ist großentheils in ihn hineingesch
die noch wohlerhaltenen sechzig Sitzreihen faßten
zwanzigtausend Zuschauer. Einer von uns tr
den Raum der Orchestra, während die Anderen s
den Zuschauerplätzen vertheilten; mäßig laut tr
Untengebliebene den Anfang der Elektra des So
vor, und durchaus verständlich erreichte das O
Freunde der würdevolle Wohlklang der grie
Verse, der sich in der Uebersetzung nicht nac
läßt. Der Erzieher des Orestes tritt auf den
vor dem Königspalast der Atriden in Mykena
redet seinen Zögling an:

O du, des Heeresfürsten vor der Troer Stadt,
Des Agamemnon Sohn, nun ist es dir vergönnt,
Das Land zu schaun, nach welchem du dich stets ge
Dort liegt das alte Argos, deiner Wünsche Ziel,
Dem wahngeschlagenen Kind des Inachos geweiht;
Das ist der Markt des Gottes, der den Wolf erlegt,
Der Wolfsmarkt; dort, Orestes, prangt zur linken H
Der Hera stolzer Tempel; wo wir hingelangt,
Siehst endlich du Mykenai, das an Golde reich;
Hier aber ist der Pelopiden grauses Haus.

Der Wolfsmarkt, welcher hier erwähnt wird
der Hauptplatz des alten Argos; sein seltsamer
erklärt sich daraus, daß die Griechen den kleinasi
Namen des Apollon, Lykios oder Lykeios, welch
als Lichtgott bezeichnete, unrichtig auf das gri

Wort für Wolf (lykos) zurückführten und deshalb fabelten, Apollon habe Wölfe erlegt. Der stolze Tempel der Hera, welcher zu Mykenai gehörte, war das Hauptheiligthum der ganzen Landschaft; was man von seinen Bildwerken entdeckt hat, findet sich in dem oben erwähnten Museum in der Dimarchie von Argos. Aber seinen größten Kunstschatz hat man nicht aufgefunden, die berühmte goldelfenbeinerne Hera des größten Künstlers in Argos und dem Peloponnes überhaupt, des Polykleitos; auf ihren Typus sollte nach der Meinung Vieler die Juno Ludovisi zurückgehen, welche Goethe preist: In göttlicher Hoheit und Heiterkeit, wie ein Gesang Homers! Doch glaubt man jetzt den Typns der Hera des Polykleitos eher in dem strengeren sog. farnesischen Herakopf des Museo nazionale in Neapel zu erkennen.

Als wir das Theater verließen, wurden wir von Kindern umschwärmt, welche uns an einer aus großen vieleckigen Blöcken zusammengefügten Mauer Inschriften und Reliefs zeigten. Die Belohnung, die sie dafür erhielten, reizte sie, als nichts mehr zu zeigen war, zur Spekulation auf unser Mitleid; ein Knabe stellte sich als Taubstummer vor, ein anderer wußte seinen Arm so unter seiner Kleidung wegzukrümmen, daß er verstümmelt erschien. Dieser Simulant wurde überführt und mit Schlägen bedroht.

Von der Bergseite oberhalb des Theaters hatten wir eine schöne Uebersicht über Argos. Indem wir seiner Geschichte gedachten, schien es vor allen anderen griechischen Städten dies voraus zu haben, daß es in

allen wechselvollen Zeitläuften wohlbewohnt
ist. In der mythischen Zeit ist Argos so wi
die Griechen den Trojanern gegenüber Argeie
daß der ganze Peloponnes Argos genannt w
Homer ganz Griechenland bezeichnet als „He
Argos". Nachdem es eine Zeitlang hinter
zurückgetreten, gelangt es wieder zu außeror
Machtfülle am Beginn der eigentlichen Gesch
Griechen durch seinen König Pheidon, welcher
fang des siebenten Jahrhunderts für Maß,
und Münze ein System schuf, das erste, w
Europa aufgekommen ist. Andere Pläne
gingen freilich mit ihm unter, und Argos sank in
gegen das mächtigere Sparta; sechstausend Bü
König Kleomenes von Sparta auf einmal d
geweiht haben, indem er den heiligen Hain, in
sie sich bei einem plötzlichen Ueberfall geflüchte
in Brand steckte. Aber nach den Perserkriege
sich wieder, so daß es Tiryns und Mykenai fü
zerstörte. Hier war es, wo das Heldenleben de
Pyrrhos von Epeiros ein unrühmliches Ende f
die Hand einer armen alten Frau, welche, al
im Kampf mit ihrem Sohn erblickte, einen Z
auf ihn warf. Nachdem Argos unter den Kön
Nachblüthe erlebt hatte, schloß seine alte Gesch
der Verwüstung durch Alarich. Im Mittel
Argos Sitz eines Bischofs, später eines Metr
Seit dem Ausgange des Mittelalters hatte
sehr wechselvolle Geschichte, da es mehrfach
Herrschaft der Venetianer in die der Türken

gekehrt überging. Hier trat 1821 die erste griechische Nationalversammlung zusammen, da Tripolis, bis dahin als Hauptort des Peloponnes angesehen, als Herd der Typhusepidemie (S. 118) gemieden werden mußte; im folgenden Jahre war Argos, seine Burg Larisa und die Umgegend hinunter bis zum Meeresstrande der Schauplatz kühner Griechenkämpfe. Doch schon seit der Türkenzeit fiel das politische Gewicht auf das stark befestigte Nauplia, während Argos ein Hauptort des Handels und Gewerbes für das nordwestliche Morea wurde.

Wie ganz anders gestaltete sich das Schicksal für Tiryns, das nach seinem Fall im Jahre 468 sich niemals wieder erhob, so daß neben den Resten der Königsburg gegenwärtig nur eine sehr einfache Ackerbauschule sich findet; und desgleichen für Mykenai, welches wir jetzt besuchten. Homer nennt es das breitstraßige, goldreiche; aber das Dorf Charwati, das heute in der Nähe der Ruinen der einstmals derartig gepriesenen Stadt liegt, ist unter den elenden griechischen Dörfern eins der elendesten. Seine Lehmhütten sehen ganz erbärmlich aus; und um einen sehr schmutzigen Tümpel Wasser inmitten des Dorfes saßen Große und Kleine und blickten stumpfsinnig hinein. In der Nähe dieses Tümpels aßen wir unser von Nauplia mitgebrachtes Frühstück, umschwärmt von großen Hunden, und begaben uns sodann nach den Ruinen.

Zuerst wurde uns das sogenannte Schatzhaus des Atreus gezeigt; es ist vielmehr eine Grabkammer. Zwischen mächtigen, aber sehr schön behauenen und

regelrecht gelegten Felsblöcken tritt man in
Raum, welcher die Gestalt eines ungeheuren
korbes hat (die Bewohner von Charwati sage
unpoetisch: eines Backofens), ungefähr 80 Fu
aus gleichfalls sehr genau aufeinander gepaßte
blöcken gebildet; in den Steinen bemerkt man
in welche Nägel getrieben wurden, um die ga
nenwand mit blinkenden Erzplatten zu bekleider
diesem Raum aus kommt man in die eigentlich
kammer, welcher das von unserm Führer ang
Reisigfeuer eine unsichere Beleuchtung gab; sie
den Felsen gehauen, schmucklos und völlig leer.
Kuppelgräber giebt es noch mehrere; wir bes
noch ein anderes, welches von Schliemanns Fr
deckt ist und deren Namen trägt.

Hierauf traten wir vor das weltberühmte
thor, welches in die eigentliche Königsburg führt,
Pelopiden grauses Haus, wie Sophokles sagt.
Thor befindet sich in einem Theil der um die A
von Mykenai herumlaufenden Ringmauer, wel
horizontalen Lagen von rechteckigen Steinblöcken
anderswo zeigt die Mauer sehr regelmäßig zus
gefügte vieleckige Blöcke oder ist unregelmäßig m
von kleineren Steinen zusammengesetzt. Die
öffnung, 10 Fuß hoch und ebenso breit, ist i
von einem mächtigen 15 Fuß langen steinernen
sturz; an demselben bemerkt man die tiefen
in welchen die Angeln des hölzernen Thores sich
Damit die Steine oberhalb des Thores nicht al
auf den Thorsturz drücken sollten, ist über diesen

Mauer eine dreieckige Nische ausgespart; die Grundlinie dieses Dreieckes ist gleich der Breite des Thores, auch sind das Dreieck und das Thor gleich hoch. Diese Nische ist mit einer Steinplatte verdeckt, auf welche gleich einem Wappen das Löwenpaar in Relief gearbeitet ist. Zwischen den Löwen steht eine Säule von seltsamer Gestalt, sehr wenig griechischartig, eher asiatisch; auf die hohe breite Basis setzen die Löwen ihre Vorderbeine, so daß sie aufgerichtet stehen; die Köpfe fehlen, sie scheinen nicht aus dem Stein gemeißelt, sondern angeheftet gewesen zu sein und sich nach dem Beschauer hingewendet zu haben, gleichsam um den unwillkommenen Eindringling zurückzuschrecken. Keulenförmig strecken sich die Schwänze nach unten.

Das am Anfang dieses Jahrhunderts wieder entdeckte Löwenthor ist jedem Liebhaber des Alterthums aus Abbildungen bereits so bekannt, daß, wer es endlich selbst vor sich sieht, kaum glauben kann, daß er es zum erstenmal erblickt. Aber je weniger man überrascht wird, mit desto mehr Pietät kann man dies uralte Denkmal bildender Kunst beschauen. Bis vor kurzem wurde es allgemein als ältestes der uns erhaltenen Monumente der Skulptur in Europa bezeichnet. Dieser Ruhm ist ihm genommen durch Funde, welche Schliemann bei seinen Ausgrabungen im Jahre 1876 machte. Der oftgenannte Pausanias erzählt nämlich in seiner Beschreibung Griechenlands nicht nur von dem Löwenthor und von den unterirdischen Schatzhäusern des Atreus und seiner Söhne, sondern auch von den Gräbern des Atreus, des Agamemnon, der Klytaimnestra und des Aigisthos, indem

er sogar einige Andeutungen über die Lage dieser
macht. Dies veranlaßte den in seinen Unterneh
so glücklichen Entdecker, eine Suche nach den
gräbern zu unternehmen, und als er an der i
testen Stelle der Akropolis, nämlich inmitte
kreisrunden Platzes von ungefähr 90 Fuß
messer, fünf Gräber entdeckte, war er überzeu
Gräber des Atreus, des Agamemnon und ihrer G
gefunden zu haben und um so mehr, als er die Le
theilweise mit goldenen Diademen, die Gesichter
denen Masken bedeckt fand. Niemals sonst, sagt
eine Akropolis zum Begräbnißplatz gebraucht
Jedenfalls ist in diesen bis zu 33 Fuß tief li
Gräbern eine überaus reiche Beute von Gegen
des ältesten Kunsthandwerkes gefunden worden
anderen so viele goldene Utensilien, daß der bloße
werth derselben auf hunderttausend Mark vera
worden ist. Dieser Ertrag der Ausgrabungen
größten Theil in die athenischen Sammlunge
geführt worden, und ich werde auf denselben
Abschnitt über diese Sammlungen zurückkommen

Wir traten jetzt durch das Löwenthor ein
langten nach wenigen Schritten auf den eben er
kreisförmigen Platz, welchen man als die Ago
Versammlungsplatz, bezeichnet. Er ist eingefa
zwei Kreisen großer Steinplatten, welche aufrecht
die beiden Kreise sind durch einen Zwischenrau
drittehalb Fuß voneinander getrennt. An
Stellen ist durch eine queraufliegende Platte
hergestellt; und wahrscheinlich war ursprünglich d

Doppelkreis so gedeckt und diente als eine kreisrunde Bank, auf welcher ohne Unbequemlichkeit über 150 Personen nebeneinander sitzen konnten. Homer schildert es einmal, wie in solchem Kreise auf Steinen zu Gericht gesessen wird:

Es saßen
Auf den geglätteten Steinen die Alten im heiligen Kreisrund,
Und sie ergriffen der weithin rufenden Herolde Stäbe,
Und erhoben sich dann, abwechselnd das Urtheil zu sprechen;
Doch zwei Talente von Gold inmitten der Richtenden waren
Dem bestimmt, der das Recht von ihnen am gradesten spräche.

Wir saßen also an dem Platz der Alten einer fernen Vorzeit, von welcher wir bis vor kurzem nur eine Kunde aus Homer und den Tragikern hatten, und gedachten an die Ansiedlung des Pelops; an dessen Söhne Atreus und Thyestes und deren entsetzlichen Bruderzwist; an den Sohn des Atreus, Agamemnon, und dessen Ermordung durch sein Weib Klytaimnestra; an die Rache, welche an Klytaimnestra und deren Buhlen Aigisthos ihr Sohn Orestes nahm; an die Hinwegspülung all dieser Greuelgeschichten durch die dorische Wanderung; und nach diesem allen an das Wort von Ernst Curtius: Homers Gesänge sind es, die diesen stummen Mauern die Weihe des Ruhmes geben, und diese Mauern wieder sind die wahrhaftigen Zeugen Homers; sie beweisen uns, daß es einen Agamemnon gegeben hat und viel Tapfere vor ihm.

Und nun sahen wir uns um in dem uralten Steinkreise und warfen unseren Blick auf die Gräber vor uns, welche den kostbaren Inhalt, welchen man vor so vielen Jahrhunderten ihnen anvertraut hatte, einer so

späten Nachwelt hatten hergeben müssen. Und weit
auf der Akropolis vor uns die Grundmauern eines ä
Palastes, wie wir ihn auf der Felskuppe von Tiryr
betrachtet hatten, und hinab nach Charwati zahlrei
von sogenannten kyklopischen Mauern; nach der
Seite aber die kahlen, bis zu 2700 Fuß anst
Berge, in deren Schoß Mykenai lag, so daß Hom
konnte, es liege im Winkel des rosseernährender
Weiter hinaus erblickten wir die Ebene und die übe
aufsteigende Larisa und endlich den Meerbusen
Tiefe von etwa 900 Fuß; diese ganze herrlich
aber belebte sich uns mit all den Sagengestalten
allmählich Gesamtbesitz der gebildeten Mensch
worden sind.

Als wir nach Charwati zurückgekehrt wa
sichtigten wir das dortige Museum, das freilich n
liche Ueberreste von dem Reichthum des goldreic
kenai hat behalten dürfen. Ich erinnere mich b
an einen steinernen Sarkophag, welcher die Res
Leichnams enthielt, von welchem nur noch da
erhaltene Gebiß erkennbar war. Es versteht s
die Bewohner von Charwati uns versicherten,
hier den Agamemnon selber vor uns hätten;
feierliche Stimmung, in welcher wir uns befand
es uns nicht in den Sinn kommen, diese Beh
bestreiten zu wollen.

Ellissen giebt uns in deutschen Versen eine
tung der Sage von Agamemnon, wie er sie
Ruinen von Mykenai gehört hat. Dieselbe lä
die Löwen zu vollem Recht kommen:

Siehst du der Mauer Felsengrund im Abendsonnenscheine?
Siehst du am Berg Trikorpho rings den Kreis der weißen Steine?
Kennst du das Thor der Löwen hoch auf des Kastelles Walle?
Kennst du im Bauch der Erde tief die schwarze Grabeshalle?
Auf jenen Hügeln ragten stolz Kapellen und Paläste,
Die Trümmer von Mikini sind's, der Grund der alten Feste.
Dort herrschte Agamenona, der Moreoten König,
Bis an das Meer war Volk und Land dem Helden unterthänig.
Am Hof und Herd umgaben ihn viel wackre Pallikaren,
Bei Jagd und Kampf gehorchten ihm bewährte Kriegerscharen ...
Rechtgläubig war er, klug und mild, ein Bruder seiner Krieger,
War riesenstark und löwenkühn, ein niegebeugter Sieger.
Kein Feind, kein Raubthier schreckt ihn je, wer mocht' ihn überwinden?
Mit einer Löwin stritt er hart in des Kumbiki Schlünden,
Und als er mit gewalt'ger Faust den wilden Feind bezwungen,
Führt er aus ihrer Lagerstatt nach Haus die beiden Jungen;
Nach seiner Hand gewöhnt er sie, sie wurden groß und mächtig,
Wie Blitz die Augen, stark der Schweif, die Mähne lang und prächtig,
Das Leuenpaar stand ihm zur Seit' in Jagd- und Kriegsgefahren,
Sie folgten und beschützten ihn wie treue Pallikaren.
Soll ich dir, Bruder, nun den Tod, den blut'gen Tod des Helden,
Der starken Feste Untergang, den Fall der Löwen melden,
So hör', wie Agamenona verstoßen ward vom Glücke,
Wie ihn der Heil'gen Zorn gefällt durch eines Weibes Tücke.

Es wird weiter erzählt, wie Agamenona von der Schönheit einer Nonne Eleniski (Helena!) so viel gehört, daß er den Bischof bittet, ihm dieselbe zum Weibe zu geben. Derselbe verweigert ihm die gottgeweihte Jungfrau; er aber läßt die Eisenpforte des Klosters durch seine beiden Löwen sprengen und entführt Eleniski. Diese

will sich an Agamenona rächen, und als der Fi
Anatoli (der asiatischen Levante) als Hadschi (
medanischer Pilger) verkleidet zu ihr kommt, ent
mit ihm. Agamenona bietet die sämtlichen K
von Morea gegen den Beherrscher von Anatoli a
unter dem Schutz der Panagia und des heiligen
St. Georg gelangt er nach Kleinasien, wo seine
das Kastell der Feinde erstürmen und den Ha
von den Minarets herunterbrechen; sein Gegne
wird von seinen Löwen zerrissen. Doch Elenis
ihn nicht lange seines Sieges sich freuen; beim
erschießt sie Agamenona mit seiner eigenen Musk
Löwen aber, durch den Schuß aus ihrem Sch
weckt, zerfleischen sie, worauf sie von denen,
der Königin zu spät zur Hülfe eilen, getödtet
alle Griechen errichten endlich dem Agameno
gigantisches Denkmal.

7. Epidauros und Nauplia.

Keinerlei Tempelgebäude scheinen auf den
bergen von Tiryns und Mykenai ihre Stät
funden zu haben. Es diente also den Anscha
welche wir dort gewonnen hatten, zur Ergänzun
wir am zweiten Tage unseres Aufenthalts in
eine Fahrt nach den Ruinen machten, welche i
Gegend mit dem Gesamtnamen Hieron, d. h. das
thum, bezeichnet werden.

Selten kann man die Ausbreitung der Ve
eines einzelnen Gottes so deutlich auf ihren Au

punkt zurückverfolgen, wie der Kultus des Asklepios von überallher zurückweist auf Epidauros. Als 291 vor Chr. Rom und Umgegend von einer Pest verheert wurde, gaben die sibyllinischen Bücher den Rath, den Aeskulap von Epidauros nach Rom zu holen; der Genius seines Altars begleitete die römischen Gesandten in Gestalt einer Schlange und wählte sich seine Wohnung auf der Tiberinsel. Daß Athen seinen Asklepioskult von Epidauros empfangen, deutet schon der Umstand an, daß das athenische Heiligthum dieses Gottes dem in Epidauros nachgebildet gewesen sein soll. In Epidauros aber wurde sogar der Berg gezeigt, auf welchem Asklepios als Sohn des Apollon geboren und von einer Ziege genährt sein sollte.

Die Asklepiosheiligthümer waren lange Zeit die einzigen Heilstätten der Griechen. Bis durch Hippokrates (um 420 vor Chr.) die Medizin eine Wissenschaft wurde, war sie Geheimlehre derer, welche sich Asklepiaden nannten. Doch wurde empfohlen, den Gott selbst um Heilung anzugehen, indem man in oder bei seinem Tempel sich zum Schlaf niederlegte, um im Traum von Asklepios das heilsame Mittel sich offenbaren zu lassen. Um einen Tempel dieses Gottes sammelte sich eine Anzahl von anderen Gebäuden zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit; nirgendwo aber wurde die Kolonie so ausgedehnt und so berühmt, als in jenem Gebirgsthal zwischen Nauplia und Epidauros, vier Stunden von der ersteren, zwei Stunden von der letzteren Stadt entfernt, gewöhnlich das Hieron von Epidauros genannt.

Am 12. Mai in der Frühe fuhren wir von Nauplia

ab, am Bahnhof vorbei durch die Vorstadt Pro
in Nachahmung des Löwen von Luzern ein Löw
an die bayrischen Soldaten erinnert, welche, m
Otto nach Griechenland gekommen, dort im
gegen aufständische Manioten ihren Tod gefunden
Auf sehr wohlgebahntem Wege durch etwas ein
Landschaft fuhren wir in das Gebirge hinein,
die mit der Halbinsel Attika parallellaufende H
Argolis bildet; dasselbe steigt bis zu viertansend Fuß
Plötzlich hört die Straße, welche später bis Neu-
ros fortgeführt werden soll, auf; man sieht sich i
eines schönen Waldthals. Hier ist der berühmte
ort des Alterthums, wiewohl man nicht einsieht,
gerade diese Gegend für denselben auserkoren
irgend eine Heilquelle hier vergeblich gesucht
würde.

Ueber die kahle Weide schreitet man dem
bezirk zu, welcher, wenn eine Bemerkung des Pa
richtig gewesen und geblieben ist, auf der be
Erde in einer gewissen Hinsicht nicht seines
haben würde: auf diesem Raum soll Niemand
geboren noch gestorben sein. Der heilige Bezirk
zweihundert Fuß breit und gegen vierhundert Fu
Säulenhallen schlossen ihn an der einen Langseite
meisten zieht die Aufmerksamkeit auf sich die b
Tholos des Polykleitos. Wir haben diesen
als Bildner bereits kennen gelernt bei Gelegen
seres Besuches in Argos, dessen hellster Stern
Die Tholos ist ein kreisrunder Bau von etwa hund
Durchmesser, welcher von einer äußeren Reihe d

und einer inneren Reihe ionisch-korinthischer Säulen gebildet wurde und inwendig außer Gemälden von Pausias die Danktafeln Solcher enthielt, welche hier die ersehnte Heilung gefunden hatten. Sämtliche Gemälde sind verschwunden, die Dankinschriften bis auf eine, die Säulen bis auf zahlreiche Fragmente; diese letzteren sind mit größter Feinheit in herrlichem Marmor gearbeitet. Nur noch der steinerne Ring ist übrig, auf welchem die beiden Säulenreihen standen, und die Mauern, welche den steinernen Boden des Tempels trugen. Doch ist die Tholos schon deshalb für die Archäologen wichtig, weil von allen Rundbauten der Griechen außer einer ähnlichen Tholos in Olympia nur diese übrig geblieben ist (allerdings werden mit dem allgemeinen Ausdruck Tholos auch die Kuppelgräber in Mykenai bezeichnet). Die schönste und großartigste Vollendung fand dieser Rundbau bei den Römern in dem sogenannten Vestatempel in Rom, in dem Vesta- oder Sibyllentempel von Tivoli und vor allem im Pantheon von Rom.

In einiger Entfernung von der Tholos liegen die Ueberreste des Tempels des Asklepios; in den Giebelfeldern waren, wie am Apollontempel von Phigalia, ein Kentaurenkampf und ein Amazonenkampf dargestellt. Ringsumher standen zahlreiche Statuen, von denen nur die Basen, zum Theil mit Inschriften, enthalten sind. Unter den leuchtenden Marmorresten nahmen wir unser Mahl ein, lechzend nach Schatten.

An allen Seiten war der Tempelbezirk umringt von verschiedenartigen Baulichkeiten, z. B. einem Gym-

nasion, verschiedenen Tempeln, römischen Bädern
Stadion. Etwas weiter entfernt war an der S
Berges Kynortion von Polykleitos das berühmte
angelegt. 55 Sitzreihen steigen bis zu einer H
80 Fuß empor. Ein 6 Fuß breiter Umgang
den oberen und den unteren Rang voneinand
Gänge führen zu den Sitzen des unteren, 22 z
des oberen Ranges. In der Orchestra sieht m
den Platz, wo der Altar des Dionysos gestand
so unterscheidet man auch die einzelnen The
Bühnengebäudes, das, wenn man in einer der
Sitzreihen Platz nimmt, wie im Grundriß d
Man hat von einem solchen Sitz aus keinen B
das Meer, das noch durch Bergrücken verdeckt
aber baut die Phantasie sich die mannigfachen Rest
umher aus, bevölkert sie den heiligen Bezirk
zahlreichen Bildsäulen und Weihgeschenken, we
hier im Laufe der Zeiten angesammelt hatten, d
sich den Baumschmuck hinzu, welcher in diesem ge
Winkel des Gebirges besonders reichlich gewes
muß, so sieht man wiederum ein wunderbar l
Stück Erde vor sich.

Die Nachmittagsstunden dieses und des
gehenden Reisetages wurden auf Nauplia ver
Diese Stadt spielt eine nicht unbedeutende Rolle
ältesten und in der neuesten Geschichte Grieche
Ein Gemälde von Peter Heß in der neuen Pin
in München stellt den Einzug dar, welchen Kön
1833 in Nauplia hielt, wo er residirte, bis e

nach Athen übersiedeln konnte. Auf dem figurenreichen Bilde erblickt man links den etwa 900 Fuß hohen Festungsberg Palamidis mit seinen noch immer einigermaßen kriegstüchtigen Festungswerken. Aber der Name dieses Berges versetzt uns sofort in die allerälteste Zeit zurück. Der Heros Palamedes spielt hier eine ähnliche Rolle wie Kadmos in Theben; wie diesem wird ihm die Erfindung der Schrift beigelegt, und wie Kadmos weist er auf phönizische Einwanderung hin; denn auch was sonst die Phönizier in jenem frühen Zeitalter den Griechen bringen konnten, Rechenkunst, Wage und Maß, Schiffahrtskunde und Leuchtthurmbau, wird auf Palamedes zurückgeführt. Daher ist derselbe auch ein Fremdling in der griechischen Heroenwelt, mit keinem andern der alten Helden verwandt; sein Vater heißt Nauplios, d. h. Schiffmann, und sein Bruder heißt Oiax, d. h. Steuerruder. Wenn man aber auf der Treppe von 857 Stufen, welche von den Venetianern angelegt ist, die Feste Palamidis ersteigt, so erkennt man deutlich die merkwürdige Lage von Nauplia; dasselbe hat gar kein Hinter- oder Vorland, sondern ist in den engen Winkel eingeklemmt, welchen das Meer mit dem Vorgebirge bildet, so daß Nauplia augenscheinlich nur als Schiffsplatz — was die Bedeutung des Namens ist — Solchen diente, welche kommen und gehen wollten, keineswegs aber als bleibende Wohnstätte für Solche, die im Lande sich auszubreiten gedachten; die Vermuthung, daß Nauplia nach seiner Gründung geraume Zeit in feindlichem Gegensatz zu dem Inlande geblieben, so daß Tiryns als Bollwerk gegen Nauplia gebaut worden ist, scheint mir sehr viel Wahrscheinlichkeit zu haben.

Seit jenem frühesten Auftreten im Alterth
zum früheren Mittelalter hat Nauplia keine bed
Rolle gespielt. Erst in den letzten sieben Jahrhu
wird es von hervorragender Wichtigkeit. Von h
brach Leon Sguros 1202 aus, um Argos,
Korinth zu erobern, und stürmte gegen Athen
kam sein Gebiet an Venedig, welches Nauplia bi
hielt, so daß diese Stadt (neben Monemwasia
konien, der Heimath des berühmten Malvasier) de
Fleck der Erde im Peloponnes war, der zuletz
die Gewalt der Türken fiel. Als 1686 Graf K
mark im Solde der Venetianer hierherkam, erka
zuerst die militärische Bedeutung des bis dahi
nicht verschanzten Berges Palamidis, besetzte de
und eroberte von hier aus Nauplia, welches
bis 1715 in den Händen der Venetianer bl
welchem Jahre der Bergkegel schmachvoll den
preisgegeben wurde. 1821 wurde der Palamid
den Philhellenen vergeblich bestürmt. „Gott h
den Verstand verwirrt" riefen die Türken, wel
besetzt hielten, „und ihr habt das Buch Palamid
durchstudirt". Aber im folgenden Jahr, als
in dem eingeschlossenen Nauplia herrschenden H
noth die türkische Besatzung nicht mehr genügend
hatte, sich auf die steile Bergfeste hinaufzusch
wurde der Palamidis genommen und von diese
auch Nauplia, welches dann nicht wieder unt
Joch der Türken kam.

Auch in Nauplia zeugt heute keine Spur
davon, daß es jemals unter der Herrschaft der

gestanden hat. Es ist eine Stadt, wie man sie sonst wohl in Italien findet, voll Lebens, insbesondere vor dem Thor, das nach der Vorstadt Pronia führt. Der Marktplatz ist geräumig, und wird zu abendlicher Stunde zu einem großen Theil mit Stühlen und Tischen besetzt; dann finden hier viele Kaffetrinker Platz. Auch wir saßen hier bei der würzigen Tasse schwarzen Kaffees, die man im Morgenlande zu trinken pflegt, und redeten nach deutscher Weise über die bedeutungsschweren Gegensätze, welche durch das Leben des einzelnen Menschen wie der gesamten Menschheit gehen .....

Was blitzt in jener engen Gasse, die auf den Markt ausläuft, vielfarbig auf? Was zieht daher unter den Klängen fröhlicher Musik, die kaum das Geplauder und Gelächter einer großen Menschenmenge übertönt? O wie schnell sind die philosophischen Disputationen über jene „bedeutungsschweren" Gegensätze unterbrochen, ja vergessen, sowie die Wirklichkeit des Lebens mit ihrem bunten Glanze zwischen die Philosophen tritt! Wir sind schon mit im Zuge, wir sind schon eben so fröhlich wie alle Anderen; wir erglänzen auch mit im Schein der bengalischen Flammen, wir bekommen auch unseren Antheil an dem Zuckerwerk, welches von den im flackernden Licht abenteuerlich beleuchteten Balkonen auf den Zug herniederregnet. Und von all unserer Gelehrsamkeit war uns zur Stunde nur die Erinnerung geblieben, daß die Alten anstatt der bengalischen Flammen, welche überall aufleuchteten, Hochzeitsfackeln anwendeten, welche, am elterlichen Herde der Braut angezündet, die heilige Flamme hinübertrugen in das Haus ihres Bräutigams,

und daß das Zuckerwerk, mit welchem wir b
wurden, die Katachysmata waren, von welch
alten Schriftsteller zuweilen reden, nämlich die
Nüsse, Mandeln und anderes Knupperwerk, mit
man die Neuvermählten bewarf, um ihnen Ue
auch an dem zwar nicht nöthigen, aber gern ge
Beiwerk des Lebens anzuwünschen — der verst
innige Leser hat bereits bemerkt, daß es ein Hochz
eine Ueberführung der Braut in das Haus ihres
war, woran wir theilnahmen.

Groß ist der Forschungstrieb der Deutsche
ließ es nicht zu, daß wir an der Thür des
in welches die Braut als Herrin eintrat, verk
sondern wir drangen mit ein, ungeladene Gäste
deshalb nicht hinter die Thür gesetzt, sondern a
herzlichste willkommen geheißen von den gastfreu
Eltern mit dem üblichen: Kopiaste, kalos oriste,
— Seien Sie so gut, schön willkommen, Ihr
Und plötzlich saßen wir unter den männlichen
und wurden mit Mandelmilch bewirthet und mit
keiten beschenkt, und versuchten vergeblich uns
zu besinnen, ob es Einem unter uns an der
vorgesungen war, daß er dermaleinst in Nauplia
zeitsgast sein sollte. Als aber unser Forschertr
stillt war, suchten wir unsere Dreistigkeit wen
dadurch wieder gut zu machen, daß wir dem
jungen Ehemann und der in neugewonnener Gra
versteiften bräutlichen Gemahlin unsere Huldigu
wohlgesetztem Trinkspruch darbrachten.

Erst gegen Mitternacht gingen wir an Bo

lange unterhielten uns am Gestade die Tänze der Soldaten, welche gleichfalls nach Athen fahren sollten; ihre Tänze hatten jedoch mit den althellenischen Pyrrhichen, welche der Sohn des Achilleus gestiftet haben soll, schwerlich irgend eine Aehnlichkeit.

Als wir nach ausreichender Nachtruhe wieder auf Deck kamen, fuhren wir an den Citronenhainen von Poros vorbei. Es war ein Wetter, das den trübseligsten Menschen hätte froh machen können; die Berge des Peloponnes, deren Oede belebt erschien durch fernhin weißschimmernde Dörfer und Städtchen, zahlreiche Inseln, welche überall hoch emporstiegen, das tiefblaue Meer lagen im hellsten Sonnenschein. Auf unserm Schiff, welches bis Athen im ganzen acht Stationen anzulaufen hatte, war lärmendes Leben, zumal jetzt auch für den julianischen Kalender Griechenlands der erste Mai gekommen war, an welchem jeder sich mit Blumen schmückte. So nahten wir uns in geradezu festlicher Stimmung, dankbar für Alles, was wir im Peloponnes gesehen und erlebt hatten, zugleich voll Vorfreude auf das, was unser wartete, der attischen Küste.

8. Die Akropolis von Athen.

In solch froher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, begrüßten wir gegen die Mittagsstunde des 13. Mai in der Ferne den schneeweißen Punkt, welcher auf dem äußersten Vorsprung der Halbinsel Attika, dem Vorgebirge Sunion, jetzt Kap Kolonnäs

genannt, den Tempel der Athena bezeichnet, glaubten sodann den derselben Göttin geweihten Tempel auf einem Berggipfel der Insel Aigina zu erkennen, prägten uns darnach das charakteristische Profil der Insel Salamis ein, richteten aber endlich all unsere Aufmerksamkeit auf den Hafen Peiraieus nahe vor uns und auf das Pentelikon, welches den Horizont abschloß, um zwischen beiden die berühmteste Bergkuppe Griechenlands und der Welt zu erkennen, die Akropolis von Athen.

Eben von dieser Seite her, von welcher wir uns Athen näherten, hat die Landschaft die ersten Einwanderungen empfangen, welche den geschichtslosen Urzuständen ein Ende machten. Vom Lande her war Attika wegen der gewaltigen Bergkette, welche es gegen Boeotien abschließt, nicht zugänglich; es reizte auch nicht die wandernden Dorer, tiefer einzudringen, da es felsig und unfruchtbar ist, ähnlich wie Arkadien. Aber vor Arkadien hatte es ein häfenreiches Seegestade voraus; wenn daher Arkadien bis in sehr späte Zeit hinein für die Geschichte bedeutungslos blieb, so wurde Attika verhältnißmäßig früh bedeutend durch die Einwanderungen von Seefahrern und später durch die Tendenz seiner eigenen Bewohner zum Leben an und auf der See. In der Morgendämmerung der griechischen Geschichte waren es die Phönizier, welche sich auch hier ansiedelten; zum Andenken an den friedlichen Handelsverkehr, welchen sie hier anknüpften, trägt die Insel Salamis diesen semitischen Namen, welcher sie als Friedensinsel bezeichnet. Bald kamen Seefahrer von

allen Küsten des aegaeischen Meeres; von verschiedenen Seiten, insbesondere auch von der Westküste Attikas, drangen sie ein; es bildete sich eine Reihe von selbstständigen Gemeinwesen neben einander, mehr Dörfer als Städte zu nennen, doch ein jedes mit einem Häuptling, der in einer Burg wohnte. Welche von diesen wehrhaften Dorfschaften mußte den Sieg davon tragen? Sicher diejenige, welche am günstigsten gelegen war. Unvergleichliche Vorzüge bot der nachmalige Burgberg von Athen. Er ist fast der letzte Ausläufer eines Gebirges, welches sich bis zu einer guten Stunde vom Meer erstreckt; mit einer Höhe von über 200 Fuß steht er in einer schönen Mitte zwischen einem Burghügel, wie derjenige Spartas ist, welchen man erst suchen muß, und einem wirklichen Berge, wie das 2000 Fuß hohe Akrokorinth ein solcher genannt werden muß, den man bei seiner Steilheit in der südlichen Hitze nicht ohne bedeutende Anstrengung erklimmen kann. Die Stadt, welche sich an diese Höhe, die so echt griechisch Maß hält, anlehnt, wird die erste Stadt, sie wird allmählich Hauptstadt der Landschaft Attika. Hier lassen sich zahlreiche Geschlechter nieder, welche die dorische Wanderung anderswo, besonders aus Messenien, verdrängt; die ihnen gewährte Gastfreundschaft lohnt sich reichlich, denn aus den zugezogenen Geschlechtern ersteht eine Reihe hochbedeutender Männer. Aber die Einwanderer blieben keineswegs Fremdlinge; sie verschmolzen mit den früheren Einwohnern zu demselben Volke, dessen bedeutende Eigenschaften sich zum Theil aus der Beschaffenheit des attischen Landes erklären.

Griechenland überhaupt wird schon im Alterthum e
Land der Armuth genannt. Das gilt von Attika
besonderem Maaße; da die dünne Ackerkrume vielf
vom felsigen Untergrunde weggespült ist, wird es v
den Alten mit einem erschreckenden Gleichniß ein e
fleischtes Gerippe genannt. Die Folge davon war, d
die Einwohner nicht, wie etwa in Kampanien, v
wöhnte Müssiggänger, sondern fleißige Arbeiter wurde
welche aber auch von ihrer Arbeit Lohn erntete
Uebrigens war doch das Land mit einer lieblich
Flora so reich geschmückt, daß die alten Schriftstelle
so wenig sie gewohnt sind, nach der Weise der modern
in Naturschilderungen zu schwelgen, doch Attikas Ve
chen, Narzissen und Krokusse, sowie den lieblichen G
sang der attischen Nachtigall preisen. Die ernste Nat
entbehrte also nicht der herzerquickenden Lieblichkei
welche Sophokles und Aristophanes im Jubel der B
geisterung preisen.

Unter solchen oder ähnlichen Betrachtungen ware
wir im Peiraieus angelangt; aus ihnen riß uns d
Tumult, welcher in den östlichen Ländern jedesmal d
Ankunft eines Dampfschiffes folgt, wenn von alle
Seiten die Reisenden durch die Bootführer oder d
Kommissionäre der Gasthöfe bestürmt werden, sich ihne
anzuvertrauen. Und vom Peiraieus waren wir, inde
wir die Eisenbahn verschmähten, im offenen Wagen na
Athen hinaufgefahren und hatten dort seit lange zu
erstenmal wieder in größerem Kreise die Hauptmah
zeit eingenommen, welche in Griechenland in ei
abendliche Stunde fällt. Als wir dann, ungefähr gege

neun Uhr, noch etwas in den Straßen Athens lustwandeln wollten, geriethen wir alsbald, ohne es zu wollen und zu wissen, in den Bereich der unwiderstehlichen Anziehungskraft, welche die Akropolis auf jeden Athenpilger ausübt. Zwar gingen wir zunächst über den Verfassungsplatz, auf welchem auch an jenem Maiabend viele Athener die drei Lebensgüter genossen, welche ihnen, wenn nicht die höchsten, so doch die liebsten sind: nach türkischer Weise bereiteter Kaffee, eine Cigarette und die Politik; sodann bogen wir in die stark belebte Hermesstraße ein; inmitten derselben wurde unser behagliches Dahinschlendern durch die Kirche Kapnikaraea aufgehalten, einen ganz niedrigen Bau, welcher den schönen geraden Prospekt der Hermesstraße unterbricht, angeblich aus dem fünften, wahrscheinlich aus dem elften Jahrhundert, also jedenfalls einer der wenigen Reste des mittelalterlichen Athens. Hier schlugen wir uns links durch einige unschöne Gäßchen und standen in kurzem vor dem Thore der Winde, einem marmornen Achteck aus dem ersten Jahrhundert vor Christo, das auf seinen Außenseiten Sonnenuhren trug, in seinem Innern eine Wasseruhr enthielt und seinen Namen von den acht Winden hat, welche auf seinen Außenwänden in Relief als Männer oder Jünglinge dargestellt sind. Wir stiegen noch einige enge Gäßchen hinan, welche nichts mehr von dem Glanz des Verfassungsplatzes oder dem regen Leben der Hermesstraße zeigten, sondern aus der Zeit stammen, da Athen nicht wie jetzt eine griechische Stadt von hunderttausend Einwohnern, sondern ein Albanesendorf mit kaum tausend Menschen war —

es sind seitdem wenig mehr als fünfzig Jahre verflossen, in welchen diese außerordentliche Wandlung sich vollzogen hat. Sowie die ärmlichen Häuser dieser Gassen unseren Blick nicht mehr einschlossen, wurde uns klar, welche magnetische Kraft unsere nächtliche Wanderung regiert hatte, denn vor uns lag im Vollmondglanze die Akropolis von Athen.

Wir setzten unseren Weg fort bis zu der Einsenkung, welche den Areopag von der Akropolis trennt; hier lockte der im Silberlichte glänzende Niketempel und vor allem der Parthenon, dessen bejammernswerthe Lücke man bei der ungewissen Beleuchtung kaum erkannte, der vielmehr von nächtlichem Zauber wiederhergestellt zu sein schien. Zwar durch die Propyläen in den Raum der Akropolis selbst einzudringen, wurde uns durch einen Wächter verwehrt; doch ließen wir es uns nicht nehmen, wenigstens so nahe als möglich die Kuppe des Burgberges zu umkreisen. Und indem wir nun an der Südseite herumstiegen, bereitete uns das Mondlicht immer wunderbarere Augenweide. Ich bezweifle sehr, daß der Mond irgendwo in Europa etwas Anziehenderes halb zu erleuchten, halb zu verstecken findet, als im Kolosseum zu Rom und auf der Akropolis von Athen, sowie am Abhang derselben im Odeion des Herodes Attikus, im Dionysostheater und in den mächtigen Hallen, welche beide miteinander verbinden. Zwischen diesen Gebäuden am Fuß des Berges und der eigentlichen Akropolis führte uns unser Weg an verschiedenen Heiligthümern vorbei; der Isis, der Themis waren sie geweiht, am größten waren die Anlagen eines Asklepios-

heiligthums. Dies letztere, ein antiker Gesundbrunnen, dient noch immer demselben uralten Zweck; nur der Name Asklepios ist mit dem der heiligen Jungfrau vertauscht worden; ihr ist jetzt die Lampe geweiht, welche das aus dem Felsen fließende Wasser beleuchtet, dem man heilbringende Kraft zuschreibt. Der dortige Wächter führte uns in die Höhle hinein und wir tranken aus der etwas salzhaltigen Quelle.

Sahen wir auf unserm Gange hinunter auf die vom Vollmond erleuchtete Stadt und ihren seit Alters berühmten Olivenwald, auf die mächtigen Bauten am Fuß des Hügels, auf die Hügel und Berge ringsumher, so konnten wir, eben weil wir das Einzelne nicht genau erkannten und die natürlichen Höhen mit den Gebilden der Kunst zusammenschlossen, um so mehr ahnen, wie förderlich die Naturplastik auf den künstlerischen Sinn der Griechen und besonders der Athener hat einwirken müssen. Man hat mit Recht sehr oft die Linien der griechischen Berge gepriesen. Ihre Schönheit besteht darin, daß sie weder so einförmig anschwellen, wie die meisten Gebirge Europas, noch so grotesk sich aufthürmen, wie z. B. die Berge Norwegens; die griechischen Gebirgslinien sind nie überraschend, aber auch nie ermüdend, immer fesseln sie das Auge mit stillem Liebreiz; es scheint mir aber auch, als müßte man von ihnen lernen, die senkrechte und die wagerechte Linie wahrhaft harmonisch zusammenzustellen. Zuweilen bietet sich die Bodenbeschaffenheit unmittelbar als Unterlage für die Schöpfungen der Baukunst dar; am deutlichsten sieht man dies bei

den Amphitheatern, welche nicht wie das römische Colosseum gewaltsam aufgethürmt zu werden brauchten, sondern sich an den Berg lehnten und mit der größten Sicherheit der Anlage noch den Vortheil eines köstlichen Ausblickes verbanden. Aber ähnliches gilt von der Gesammtheit der Gebäude auf der Akropolis; vorzüglich aus einiger Entfernung gesehen, verwachsen sie mit dem Burghügel, setzen seine Konturen fort und bringen sie zu krönendem Abschluß; ein Denkmal für das Verhältniß, in welches die Griechen das Kunstschöne zu dem Naturschönen setzten.

Am anderen Morgen konnte das Ziel unseres ersten Ganges selbstverständlich kein anderes sein, als die Akropolis, deren einzelne Theile wir nun genauer zu betrachten anfingen. Zuerst den herrlichen Eingang zur Akropolis, die Propyläen. Westlich von der Akropolis liegt die Pnyx, auf welcher die athenischen Volksversammlungen stattfanden. Dort tritt der Wanderer ehrfurchtsvoll an den Platz, von welchem aus Demosthenes seine gewaltigen Reden gehalten hat. Als er einmal die Athener feierlich aufrief, Entschlüsse zu fassen, welche ihrer Stadt, dem köstlichen Erbe ihrer Vorfahren, würdig seien, da wies er mit der Rechten hinüber nach den Propyläen, welche Perikles aus pentelischem Marmor hatte errichten lassen, einem Thorbau mit davorliegendem dorischen Säulenbau und zwei Flügeln.

Indem man durch die Propyläen hineintritt, läßt man rechts den kleinen Tempel der Nike liegen. Die Nike, welcher er geweiht war, ist die Athena selbst als Siegesgöttin. Der Tempel, gleichfalls aus pentelischem

Marmor, ist etwa 18 Fuß lang und ebenso breit; an der West- und Ostseite schließen ihn vier jonische Säulen von etwa 15 Fuß ab. Von der westlichen Halle aus hat man eine wunderbare Aussicht, besonders bei Sonnenuntergang, auf die attische Küste und auf die Inselwelt südlich von Attika; hier, so erzählt die alte Sage, stürzte Aigeus sich in die Tiefe, als das Schiff seines Sohnes Theseus versehentlich mit schwarzem Segel anstatt des im Fall seines Sieges verabredeten weißen Segels von Kreta heimkehrte.

Schreitet man bis in die Mitte des Burgplatzes vorwärts, so wird das Auge angezogen durch einen merkwürdigen Bau zur Linken: durch das Erechtheion mit der Korenhalle. Das Erechtheion ist gleichfalls ein Tempel der Athena, welche an dieser Stelle zugleich mit Erechtheus, einem mythischen Landesheros, verehrt wurde. An dieser Stätte sollten Athena und Poseidon mit Wohlthaten um den Besitz des Landes gewetteifert haben; Poseidon wollte dem Lande eine Salzquelle schenken, Athena schenkte demselben den Oelbaum, welcher hier stand, bis die Perser ihn 480 v. Chr. verbrannten; aber die Wurzel des Oelbaums trieb alsbald einen Schößling wieder hervor. Der merkwürdigste Theil des Baues ist die südliche Vorhalle, die hochberühmte Korenhalle. So heißt diese Halle von dem griechischen Worte Kore, welches eine Jungfrau bezeichnet, weil sie anstatt von Säulen von Jungfrauen getragen wird. In späterer, römischer Zeit nannte man solche tragende Gestalten Karyatiden, von einer arkadischen Stadt Karyai, deren Bewohner wegen ihrer Perserfreundschaft in die Sklaverei

verkauft sein sollen, so daß Karyatiden so viel heißen würde als Sklavinnen. In der Korenhalle sind, so viel uns bekannt, zuerst von der europäischen Kunst menschliche Gestalten als Glieder eines Baues verwandt worden. Von den berechtigten Bedenken gegen solche Verwendung überhaupt ausgehend, haben einige Kunstkritiker die Koren am Erechtheion verworfen. Aber diese Jungfrauen stehen so lebensfrisch und tragkräftig und so lieblich da, daß man vergißt, daß sie einem Bau eingegliedert sind. Ihnen ist es ein Spiel, ihre Last zu tragen, zumal sie nicht etwa, wie die Karyatiden in den Straßen unserer Großstädte, drei bis vier Stockwerke über sich haben, sondern die einfache Bedachung der Vorhalle; so können sie die Vorwürfe der strengen Aesthetiker sehr wohl noch obendrein tragen.

Eine dieser Jungfrauengestalten ist eine Nachbildung, da die Statue, welche hier stand, von Lord Elgin nach England entführt worden ist. Der Raub dieser Kore hat den ersten Anstoß zur Befreiung Griechenlands gegeben. Denn als sie entführt war, erzählte man sich in dem damals nur dörflichen Athen, daß die anderen Statuen nächtlicher Weile über ihre geraubte Genossin laut klagten. Und so schmerzlich wurde der Raub derselben von dem Griechenvolke empfunden, daß sich eine Vereinigung seiner besten und gebildetsten Söhne zu Schutz und Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen bildete. Dieser ersten Vereinigung schloß sich eine zweite an, welche direkt politische Zwecke verfolgte, nämlich die Befreiung der Griechen von der türkischen Herrschaft, die freilich erst

nach so vielen schweren Wechselfällen der sieben Jahre 1821 bis 1828 endlich gelang.

Das berühmteste Bauwerk nicht nur der Akropolis, sondern Griechenlands überhaupt, und nicht nur Griechenlands, sondern des gesamten Alterthums ist der Parthenon. Parthenos heißt Jungfrau; der Parthenon ist also wiederum ein Tempel der jungfräulichen Göttin Athena. Ehe ich versuche, ihn kurz zu schildern, gebe ich eine Uebersicht seiner Schicksale; die Geschichte des Parthenon ist ein Abriß eines sehr großen Theils der Religionsgeschichte überhaupt.

Ich darf hier einschieben, daß Zeus, Apollon, Athena die drei hehrsten Gestalten der griechischen Götterwelt sind. Zeus ist der höchste, der älteste, in mancher Beziehung der einzige Gott. Apollon ist nicht von der Urzeit her in Griechenland verehrt worden, man kennt ihn stets als einen eingewanderten Gott — wie erwähnt, ist er aus Kleinasien herübergekommen —; aber seine Einwanderung ist ein neuer Schöpfungstag in der Geschichte der geistigen und geistlichen Entwickelung der Griechen, begründet eine Welt der höheren Harmonie, ein Reich der Gnade, wie Ernst Curtius sagt; er ist der befreiende, erlösende Gott; die griechische Religion macht in ihm den Versuch, Erlösungsreligion zu werden, darum hat er von allen Göttern sich zuletzt gehalten, Konstantin dient ihm und Christo, Julian geht in seinem Dienste unter. Athena aber ist unter allen Gottheiten der Griechen am wenigsten Naturgottheit; wie sie aus dem Haupte des Zeus entsprungen ist, so ist sie die personificirte Geisteskraft des Zeus. Es

liegt nahe, in diesen drei Göttern eine heidnische Analogie zu dem Christenglauben an Vater, Sohn und heiligen Geist zu sehen; wobei deutlich wird, daß der Athenakultus die griechische Religion in ihrer am meisten vergeistigten Entwickelung uns darstellt.

Um einen alten Athenatempel auf der Akropolis, der aus unbestimmter Vorzeit stammte, baute Peisistratos eine Halle von dorischen Säulen; dies Heiligthum war damals das größte von Athen. Skulpturen trug dieser Tempel, welche den Sieg der Athena über die Giganten darstellten; man verehrte also auch schon damals hier die göttliche Macht, welche das Ungeschlachte unter die Herrschaft des denkenden, ordnenden Geistes gezwungen habe.

Im Jahre 480 sank dieser vorpersische Parthenon, wie alle Göttertempel Athens, in Trümmer durch die Perser. Den Persern war auch die Religion der Griechen ein Greuel, weil sie Monotheisten waren. Denn Darius pflichtete der von seinem älteren Zeitgenossen Zarathustra ausgegangenen monotheistischen Reformation bei.

Der Wiederaufbau des Parthenons erschien den Griechen als eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Götter, die ihnen geholfen hatten, insbesondere gegen ihre unsichtbare Vorkämpferin, die Athena Promachos. Schon Kimon legt den Grund zum Parthenon; Perikles, beseelt von dem Verlangen, Athen zur hohen Schule von Hellas zu machen, erbaut den Parthenon durch Iktinos und Kallikrates und schmückt ihn durch Pheidias. Aber wenn die Bauten des Perikles den friedlichen Wohlstand

Athens als der Führerin Griechenlands sinnbilden sollten, so währte das Sinnbild unendlich länger als das Urbild; jenes glückliche Zeitalter dauerte nur wenige Jahrzehnte.

Jede Epigonenzeit gefällt sich in übermäßiger Verherrlichung der von ihr für groß gehaltenen Männer. In der Zeit, da Athens Freiheit und Größe gesunken ist, stellt man zahlreiche Votivtafeln und Denkmäler angesehener Persönlichkeiten auf der Akropolis und auch im Parthenon auf. Noch tiefer sinkt das Heiligthum; Demetrios der Städteeroberer erhält — auf Wunsch der Athena, wie man ihm schmeichelte — den Parthenon als seine Wohnung angewiesen und entweiht ihn durch seine Orgien; sein Gegner Lachares beraubt den Parthenon seiner Schätze.

Nachdem Athen jegliche politische Bedeutung verloren — diesen Zeitpunkt bezeichnet die Eroberung durch Sulla 86 v. Chr. — behält es sein Ansehen als Mutterstadt aller höheren Bildung. Die römischen Kaiser selbst sind die ersten Philhellenen. Die Athener aber wissen sich in die Zeit zu schicken; sie bequemen sich auch dem herrschenden religiösen Geschmack an; der Parthenon bekommt zu Nachbaren einen Tempel des Augustus, einen anderen der Roma.

Im Jahre 54 steht auf dem Areopag der Apostel Paulus. Da, wo links der Theseustempel aus der Tiefe, rechts von der Höhe der Parthenon grüßt, hat der Apostel Jesu Christi den Muth zu verkündigen, Gott wohne nicht in Tempeln mit Händen gemacht. Ich lasse über sein Auftreten Gregorovius reden, dem

Niemand Engherzigkeit eines kirchlichen Standpunktes vorwerfen wird. Er sagt in seinem neuesten Werke: „Keine Erscheinung in Athen irgend eines Sterblichen ist merkwürdiger als die des Apostels Paulus. Dem großen Denksystem und der strahlenden Kultur des Alterthums trat in der unscheinbaren Gestalt dieses Propheten die Zukunft des Menschengeschlechtes gegenüber. In den Annalen der christlichen Mission giebt es keine kühnere Handlung, als die Predigt des Paulus in Athen, der Akropolis des Heidenthums, die damals noch vom blendenden Glanz der Künste und Litteratur umflossen war. . . Wer hätte damals zu ahnen vermocht, daß gerade die neue Religion, welche Paulus den Athenern verkündete, nach dem Verlauf vieler Jahrhunderte das einzige Palladium sein sollte, dem die Hellenen die Fortdauer ihrer Nation, ihrer Litteratur und Sprache zu verdanken hatten?“

Aber damals waren unter den Griechen die Athener am wenigsten geneigt, der Heilspredigt ihre Herzen zu erschließen. Korinth, Patras werden Stützpunkte des Christenthums, Athen bleibt noch lange bei den Olympiern und verliert damit auf ein Jahrtausend hinaus seine Bedeutung. Dennoch hat Athen in der Kirchengeschichte den Ruhm, die Mutterstadt der Apologetik und damit der christlichen Theologie zu sein. Es kann nicht zufällig genannt werden, daß da, wo die klassische Bildung dem Christenthum am hartnäckigsten entgegentrat, Aristeides, der frühere Philosoph, Quadratus und Athenagoras den Heiland als Verkünder göttlicher Weisheit priesen. So ist auch der erste Mann

der Wissenschaft in der christlichen Kirche, Klemens von Alexandria, wahrscheinlich in Athen geboren; Gregor von Nazianz und Basilius d. Gr. haben in Athen ihre Studien gemacht; aber auch Julian der Abtrünnige.

So lebendig war noch gegen Ende des vierten Jahrhunderts in Athen der alte Götterglaube, daß man erzählte, Alarich sei durch eine Erscheinung der Athena Promachos abgehalten worden, ihre Stadt zu zerstören; jedenfalls hat der Westgothenkönig die Stadt, deren Ruhm auch ihm nicht unbekannt war, als Freund betreten, während er Megara, Korinth, Nemea, Argos, Sparta verwüstete. Im folgenden Jahrhundert erklärte Athena, sie wolle bei dem Philosophen Proklos wohnen — die Mythologie flüchtete sich unter die Flügel der Philosophie. Proklos war der letzte bedeutende Philosoph aus der „goldenen Kette" Platons; er starb 485; 529 wurde den heidnischen Weisen ihr Unterhalt entzogen, so daß sie auswanderten; neun Jahrhunderte hindurch hatte die Akademie bestanden. Hiermit hört das heidnische Athen auf. Das drückt sich darin aus, daß der Parthenon sich umdreht — der Eingang wurde aus dem Osten in den Westen verlegt — und hinfort der christlichen Parthenos geweiht ist, nämlich ein Mariendom wird. Auch hierüber redet Niemand schöner als Gregorovius: „Vor der liebevollen Mutter mit dem Kinde legte die streng und schweigend blickende Pallas Athena, die Göttin mit dem Medusenhaupte auf ihrer Brust, die Lehrerin der kalten Weisheit, die nicht das Herz erwärmt, ihren Schild und Speer als Ueberwundene nieder." Uebrigens scheint zwischen

der Athena und der Maria noch eine andere hehre Jungfrau im Parthenon verehrt worden zu sein: die Sophia, die Personifikation der göttlichen Weisheit, welcher zu gleicher Zeit Justinian den weltberühmten Wunderbau in Konstantinopel weihte. Doch schwand diese Allegorie früh aus dem Bewußtsein des Zeitalters und unter der Panagia Atheniotissa wird fortan keine andere als die Mutter Jesu verstanden. Immerhin bleibt es charakteristisch, daß in der alten Philosophenstadt der berühmteste Tempel, nachdem er zur Kirche geworden, zunächst der Weisheit gewidmet war.

In Europa ist wohl keine einst hochberühmte Stadt so lange völlig geschichtslos geworden, wie Athen. Es ist möglich gewesen zu behaupten, vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert sei Athen eine unbewohnte Waldwildniß gewesen. Allerdings ist diese Ansicht als Uebertreibung widerlegt worden. Aber wir wissen nichts über Athens städtische Einrichtung, Baugeschichte u. dgl. aus diesen Jahrhunderten. Nur aus Athens Kirchengeschichte in dieser Periode läßt sich einiges berichten; von allgemeinerem Interesse nur dies Eine, daß die Athener auf das Entschiedenste sich dem Vorhaben der aufgeklärteren Despoten auf dem byzantinischen Throne, den Bilderdienst aus der Kirche zu verdrängen, widersetzten. Hier ist noch ein Schatten des hellenischen Enthusiasmus für die Kunst; man hatte die Athenastatue des Pheidias gegen das Mosaikbild der Panagia Atheniotissa vertauschen müssen; dies wenigstens wollte man nicht aufgeben. Es klingt fast wie ein Märchen, daß die Griechen vom Festlande und von den Inseln im

Jahre 727, „von göttlichem Eifer um die Bilderverehrung getrieben", wie es in der Chronik heißt, einen Zug gegen Byzanz unternahmen, vor dessen Mauern sie in einer Seeschlacht überwunden wurden. Der Sieg der Bilderstürmer wird den Untergang mancher Kunstwerke, vielleicht auch im Parthenon, nach sich gezogen haben. Nicht mit den Waffen wurde der Bilderstreit entschieden, aber durch die Schönheit und Bildung der Athenerin Irene, welche, auf den Kaiserthron erhoben, 787 den Bilderkultus auf der siebenten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa zum Siege führte.

Athenische Frauen sind im Mittelalter berühmter als athenische Männer. Vor der eben erwähnten Irene hat die Philosophentochter Athenais das Perlendiadem in Byzanz getragen. Von athenischen Männern aber lernen wir bis zur Wende des Mittelalters nur einen näher kennen, Michael Akominatos, welcher 1175 bis 1205 Bischof von Athen war. In seinen Briefen und anderen Schriften spricht er seinen Enthusiasmus für Athens alten Ruhm, wie auch seine tiefste Bekümmerniß über Athens Gesunkenheit aus. Athen sollte zu seinen Lebzeiten noch tiefer sinken, nämlich einer merkwürdigen Unterjochung zum Opfer fallen. Der vierte Kreuzzug wurde bekanntlich vom gelobten Lande gegen Konstantinopel abgewendet und führte zur Errichtung des lateinischen Kaiserthums daselbst. Infolge davon wurde Athen Hauptstadt eines Frankenstaats, Michael Akominatos mußte aus der Bischofsresidenz auf der Akropolis weichen und die Kostbarkeiten, welche seit lange im Parthenon gesammelt waren, fielen rohen

Kriegsknechten aus Frankreich und Italien zur Beute, worauf die Marienkirche Stätte des lateinischen Kultus wurde; das große Schisma des Mittelalters, welches die Christenheit in eine abendländische und morgenländische theilte, geht also auch durch die Geschichte des Parthenons hindurch.

Gerade während im Parthenon die lateinische Geistlichkeit den heiligen Dienst verwaltete, kam der alte Tempel zu einer ganz exorbitanten Bedeutung für die Stadt Athen. Der Florentiner Marco Acciajuolo, welcher Beherrscher Korinths und des Herzogthums Athen geworden war, vermachte letztwillig der Marienkirche im Parthenon die ganze Stadt Athen samt Zubehör. Freilich ließ sich dieser letzte Wille, nach welchem Athen ein morgenländischer Kirchenstaat unter den athenischen Erzbischöfen geworden wäre, niemals zur Ausführung bringen. Der griechische Metropolit aber gerieth über die beabsichtigte Schenkung Athens an die lateinische Geistlichkeit in so große Wuth, daß er die Türken herbeirief, welche bei dieser Gelegenheit zuerst Athen besetzten, aber nur für kurze Zeit, da ihnen die Einnahme der Akropolis noch nicht gelang.

Etwa sechzig Jahre später, nämlich 1458, wurde den Türken von dem letzten Frankenherrscher Athens die Akropolis übergeben. Das Abendland wiederhallte noch von dem Jammer über den Fall Konstantinopels, so daß man auf Athens Untergang nicht weiter Acht gab. Aber selbst Mohammed II. war ergriffen von den Spuren der alten Größe der erlauchten Stadt; wie ein Philhellene habe er alles besucht, erzählt ein gleichzeitiger

Geschichtsschreiber. Der Parthenon aber wurde jetzt von einer dritten Religion in Dienst genommen. Der Bilderschmuck der Marienkirche wurde zerstört oder übermalt, die Richtung bezeichnet, in welcher Mekka lag, damit die Angesichter der Frommen sich dahin kehrten, und das hohe Minaret erbaut, von welcher der Muezzin jetzt auf die Stadt, wo Platon gelehrt und Paulus gepredigt hatte, herniederrief, daß Mohammed Allahs Gesandter sei.

Es folgte wiederum Jahrhunderte lang eine geschichtslose Zeit für Athen, welches im Abendlande für völlig zerstört gehalten wurde, so daß es geradezu wieder entdeckt werden mußte. Das Morgenroth der neuen Zeit warf seinen Glanz auch auf den Parthenon; wir haben wichtige Zeichnungen desselben aus dem Jahre 1674. Noch steht hier der Parthenon lückenlos da, seltsam überragt von dem Minaret; noch sind die Skulpturen des Westgiebels fast sämtlich, die des Ostgiebels großentheils erhalten. Was unter den gewaltigen Schicksalen zweier Jahrtausende erhalten geblieben ist, haben erst die beiden letzten Jahrhunderte zerstört. Als 1687 Königsmark mit seinen Deutschen, welche im Sold Venedigs kämpften, die Akropolis belagerte und beschoß, brachte er durch eine Bombe das Pulvermagazin der Türken im Parthenon zur Explosion — so entstand die vielbeklagte Lücke im Tempel des Iktinos. Als ein halbes Jahr darauf die Venetianer von der Akropolis, deren Besatzung hatte kapituliren müssen, wieder abzog, wollte man als Trophäen die ansehnlichsten Bildsäulen vom Westgiebel mitnehmen, aber sie stürzten herab und zerbrachen. Die meisten übrigen Skulpturen

wurden im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts von Lord Elgin herausgebrochen und in zweihundert Kisten verpackt, welche nach mancherlei Schicksalen ihren Platz im britischen Museum gefunden haben.

Bis 1822 blieb Athen in türkischer Gewalt, welche 1827 noch einmal wiederhergestellt wurde. 1833 endete dieselbe damit, daß im Parthenon ein — Gabelfrühstück stattfand; Griechen und Griechenfreunde, wie auch die Türken erfreuten sich dabei des Weins, und mit dem: Sito o wasilevs! (Es lebe der König!) der Ersteren mischte sich das: Allah kerim! (Gott ist gütig!) der Anderen.

Man hat ernstlich daran gedacht, den Parthenon in seiner ursprünglichen Gestalt aus den Trümmern wieder zu erbauen, hat sogar einen Anfang damit gemacht. Aber ihn für christliche Gottesdienste herzurichten hat man nicht mehr versucht. Vielmehr hat man die Hauptkirche Athens, die sog. große Metropolis, inmitten der Stadt aus dem Material von siebenzig kleineren Kirchen aufgeführt.

Ich gehe jetzt mit Besorgniß an die Aufgabe, meinen Lesern ein Bild des Parthenons zu geben, wie er jetzt dasteht, allerdings des Schmuckes beraubt, welcher ihn einst zierte, aber doch auch wieder befreit von den störenden Einbauten des Mittelalters. Kann ich keine annähernde Vorstellung von der Würde und Schönheit des Parthenons ermöglichen, so werde ich doch an dem Beispiel desselben die normale oder richtiger die vollkommenste Einrichtung eines griechischen Tempels vorführen.

Zweimal, so sagen die Aesthetiker meines Erachtens mit Recht, hat die Baukunst den Höhepunkt ihrer Entwickelung erreicht, nämlich im dorischen Tempel- und im gothischen Kirchenstil. Diese beiden höchsten Schöpfungen stehen einander gegenüber: dort ist das Gewicht gelegt auf die Gestaltung des Aeußeren, welches dem Frommen die Wohnung des Gottes ankündigt, hier auf die Ausbildung des Innern, welches die Gemeinde einladet zur andachtvollen Versammlung; dort herrscht Klarheit, hier Fülle; dort halten Kraft und Last, die senkrechte und die wagerechte Linie einander das Gleichgewicht, hier siegt die senkrechte, wie der Geist den Stoff besiegt; dort erzeugt der Anblick des dorischen Tempels tiefe Beruhigung, hier der Anblick des gothischen Doms noch viel tiefere, höhere Sehnsucht.

Weil denn im griechischen Tempelstil vorzüglich der Außenbau wirken soll, so bleiben wir zunächst vor dem Parthenon stehen, und wiewohl sofort die starken dorischen Säulen und was sie tragen unsere Augen auf sich ziehen, thun wir uns Gewalt an und beginnen von unten mit den drei Stufen, welche vom Erdboden in den Tempel hinanführen. Hier ist nichts zufällig, alles ist bedingt durch die Gesetze der Kunst oder durch die überlieferte Ordnung. Die letztere entscheidet auch über die Zahl der Stufen; drei ist hier die glückliche Zahl, damit, wer auf die erste den rechten Fuß gesetzt hat, dann auch mit dem rechten Fuß zuerst auf den Estrich des Tempels treten kann. Jede der Stufen ist mächtig, anderthalb Fuß hoch — so schreiten keine ird'schen Leiber, man hat Zwischenstufen anlegen müssen. Nicht völlig wagerecht liegen

die Stufen, gegen die Mitte schwellen sie ein wenig an. Die genau wagrechte Linie würde etwas Todtes haben, die Abweichung von der mathematisch genauen Geraden bewirkt den Eindruck des Lebendigen, das nicht gemacht, sondern gewachsen ist. Die oberste Stufe ist übrigens 105 Fuß lang; dies ist also die Breite des Parthenon, seine Länge 244 Fuß.

Auf der obersten Stufe stehen an der Vorderseite 8 Säulen, ebensoviel an der Hinterseite, an den beiden Langseiten je 17 Säulen, zusammen also, da hiermit die Ecksäulen vorn und hinten doppelt gezählt sind, 46 Säulen dorischen Stils; die Höhe derselben ist 36 Fuß, ihr Durchmesser 5 bis 6 Fuß. Sie verjüngen sich nicht nur, sondern es findet auch, wie bekanntlich bei allen richtig konstruirten Säulen, gegen die Mitte hin eine Anschwellung statt, so daß hier gleichfalls die Steifheit der vollkommen geraden Linie überwunden ist. Die Zahl der Säulen an der Vorderseite muß eine gerade sein, weil sonst die mittelste Säule vor dem Eingang des Tempels stehen würde.

Der reiche Säulenschmuck im Außenbau, dem eine ähnlich reiche Verwendung im Inneren entspricht, ist uns ein Zeichen, daß der griechische Tempelstil im Parthenon seinen Höhepunkt erreicht hat. Von diesem aus blicken wir auf die Entwickelungsstufen zurück, welche zu ihm hinangeführt haben. Zuerst wurde das einfache Viereck des Tempelbaus dadurch verändert, daß an die Stelle der Vorderseite zwei Säulen traten — das war der einfache Antentempel. Ein zweiter Fortschritt bestand darin, daß man auch die Hinterseite durch zwei

Säulen ersetzte. Ferner bricht man die Langseiten nach der durch Säulen ersetzten Schmalseite hin ab und setzt vier Säulen, und hat so den Prostylos; oder man verfährt so auf beiden Seiten und hat so den Amphiprostylos; ein solcher ist der Nike-Tempel. Endlich legt man Säulenreihen an allen vier Seiten um das Tempelhaus und hat so den Peripteros; das Tempelhaus kann dann selbst wieder als Antentempel gestaltet sein, oder sogar als Amphiprostylos. Das Letztere, das Vollkommenste ist der Fall bei dem Parthenon, wo dann auch noch innerhalb des Tempelhauses zwei Säulenreihen zur Gliederung in drei Schiffe verwandt worden sind.

Die Säulen am Parthenon, mit zwanzig Furchen kannelirt, sind wie die Stufen und der Oberbau aus pentelischem Marmor. Dieser nimmt im Laufe der Jahrhunderte durch Oxydirung der eisenhaltigen Theile eine schöne gelbliche Farbe an, so daß man gesagt hat, der Parthenon sei aus den goldigen Strahlen eines attischen Sonnenunterganges errichtet.

Nahe am oberen Ende der Säulen bereiten einige ringsumlaufende Kreise das Kapitell vor. Dasselbe war bunt bemalt. Die Alten wollten weder bei ihrer Plastik noch bei ihrer Architektur der Farbe entbehren. Erst die spätere Zeit hat, wie Lieder ohne Worte, so bildende Kunst ohne Farbe kennen gelernt. Wie schön aber ein kräftiger Farbenschmuck in attischem Sonnenschein sich ausnimmt, kann Jeder an der Akademie und an der Universität von Athen lernen. An den Säulen des Parthenon waren die Kapitelle mit Roth, Blau

und Gold bemalt, so nämlich, daß der unten liegende Wulst niedergeschlagene blaue Blätter mit goldener Umrandung auf rothem Grunde zeigte, der flache Abakus darüber rothe Mäanderverzierung. Auf dem Abakus liegt der Architrav, dessen Einfachheit durch an ihm befestigte eherne Schilde gehoben wurde; auf diesem standen blaue Dreischlitze; die Zwischenfelder zwischen ihnen, die sog. Metopen, nahmen Reliefs auf; über den Triglyphen und Metopen erhoben sich die Giebelfelder mit ihren großen Reliefs, umrahmt von ihren Einfassungen.

Zweiundneunzig Reliefs füllten die Metopen; nicht einmal von der Hälfte sind in Athen Reste übrig geblieben; sie enthielten mythische Kämpfe. Die Giebelfeldkompositionen stellten das Hervortreten der Athena aus dem Haupt des Zeus und den Wettstreit der Athena mit Poseidon um den Besitz von Attika dar. Von diesen Skulpturen sind die meisten unter den sog. Elgin-Marbles in London.

Wir treten jetzt durch die äußere Säulenhalle ein, und alsbald führen uns zwei Stufen hinauf in das eigentliche Tempelhaus. Dasselbe ist nach vorne wie nach hinten durch eine Reihe von sechs Säulen abgeschlossen, und ist wie mit einer kostbaren Binde von dem 560 Fuß langen Fries umwunden, welcher das berühmteste Meisterwerk hellenischer Reliefplastik enthielt, die herrliche Darstellung der Panathenäen-Prozession durch die Hand des Pheidias. An dem alle vier Jahre gefeierten Fest der Panathenäen wurde der Göttin ein Gewand dargebracht, mit welchem ihr Bild bekleidet

wurde; dieser Festzug ist hier dargestellt. Aber nicht dieser Fries zog die Blicke des in den Parthenon Eintretenden zuerst auf sich; sondern durch die Vorhalle, welche von geringer Tiefe war, schaute man durch eine geöffnete Flügelthür in das innere Heiligthum, welches, weil es 100 Fuß lang war, Hekatompedos (hundertfüßig) hieß; zwei Reihen von je neun Säulen theilten dasselbe in drei Schiffe, in dem mittleren stand das goldelfenbeinerne Bild der jungfräulichen Athena, bestrahlt von der Fülle des Lichtes, welches von oben hereinfiel. Hinter diesem Heiligthum befand sich das Hintergebäude, zur Aufnahme des Staatsschatzes bestimmt; vor diesem lag eine Hinterhalle, der Vorhalle an der anderen Seite entsprechend. In allen Theilen, auch in denen, welche einst dem Blick unzugänglich waren, finden wir die gleiche Sorgfalt der Arbeit; man hat von einer heiligen Gewissenhaftigkeit geredet, welche die Schöpfer des Parthenons beseelt habe.

Die gewaltigen Maße erscheinen noch bedeutender, weil der Parthenon sich über seine Umgebung nicht wenig erhebt; fast 50 Fuß liegt seine Grundfläche über dem Boden der Propyläen. Und dennoch fühlt man sich nicht von der Größe des wunderbaren Tempels überwältigt, nur ganz in Anspruch genommen, doch zugleich tief beruhigt, denn wir verehren hier, nicht mit dem berechnenden Verstande, sondern mit der unmittelbaren Anschauung und darum zuerst mit dem Gemüthe, die Herrschaft des Maßes über die Masse, die Ueberwindung der Gegensätze durch die Harmonie des Ganzen. In seiner berühmtesten Rede hat Perikles im Namen der Athener gesagt: Wir

lieben das Schöne ohne Prunksucht. Wenn dieses Wort in Stein ausgesprochen werden sollte, so könnte es nicht vollendeter geschehen, als durch den Parthenon. Ein halbes Jahrtausend später hat Plutarch den Blüthenduft immerwährender Jugendschönheit gepriesen, welcher über dem Parthenon webe; er bleibe immerdar unberührt durch die Zeit, bewahre den Hauch alterloser Neuheit. Seitdem ist er wahrlich nicht unberührt geblieben! Er liegt zum Theil in Trümmern. So will ich denn meine Schilderung schließen mit dem Versuch der Uebersetzung eines lyrischen Gedichtes von Johannes Karasutsas (geb. in Smyrna 1824, gest. in Athen 1873), welches die Empfindungen dieses gefühlvollen Griechen beim Anblick der Trümmer des herrlichsten Bauwerkes der alten Hellenen ausspricht.

Die Trümmer des Parthenons.

O der jungfräulichen Göttin jungfräuliche Tempelhallen,
Erdentrückte, himmlisch hehre --
Rings umrahmt vom Aethermeere
Spielt ihr mit der bald versunk'nen Sonne abendlichen Strahlen!

Durch die Bilder, die der Künstler in den Marmorstein gezeichnet,
Zuckt geheimnißvolle Regung,
Fluthet Leben und Bewegung,
Gleich als hätte sich die alte Mär von Pyrrha neu ereignet.

Und ich stehe hier und schaue, und mich faßt ein tiefes Bangen:
Traumgestalt in gold'nem Lichte,
Wirst auch du zuletzt zunichte,
Wie in dieser Welt des Wandels schon manch' Wunderwerk vergangen?

So lang' du noch fernhin leuchtend niedergrüßest zum Beschauer,
Ist der Geist nicht ganz verloren,
Der die Werke hat geboren,
Welche, trotz der Zeiten Unrecht, würdig waren ew'ger Dauer.

Wie ein lichter Sternenreigen scharten sich, dich zu umkränzen,
Götterbilder, Säulenhallen,
Wunderwerke — unter allen
Sah man dich, Athenatempel, gleich dem Morgenstern erglänzen!

Doch der Väter Glück und Würde ward der wilden Zeit zur Beute;
Nachsichtslos hat sie gerichtet,
Volk und Stadt hat sie vernichtet,
Bis sie noch die Gräber aufriß und die Asche selbst zerstreute.

Als des bittern Sieges Denkmal, hier und dort vereinzelt, ragen
Aus dem allgemeinen Falle
Eine Säule, eine Halle —
Wo um die geschwund'ne Schönheit Wüstenvögel einsam klagen.

9. Die Stadt Athen.

Sparsam haben wir mit der uns knapp zugemessenen Zeit unseres Aufenthaltes in Athen haushalten müssen, damit sie ausreichte, uns mit den wichtigsten Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen. Schon in früher Morgenstunde verscheuchte die helle, schnelle, fröhliche Militärmusik die letzten Erinnerungen an die Nacht; wir eilten zur Parade, wohnten dann wohl einer Feierlichkeit in einer griechischen Kirche bei, und durchwanderten darnach die von regstem Leben erfüllten Straßen. Schwüler wurde es; wir suchten und fanden unsere Zuflucht in den Sammlungen Athens, und kehrten um Mittag langsamer, als wir davon gezogen waren, wieder in unseren

Gasthof zurück. Aber wenn wir ihn um zwei Uhr wieder aufs neue verließen, war es still auf den Straßen, und wir drückten uns an den Häusermauern entlang, um einen schmalen Strich Schatten auszunützen; lechzend erreichten wir unser Ziel. Was half es, wenn ein Windstoß sich für einen Augenblick erhob — er setzte nur die ungeheueren Staubmassen in Bewegung, welche die feingefiederten Blätter der Pfefferbäume auf den Straßen, die Palmen vor dem Schlosse und die Bäume am Rande der königlichen Gärten mit weißlicher Decke überzogen hatten und nun auch uns reichlich puderten. Doch kam die Stunde des Sonnenuntergangs, und saßen wir auf einer Höhe, etwa vor der Kapelle auf dem Lykabettos oder am hochgelegenen Philopapposdenkmal, dann entfaltete sich vor uns ein Bild in den prächtigsten Farben: in Roth verschwammen die mächtigen Gebirgszüge, das Meer nahm ein tiefes Veilchenblau an. Wenn wir aber nach dem Abendessen — der Hauptmahlzeit — über den elektrisch erleuchteten Verfassungsplatz lustwandelten, etwa im Theater einem Drama von Shakespeare in italienischer Sprache mit einer griechischen Bearbeitung in der Hand folgten und darauf nach Mitternacht langsam nach Hause schlenderten, oder noch ein Stündchen irgendwo im Freien unter dem Spiel wandernder Guitarren den Gewinn des Tages miteinander belobten, da durchdrang uns Dankbarkeit, daß es uns vor vielen Sterblichen beschieden war, eine Zeit steter edler Feier in unser Arbeitsleben einzuflechten, Maienabende zu verleben in dem Lande, wo die Menschheit ihren Mai durchlebt hat, und unserem Geibel nachzufühlen, was er gesungen hat:

Zur Zeit, wenn der Frühling die Gluth der Rosen entfacht in Athen,
Wie dämmert so lieblich alsdann die duftige Nacht in Athen!
Hoch leuchtet der Mond und bescheint Cypressen und Palmen umher
Und marmornen Tempelgesäuls versinkende Pracht in Athen.

Aber meinen Leser darf ich nicht von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde mit mir umherschleppen, sondern ich lade ihn zu einem Gange durch Athens Jahrtausende ein, auf welchem wir die wichtigsten Denkmäler und Spuren beachten wollen, welche dieselben hinterlassen haben.

Die Lage Athens dürfte durch folgende Bemerkungen als einigermaßen bestimmt gelten. Am entschiedensten ist die attische Ebene gegen das Nebelland Boeotien im Norden abgegrenzt durch das gewaltige Parnesgebirge. Ein Zweig niedriger Ausläufer, der Aigaleos, setzt sich fort als die westliche Grenze, welche die attische Ebene von derjenigen von Eleusis trennt. An der Ostseite ist diese attische Ebene begrenzt durch das Marmorgebirge Pentelikon und das honigreiche Hymettosgebirge; beide sind getrennt durch eine tiefe Einsenkung, welche in eine östliche Ebene, die Mesogia, hinüberführt. Parallel mit dem Hymettos läuft ein Höhenzug, dessen höchste Erhebung in unmittelbarster Nachbarschaft von Athen Lykabettos heißt. Der Länge nach wird die attische Ebene vom Kephisos durchströmt, in welchen unterhalb Athens der Ilissos mündet, wenn er nämlich Wasser hat. Eine Meile lang faßt den Kephisos ein Olivenwald ein. Wo die Ebene das Meer erreicht, liegt westlich die

bedeutende Hafenstadt Peiraieus, östlich das Seebad Phaleron.

Nicht immer hat Athen genau denselben Platz eingenommen. Das alte Athen lag südlich, westlich und nördlich von der Akropolis. Südöstlich von derselben steht ein Thor, Hadriansbogen genannt, welches nach der Akropolis hin die altgriechische Inschrift trägt: Dies ist Athen, seit alter Zeit des Theseus Stadt, an der südöstlichen Seite aber die Verszeile: Dies ist des Hadrianus, nicht des Theseus Stadt. Durch diesen Thorbogen wurde also die Grenze bezeichnet zwischen Altathen und einem in der Zeit der römischen Kaiser entstandenen neuen Stadttheil im Südosten. Die in den letzten fünfzig Jahren erbaute Stadt aber erstreckt sich nach Norden und Nordosten.

Es ist schon früher erwähnt, daß das älteste Athen die Tochter der Akropolis war und deshalb am Fuße derselben zu suchen ist. Und zwar mußte man sich naturgemäß zuerst im Süden und Südwesten von der Burg anbauen; dort strich von der See her der frische Wind herauf, der von den attischen Schriftstellern auch später so oft gepriesen wurde, dort war der Weg hinunter zu den Schiffen am nächsten. Als hier aber die älteren Geschlechter den Platz in Anspruch genommen hatten, siedelten sich die neuen Ankömmlinge nordwestlich an; getrennt war jenes älteste Athen von diesem neueren Zuwachs durch das Pnyxgebirge und die runde Felskuppe des Areopag. Einen Theil des Pnyxgebirges bildet der sogenannte Nymphenhügel, welcher jetzt die Sternwarte trägt. Hier soll das Haus des Themistokles

gelegen haben, von welchem aus er hinunterblickte auf die seewärts führende Ebene; zunächst aber scharte sich hier zu seinen Füßen nach beiden Seiten hin das zusammengewachsene Athen. Themistokles deutete bekanntlich jenen Orakelspruch, nach welchem die Athener sich vor der Gewalt des Xerxes hinter hölzerne Mauern flüchten sollten, auf die Schiffe, auf welche er seine Landsleute führte; aber als die Ueberschwemmung durch die Perser schnell sich wieder hatte verlaufen müssen, war er es, welcher Athen mit einer festen Stadtmauer umgab.

Der Name des Areopags wird zwiefach erklärt. Zumeist als Hügel des Ares, was auf die Bedeutung hinweist, welche er in Kriegszeiten hatte, wo er als Vorwerk der Akropolis hätte dienen können, freilich vielmehr als Hauptpunkt des Angriffs auf dieselbe gedient hat; denn der Areopag ist eine neben dem Burghügel gelegene verkleinerte Wiederholung desselben. Doch kann der Name Areopag auch übersetzt werden: Hügel des Fluches, denn hier fand das Blutgericht statt, hier war die Stätte für den Kultus der Rachegöttinnen, der Erinnyen oder Eumeniden. Das Heiligthum derselben ist spurlos verschwunden, vielleicht infolge eines Erdbebens, das den Nordostttheil des Hügels vor zweihundert Jahren umgestaltet hat; nur ein Felsspalt mit schwarzem Wasser erinnert noch an den Ein- und Ausgang der furchtbaren Göttinnen. Auf diesem Hügel des Fluches stand also Paulus mit der segensreichen Verkündigung von dem unbekannten Gott, welcher will, daß wir ihn suchen, fühlen und finden sollen, weil er

nicht fern ist von einem Jeglichen unter uns. Dicht unterhalb des Areopags, nordwärts von demselben, dehnte sich der Marktplatz aus, wo Paulus zuerst Zuhörer für sein Zeugniß gesammelt hatte. Der Hügel des Areopag bleibt ein tiefernster Anblick; weder hat die Natur ihren Blumenteppich über ihn gebreitet, noch haben Menschenhände ihn irgendwo bearbeitet; saßen doch auch die alten Areopagiten auf unbehauenen Steinen. Doch finden sich an den Abhängen noch Spuren von Wohnungsanlagen, welche wohl aus ältester Zeit stammen, wenngleich sie später, besonders in Nothzeiten, wiedergebraucht und zu diesem Zweck weiterausgebaut sind.

Solche Wohnungsanlagen finden sich in viel größerer Zahl in dem Hügelzuge, welcher Pnyx heißt. Der nördlichste Hügel ist der eben erwähnte Nymphenhügel, vor dessen Rande das Barathron zu suchen ist, die Schlucht, in welche die Leichname der Hingerichteten hineingeworfen wurden, wie auch die Gesandten des Perserkönigs Dareios, welche von den Athenern zum Zeichen ihrer Unterwerfung Wasser und Erde forderten. Wir haben diesen grausigen Ort umsonst gesucht; hier so wenig wie am Kapitol in Rom, wo der tarpejische Fels zu suchen ist, konnten wir einen Abhang finden, von welchem Jemand sich mit einiger Sicherheit zu Tode fallen kann. Die Oertlichkeit mag sich auch hier infolge von Erdbeben umgestaltet haben.

Der südliche Ausläufer des Pnyxhügelzuges heißt Museion; auf dem Wege dahin kommt man an einigen Grabkammern vorbei, welche zu ihrem Schutz mit Gittern versehen sind; das Volk sieht daher in ihnen das Ge-

fängniß des Sokrates, weshalb auch ein sehr einfaches Wirthshaus in dieser Gegend den Namen des größten Weisen Griechenlands trägt. Als Grab desselben wird übrigens vom Volke der früher erwähnte Thurm der Winde bezeichnet.

Zwischen dem Nymphaion und dem Museion, dem Areopag gegenüber und nur durch eine schmale Einsenkung von ihm getrennt, liegt die eigentliche Pnyx. Hier war eine etwas ansteigende Terrasse gewonnen, welche ungefähr die Gestalt eines Halbkreises hatte; dieser Raum, über 400 Fuß lang und bis 220 Fuß breit, welcher zu einem Versammlungsplatz für fünftausend Menschen und mehr dienen konnte, war der Ort der athenischen Volksversammlungen, wenn dieselben nicht, wie später meist geschah, in das Dionysostheater am Fuß der Burg verlegt wurden.

Geht man vom Areopag und der Pnyxhügelreihe nordwärts, so liegt auf einer Erhebung über dem Markte jener besterhaltene aller griechischen Tempel, welcher gewöhnlich, doch vielleicht mit Unrecht, Theseion genannt wird. Man erzählte, daß in der Schlacht bei Marathon die Erscheinung des Theseus, welcher für die Jonier war, was Herakles für die Dorer, und welchem die Athener die Vereinigung der bis dahin zerstreuten Dorfschaften zu der Stadt Athen zuschrieben, den Athenern den Sieg verschafft habe; Kimon, der Sohn des Marathonsiegers Miltiades, soll ihm daher diesen Tempel gebaut haben, in welchem seine Gebeine beigesetzt wurden. Der herrliche Bau, dessen Eindruck auf den von außen herantretenden Beschauer durch keine gebrochene Säule gestört wird,

liegt auf einer planirten Terrasse; das eigentliche Heiligthum ist ein doppelter Antentempel; diesen umringen dorische Säulen in der ordnungsmäßigen Zahl, nämlich je sechs an den beiden Schmal- und je dreizehn an den beiden Langseiten; auch die kassettirte Decke dieses Peristyls ist erhalten. Der Antentempel selbst hat begreiflicherweise bedeutende Veränderungen erlitten, als zu Zeiten des Mittelalters der Ritter St. Georg dem Stadtheros Theseus im Besitz des Tempels folgte; auch ist der Skulpturschmuck bis auf Reste dahingeschwunden, welche keinen Begriff von der einstigen Schönheit ermöglichen. Immerhin gehört der Theseustempel, weil er so einfach normal angelegt war und so wohlerhalten blieb, ein Typus des klaren, in sich geschlossenen dorischen Tempelbaues überhaupt, jetzt noch überzogen von dem goldigen Rost der Jahrtausende, ohne Zweifel für Jeden, der Athen besucht hat, zu den liebsten und deutlichsten Erinnerungen.

Weiter nordwärts wandernd, gelangen wir in kurzem auf ein Terrain, wo tiefere Ausgrabungen gemacht sind, welche das Diphlon freigelegt haben, das Doppelthor, von wo aus man nach Eleusis und nach dem Peiraieus ging. Hier hat sich der Begräbnißplatz des alten Athen erhalten, zu vergleichen den Gräbern an der Via Appia vor Rom oder der Gräberstraße Pompejis. Die Aufschüttung, welche hier vorgenommen worden war, hat zahlreiche Reliefs auf den Grabstelen, d. h. den rechteckigen Platten, welche als Denkmäler dienten, begraben und dadurch bis auf unsere Zeit erhalten; jetzt werden sie zum Theil durch Holzkasten

geschützt, welche auf Wunsch von dem Phylax geöffnet werden. Andere Denkmäler sind in eine der athenischen Sammlungen übergeführt worden, weshalb ich auf diese Kunstwerke überhaupt später zurückkomme; ich beschränke mich hier auf die Bemerkung, daß ich viel herrlichere Plastik in Griechenland gesehen habe, aber keine lieblichere, keine, die mehr zum Herzen spricht.

So, wie der Thorbau des Dipylons zu Tage gefördert ist, gehört er nicht mehr der Zeit des Themistokles an, sondern etwa dem dritten Jahrhundert vor Christo. Darum mag seine Erwähnung uns den Uebergang bilden zu anderen Bauten, welche gleichfalls nicht mehr in ursprünglicher oder in einer aus der ursprünglichen durch theilweisen Umbau veränderten Gestalt, sondern in späterer Erneuerung vorliegen. Die bis jetzt aufgezählten Monumente liegen sämtlich im Westen der Akropolis. Schreiten wir nun zu der Zeit des Perikles fort, so richten sich unsere Blicke auf die Akropolis selbst. Von den Propyläen, dem Parthenon, dem Erechtheion, diesen Hauptschöpfungen des Perikles, ist bereits die Rede gewesen. Es reihten sich aber auch an den südlichen Abhang des Burgfelsens in der ganzen Länge desselben Bauwerke; dieselben schlossen im Westen mit dem Odeion ab, im Osten mit dem Dionysostheater; dazwischen liegt die Halle des Eumenes und darüber das Heiligthum des Asklepios. Von größtem Interesse ist hier das Dionysostheater. Es lag am Fuß der Akropolis ein uralter Tempel des Dionysos mit hölzernem Bilde desselben; er wird von den Persern zerstört sein, nur Theile seiner Grundmauern sind ent-

deckt worden. Aber man hat in neuester Zeit auch einen kreisrunden Platz in der Nähe gefunden, nämlich eine Orchestra (Tanzplatz); hier wurden die Tänze um den Altar des Dionysos aufgeführt, aus welchen das Drama sich entwickelte, indem Einer vom Chor mit den Anderen ein Wechselgespräch begann, zu welchem dann ein Zweiter, endlich noch ein Dritter hinzukam; drei Schauspieler und der Chor bilden auf der Höhe des griechischen Dramas, auf welche es durch Sophokles gehoben wurde, das gesamte Theaterpersonal. Aus gleicher Einfachheit entwickelte sich, in ähnlicher Einfachheit erhielt sich das Theatergebäude. Der erste, der mit dem Chor ein Zwiegespräch führte, stieg etwa auf einen Tisch; nachdem ein hölzernes Podium für den Schauspieler gebaut war, errichtete man für denselben hinter diesem seinem Podium ein Zelt, in welches er sich zurückziehen konnte; das Zelt heißt griechisch Skene, und wir reden deshalb noch heute von Scenen. Die Zuschauer saßen, wie Schiller es beschreibt, Bank an Bank gedrängt, es brachen fast der Bühne Stützen; ja sie brachen wirklich einmal, als Aischylos mit zwei andern beliebten Dramatikern in den Wettkampf getreten war, und man überzeugte sich, daß man die hölzernen Bänke ersetzen müsse durch steinerne Sitze. Doch scheint man erst spät in Athen zur Ausführung dieser Absicht gelangt zu sein, erst um 330 vor Christo. Was von diesem Bau, zum Theil in späterer Zeit umgeändert, erhalten geblieben ist, war unter dem Schutt verborgen, bis ein deutscher Forscher am Geburtstag König Wilhelms I. 1862 die erste Sitzstufe fand. Seitdem sind die Sitzstufen zu Tage ge-

fördert, soweit der Zuschauerraum nicht gänzlich zerstört ist; die unterste Reihe zeigt wohlerhaltene Sessel aus pentelischem Marmor, je zwei oder drei aus einem Stück gehauen; vorzüglich groß und prächtig durch den Schmuck sehr gut erhaltener Reliefbilder ist ein Thronsessel, welchen die Inschrift dem Priester des Dionysos zuweist, der im Theater präsidirte, zufolge des Ursprunges aller Dramatik in der Verehrung seines Gottes.

Niemand wehrt uns, auf diesem bevorzugten Platz uns niederzulassen. Von hier aus fällt unser Blick auf die Mauerreste des Gebäudes, das an die Stelle jenes ursprünglichen Zeltes getreten war. An der vordersten Mauer nehmen wir bedeutende Fragmente wahr, welche Einzelheiten aus dem Sagenkreise und der Verehrung des Dionysos darstellen. Zunächst aber vor uns sehen wir eine vier Fuß hohe Balustrade, welche die Orchestra vom Zuschauerraum trennt. Dieselbe war nicht nöthig, als die Dramen der großen Tragiker hier vorgeführt wurden; sie wurde nöthig, als zu Zeiten der römischen Herrschaft hier Gladiatorenspiele gegeben wurden. Also die Stätte, welche dadurch geweiht ist, daß hier zuerst in den Persern des Aischylos der Chor die Athener schilderte: Keines Menschen Sklaven sind sie und an Knechtschaft nicht gewöhnt — daß hier zuerst die Antigone des Sophokles ausrief: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da —, daß hier zuerst dieselbe hehre Gestalt das ungeschriebene, ewige Gesetz der Götter pries, dem sie folge, indem sie gegen das Gesetz eines Menschen ihren Bruder bestatte, zumal sie längere Zeit den Heimgegangenen gefallen müsse als den Lebenden — auch

diese Stätte ist entweiht durch die Gottlosigkeit und Rohheit der römischen Kaiserzeit.

Aber hier wenden wir unsere Gedanken von dem Niedergange alles antiken Lebens noch einmal dem Höhepunkt der politischen und kulturhistorischen Entwickelung Athens zu. Dort in der Gegend des eben von uns besuchten Dipylons sehen wir eine Rednerbühne errichtet und hören Perikles die Leichenrede für diejenigen Athener halten, welche im ersten Sommer des peloponnesischen Krieges gefallen sind. Wunderbar großartig ist die Leichenrede angelegt; Perikles rühmt die Gefallenen, indem er die Stadt rühmt, für welche sie gefallen sind; nichts konnte edler über ihren Tod trösten. Die Darstellung des öffentlichen Lebens in Athen aber, welche Perikles giebt, ist derartig, daß man gestehen muß: niemals ist ein glücklicherer Zustand glücklicher geschildert worden.

„Freiheitlich gestalten wir nicht nur unser politisches Leben, sondern auch unsere geselligen Verhältnisse, gegenüber der anderswo üblich gewordenen argwöhnischen Beobachtung des Einen durch den Andern. Wenn Jemand sich in frohem Muth einmal etwas erlaubt, so grollen wir nicht sogleich, machen auch nicht sogleich ein saures Gesicht, was, wenn es auch nicht wirklich Schaden bringt, doch kränkt und lästig wird. Während wir aber im Privatleben zwang- und harmlos verkehren, hüten wir uns doch im öffentlichen Leben vor Uebertretungen, denn wir hegen hohe Achtung vor der Obrigkeit und vor den Gesetzen, insbesondere vor denjenigen Gesetzen, welche zu Nutz und Frommen derer gegeben sind, die Unrecht

leiden; in gleicher Ehrfurcht beugen wir uns den Gesetzen, die nicht niedergeschrieben sind, deren Verletzung aber das Allen gemeinsame Schamgefühl uns verbeut. Auch für die Erholung unseres Geistes von mühevoller Arbeit haben wir zahlreiche Gelegenheiten eingerichtet; hierzu dienen uns Wettkämpfe und Opferfeste, die sich durch das ganze Jahr hinziehen, hierzu aber auch die geschmackvolle Einrichtung unserer Häuslichkeit, deren täglich neuer Reiz den Trübsinn bannt. Dabei wird wegen der Größe unserer Stadt aus aller Welt alles bei uns eingeführt, und wir genießen die Erzeugnisse fremder Völker nicht weniger bequem wie die Produkte unseres eigenen Landes. In Bezug auf unsere Ausbildung zur Wehrhaftigkeit unterscheiden wir uns von den Lakedämoniern auf folgende Weise: wir lassen unsere Stadt Jedem offen stehen; Ausweisungen von Fremden nehmen wir nicht vor; es kommt uns gar nicht darauf an, Jemandem eine Kunde oder einen Anblick zu entziehen, der ihm etwa von Nutzen sein könnte; denn wir verlassen uns nicht sowohl auf einzelne Veranstaltungen zur Abwehr oder Ueberlistung des Feindes, sondern auf unseren persönlichen Muth. Bei den Spartanern wird die Jugend mühselig gedrillt, und schon von früher Kindheit an soll die Mannhaftigkeit eingeimpft werden; aber wir gehen bei unserer ungezwungenen Lebensweise nicht weniger tüchtig als jene den Gefahren entgegen, welche unsere ganze Kraft herausfordern; sind wir dann bei unserem leichten Sinn und vermöge der uns zum Charakter gewordenen Tapferkeit ebenso kühn entschlossen, die Entscheidung zu wagen, wie unsere Gegner infolge beschwerlicher Einübung und

ihrer Satzungen, so ist der Vortheil ja offenbar auf unserer Seite, da wir uns mit der zukünftigen Noth nicht schon im Voraus abquälen. Und wie hierin, so ist unsere Stadt auch in anderer Beziehung der Bewunderung werth. Wir lieben das Schöne, aber ohne Prunksucht; wir trachten nach geistiger Bildung, aber verweichlichen uns nicht dabei. Reichthum gebrauchen wir als Mittel zum Zweck, nicht um mit ihm zu prahlen; Dürftigkeit einzugestehen ist nicht schimpflich, wohl aber ist es bedenklich, wenn Jemand sich nicht aus ihr herauszuarbeiten vermag; dieselben Männer vereinigen in sich sorgfältige Kenntniß und Behandlung ihrer persönlichen und zugleich der öffentlichen Angelegenheiten; denn wer an den letzteren gar nicht Antheil nimmt, den halten wir hier in Athen nicht für einen sogenannten ruhigen Bürger, sondern für einen unnützen Menschen. Und wenn ich alles zusammenfassen soll, so sage ich, daß Athen überhaupt die Hochschule von Hellas ist und daß jeder Einzelne aus unserer Mitte am meisten befähigt ist, seine Persönlichkeit nach den verschiedensten Richtungen hin in anmuthiger Leichtigkeit zur vollgenügenden Ausbildung zu bringen."

Als diese Worte gesprochen wurden, wie nahe stand damals schon dem Perikles sein Ende, der von ihm so hochgepriesenen Stadt das Ende des perikleischen Zeitalters bevor! — Wir setzen unsern Weg fort und stehen bald vor der Laterne des Diogenes. So, oder auch Lampe des Demosthenes, hat der Volkshumor ein reizvolles Denkmal genannt, welches nach seiner Inschrift von einem Lysikrates zum Andenken an seinen Sieg in

den Wettkämpfen im Theater des Dionysos 335 oder 334 vor Chr. errichtet worden ist. Ein 14 Fuß hoher Würfel trägt einen marmornen Rundbau, aus welchem sechs Halbsäulen korinthischen Stils, der hier zuerst erscheint, heraustreten; über den Säulen stellt ein Fries, sehr ungenügend erhalten, eine Dionysossage dar; auf dem Dach erhebt sich eine Steinblume von Akanthuslaub, die den bronzenen Dreifuß trug, welcher der Preis des Wettkampfes war; der Dreifuß fehlt, auch die Rankenblume ist sehr verstümmelt. Im ganzen ist das Denkmal des Lysikrates 36 Fuß hoch.

Ein kurzer Weg führt uns zu einem ganz andersartigen Denkmal, das an den größten Wohlthäter Athens und der Griechen überhaupt nach Verlust ihrer Selbständigkeit erinnert, an den Kaiser Hadrian (117 bis 138 n. Chr.). Dieser war ein eifriger Philhellene, und zwar nicht nur darauf erpicht zu genießen, sondern zum Dank dafür zu bessern, zu stärken, zu erheben. So erlebte Athen unter ihm eine Zeit der Nachblüthe. Der nach dem Kaiser bezeichnete Thorbau, 46 Fuß breit, 63 Fuß hoch, mit 22 Fuß weiter Oeffnung, steht jetzt einsam da; die Mauer fehlt, welche er einst öffnete, es fehlen die korinthischen Säulen, welche ihn schmückten; geblieben ist nur das Obergeschoß mit drei weiten rechteckigen Oeffnungen, aber diese sogenannte Attika erscheint nicht nur unmotivirt, sondern beinahe gefährlich; ungleich würdevolleren Eindruck machen die Bögen des Titus und des Konstantinus in Rom. — Die Hauptöffnung des Hadriansbogens mit ihrer kreisrunden Wölbung kann für das Auge des Beschauers zur Einrahmung

einer nicht weit von dem Bogen entfernten Säulengruppe dienen, welche dem gewaltigsten Bau angehört, den Hadrian in Athen unternahm und ausführte. Hier war die Stelle, wo die große Fluth Deukalions ins Innere der Erde sich verlaufen haben sollte; hier feierten die Athener dem Zeus ein bedeutendes Fest; hier begann Peisistratos dem olympischen Zeus einen Tempel zu bauen. Aber er starb darüber hin und sein Sohn Hippias wurde aus Athen verjagt, ehe der Tempel vollendet ward; das freie Athen aber setzte den Bau nicht fort, welcher um der Tyrannen willen, die ihn begonnen hatten, dem Volk verhaßt war, so daß Aristoteles sogar fabelte, Peisistratos habe ihn nur unternommen, um die Athener arm und müde und muthlos zu machen. Erst Hadrian vollendete den vor mehr als sechs Jahrhunderten angefangenen Tempel, und zwar in den Dimensionen, welche die Römer liebten; 120 korinthische Säulen, gegen 60 Fuß hoch, umgaben das Tempelhaus; der Tempel war gegen 360 Fuß lang und beinahe halb so breit. In dieser Größe wetteiferte das Olympieion mit dem Tempel der Artemis zu Ephesos und demjenigen des Apollon zu Milet; er hatte fast dreimal so viel Flächeninhalt als der Parthenon (und übertraf darin noch den Kölner Dom um etwas). Der Untergang des kolossalen Tempels ist in Dunkel gehüllt; er war zu groß, als daß man ihn in eine Kirche hätte umwandeln mögen; es drückte sich ein christliches Gotteshaus in eine seiner Ecken, auch hat einmal ein mittelalterlicher Säulenheiliger seine Station auf einer der stehengebliebenen Säulen gewählt; das obere Ende derselben bot ihm

einen Platz von etwa 100 Quadratfuß. Von den letzten sechzehn Säulen ist eine vor etwa dreißig Jahren durch einen Orkan umgeworfen worden; an den am Boden liegenden Trommeln und dem Kapitell bewundert man nicht die Feinheit, aber die Größe.

Der Priester im Olympieion hatte übrigens nicht nur den Zeus, sondern nach der argen Sitte des Zeitalters zugleich den Kaiser Hadrian mit Opfern zu bedienen; und einer der ersten unter diesen Priestern war Herodes, Lehrer der Beredsamkeit in Athen, daher Herodes Atticus genannt. Sein fürstliches Vermögen setzte ihn in den Stand, als Baugeist mit Hadrian zu wetteifern; und er that es, indem er das Stadion, zu welchem unser Gang uns weiter führt, also die Rennbahn, deren Länge ein griechisches Stadion, d. h. 1/40 Meile betrug, mit marmornen Sitzen für alle Zuschauer, nämlich für gegen 50000 Menschen, desgleichen mit marmornen Gängen und Säulenhallen versehen ließ, so daß die pentelischen Marmorbrüche erschöpft zu werden schienen; das Mittelalter hat den Marmor zu Kalk gebrannt, erst die jüngste Neuzeit hat das Stadion wieder zu Tage gefördert. Außerdem baute Herodes als Seitenstück zum Dionysostheater das Odeion. Einen solchen Raum für musikalische Aufführungen hatte (an anderem Orte) schon Perikles errichtet, und zwar, wie erzählt wird, als Nachbildung des Zeltes des Perserkönigs Xerxes. Das Odeion, welches Herodes baute, um das Gedächtniß seiner Frau zu ehren, welche er vergiftet haben sollte, gehört zu den am besten erhaltenen Alterthümern Athens; das Bühnengebäude erhebt sich zum

Theil noch bis zum dritten Stockwerck, die Sitzreihen, wahrscheinlich dreiunddreißig an Zahl, sind in den Felsen des Burgberges hineingeschnitten; über das Ganze wölbte sich einst ein Dach von Cedernholz, jetzt der Himmel.

Nach der Zeit Hadrians und des Herodes Atticus tritt Athen zurück, wiewohl lange noch als Sitz philosophischer Bildung hochgefeiert, bis es für Jahrhunderte im Dunkel verschwindet. Es durfte doch dankbar sein, daß es im Mittelalter nicht, wie das übrige Griechenland, von Slaven überschwemmt wurde; die Dürftigkeit des attischen Bodens wird diese, wie einst die Dorer, ferngehalten haben. So erhielten sich denn auch hier die altklassischen Namen, wenngleich zuweilen in seltsamer Umformung, welche die Volksetymologie beliebte; z. B. jene berühmte Alopeke, wo Aristeides und Sokrates geboren waren, wurde, als man die Bedeutung dieses Namens, welcher s. v. a. Fuchsgau heißt, nicht mehr verstand, umgewandelt in Ambelokipo, d. h. Weingarten. Auch Juden haben sich in Athen während des Mittelalters und bis jetzt nicht niedergelassen, und zwar, wie oft gesagt worden ist, weil sie fürchteten, von den listigeren Griechen sich stets überlistet zu sehen. Dahingegen haben sich allerdings in Attica und auch in Athen zu verschiedenen Zeiten Albanesen niedergelassen.

Als in jenem Kriege der Venetianer gegen die Pforte, in dessen Verlauf der Parthenon zerstört wurde (S. 173), die Athener mit großer Entschiedenheit sich auf die Seite der Venetianer gestellt hatten, mußten sie nach dem Abzuge derselben die Rache der Osmanen fürchten, so daß die letzten fünf- bis zehntausend Athener sich überallhin zerstreuten; die verödete Stadt wurde sodann

von den Osmanen verbrannt, und so hörte damals Athen allerdings gänzlich auf. Was von den fünf ersten Jahrhunderten des Mittelalters mit Unrecht behauptet worden ist, das gilt von den drei Jahren 1688 bis 1690: in dieser Zeit gab es kein Athen, wenn auch die Akropolis als türkische Festung und der Parthenon als Moschee fortexistirte. Dann wurde den Athenern auf Bitten des Patriarchen von Konstantinopel erlaubt zurückzukehren, und allmählich erwuchs dicht am Fuße des Burgberges ein zum Theil albanesisches Dorf, welches den alten glänzenden Namen erhielt.

Wie sah Athen aus, als es, aus langer, schwerer Knechtschaft erlöst, vor 55 Jahren Hauptstadt des Königreichs Griechenland wurde? Der preußische Berichterstatter über die Verlegung der Residenz des Königs Otto von Nauplia nach Athen schreibt: Nie hat eine Stadt mir ein traurigeres, leichenhafteres Verwüstungsschauspiel dargeboten. Athen sei, so berichtet er, ein Trümmerhaufen, aus welchem 162 Häuser hervorstarren; über zehntausend Fuhren Schutt würden die Straßen noch nicht zur Genüge räumen. Noch anschaulicher berichtet der österreichische Gesandte: Athen ist dermalen nichts, als ein Haufen schmutziger Trümmer, um einige großartige Reste gereiht und durch ein und ein halbes Hundert in Eile aufgeführter Gebäude unterbrochen. Diese stehen unter sich getrennt, über eine verhältnißmäßig große Strecke zerstreut, und sind von der Regierung für sich und ihre nothwendige Begleitung zum Theil mit Gewalt in Beschlag genommen.

Damals redete der österreichische Gesandte den

jungen König bei feierlicher Gelegenheit an: Ich sehe Ew. Majestät mitten unter Ruinen wohnen, unter herrlichen von einst und unter erbärmlichen von gestern. Dies Bild ist dasjenige Griechenlands selbst. Ew. Majestät aber sind berufen, den trefflichen Stoff, der im griechischen Volk vorhanden ist, zu einem neuen Bau zu nutzen und die traurigen Spuren barbarischer Zeiten hinwegzuräumen.

Die Aufgabe, welche in diesen Worten gestellt wurde, ist gelöst. Athen hat sich in eine schöne, zum Theil glänzende Residenz verwandelt. Wir setzen unsern Weg, der uns von dem Pnyxhügeln und dem Dipylon bis zum Stadion geführt hat, in nördlicher Richtung fort und kommen zum königlichen Park, zum königlichen Schloß und zum Verfassungsplatz.

Der königliche Garten, eine Schöpfung der Königin Amalie, ist ein köstlicher Zufluchtsort für den ruinenmüden Wanderer; übrigens finden sich auch hier Antiken, nämlich nicht unbedeutende Reste eines Mosaikfußbodens aus römischer Zeit. Grasplätze sind hier zwar nicht möglich, sie würden trotz aller Pflege rasch verbrannt sein; desto größer ist die Zahl der schattigen Laubgänge; daß sie nicht allzu genau gepflegt sind, gereicht ihnen zum Vortheil. An einzelnen Stellen öffnet sich ein prachtvoller Ausblick, z. B. auf die Riesensäulen vom Tempel des olympischen Zeus. Zahlreiche Evsoni sieht man im Garten zerstreut, d. h. Soldaten von der Leibgarde in griechischer Nationaltracht, genauer: in der albanesischen Fustanella. — Das königliche Schloß, ein breites Gebäude mit ionischen Säulen von pentelischem Marmor, hat schon viel Tadel aushalten

müssen, ist sogar eine Marmorscheune genannt worden. Aber es ist nicht zu vergessen, daß es gebaut wurde, als Athen noch der eben geschilderte Schutthaufen war. Uebrigens ist allzugroße Einfachheit kein schwerer Tadel, am wenigsten in einer Stadt, auf welche die einfache Größe der Parthenontrümmer herniederschaut. Auf die Besichtigung des Innern haben wir verzichtet, nur eine weihevolle Stunde daselbst beim Gottesdienst zugebracht; wie thut eine deutsche evangelische Predigt im fernen Griechenland dem Herzen wohl! Der treuste Kirchgänger der evangelischen Gemeinde Athens ist der König selbst. Georg I. ist ein Vierziger, dessen Gesicht den Ausdruck des Wohlwollens trägt; mit seiner Gemahlin und seiner ältesten Tochter — welche Beide der griechischen Kirche angehören — sahen wir ihn zusammen im Theater; die Königin trug dort ein Kleid von blaßblauer Seide, eine doppelte weiße Perlenschnur um den Hals und eine weiße Rose an der Brust, sie selbst ein edles Frauenbild. Uns fiel auf, daß es im Theater keine besondere Loge für die königliche Familie giebt; dieselbe nahm Platz in einer durch nichts ausgezeichneten Prosceniumsloge. Bei ihrem Erscheinen erhoben sich nur die Zunächstsitzenden zu einem einfachen Gruß. Ueberhaupt nimmt man leicht wahr, daß die Königswürde in Griechenland keine hervorragende Rolle spielt; die Griechen sind kein monarchisch gesinntes Volk, woher sollte ihnen solcher Sinn kommen? Etwas mehr als sie es jetzt sind, dürften sie es werden, wenn der jetzige Herzog von Sparta, der Diadochos, seinem Vater in der Regierung folgen wird; dieser ist offenbar sehr

beliebt, schon weil er ein Sohn Griechenlands selber ist. Uebrigens ehrt man an dem jetzigen König die Pflichttreue, mit welcher er die durch die Verfassung ihm zugewiesene Stellung ausfüllt, und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die Grenzen derselben einhält; daneben sein musterhaftes Familienleben.

Palmen wiegen sich langsam vor dem Schlosse; Anlagen, welche schwer mit dem Staube zu kämpfen haben, vermitteln es mit dem Verfassungsplatz, an welchem die vornehmen Gasthöfe liegen. In den Verfassungsplatz mündet, gerade auf das Schloß hinauslaufend, die Hermesstraße, welche vom Diphlon am andern Ende der Stadt herkommt; diese wird rechtwinklig geschnitten von der Aeolusstraße, welche vom Thurme der Winde nördlich von der Akropolis herkommt und in die Patisiastraße ausläuft; dies sind die belebtesten Straßen Athens, in denen die meisten Kaufläden sich finden. Dem Verfassungsplatz am Ostende Athens entspricht im Norden der Stadt der Eintrachtsplatz; auch in diesen laufen breite, boulevardähnliche Straßen voll Lebens aus: die Piraeeusstraße, welche den Eintrachtsplatz mit dem Diphlon, und die Stadionstraße, welche ihn mit dem Verfassungsplatz verbindet. Parallel mit der Stadionstraße läuft die Universitätsstraße.

In dieser liegt, wenn wir vom Verfassungsplatz kommen, gleich rechts ein reich dekorirtes Haus mit der Inschrift: Iliu Melathron, Haus von Ilion; es ist das Wohnhaus Schliemanns, den wir leider nicht persönlich kennen lernen konnten, weil er die Pariser Ausstellung besuchte. Weiter folgt an derselben Seite der edle

romanische Bau der römisch-katholischen Kirche, welche dem Dionysius Areopagita geweiht ist, den Paulus in Athen bekehrte und der dann ein Liebling der Legende wurde. Diesen beiden Marmorgebäuden folgen drei andere, die den Wissenschaften geweiht sind. Zuerst die herrliche Akademie. Der Mittelbau hat eine Vorhalle von sechs ionischen Säulen; das Giebelfeld enthält eine Nachbildung der Komposition des Pheidias am Parthenon, welche die Geburt der Athena darstellte; die Flügelbauten haben ähnliche Vorhallen; der Schmuck der Farben und des Goldes, der hier zu voller Verwendung gekommen ist, giebt dem Gebäude, das von Theophil Hansen erbaut ist, einen überaus festlich frohen Charakter; die Freude an solcher Wiedergeburt klassischer Architektur in der Neuzeit würde vollkommen sein, wenn man sich entschließen wollte, die beiden hohen Säulen auf beiden Seiten des Vorhofs beiseite zu schaffen, welche, ganz isolirt stehend, die Statuen der Athena und des Apollon tragen; der Gedanke, diese Gottheiten zu Säulenheiligen zu machen, erscheint strafwürdig. Wir ließen uns in den Sitzungssaal führen, in welchem die Prometheussage in acht Kolossalgemälden dargestellt ist; dann traten wir in den Garten hinter dem Gebäude hinaus; ist der Bau an der Vorderseite von einem schmalen Streifen Kakteen, Agaven und ähnlicher südlicher Gewächse eingefaßt, so hüllt ihn an der Hinterseite ein schattiger duftiger kleiner Park ein. In uns ließ sich der Wunsch nicht unterdrücken, in diesem Prachtbau einen Ehrensitz verdient zu haben.

Es folgt das älteste Gebäude der ganzen Gegend,

die Universität; rühmlich verdient hervorgehoben zu werden, daß man sogleich nach der Erhebung Athens zur Residenz trotz aller Noth daran ging, durch Christian Hansen, den Bruder des Ebengenannten, ein so bedeutendes Gebäude, gleichfalls in ionischem Stil und mit dem Schmuck der Polychromie, der Pflege geistiger Interessen zu weihen. Der Zudrang des griechischen Volkes zu höheren Studien, begünstigt durch Unentgeltlichkeit des Unterrichts, ist bekannt und wird in Griechenland von Einsichtigen beklagt.

In der Bibliothek endlich sahen wir einige Handschriften aus griechischen Klöstern ohne hervorragende Bedeutung; die Bücheraufstellung schien provisorisch zu sein, wenigstens fanden wir in den Räumen für Theologie viel Naturwissenschaften.

Wir haben unseren Rundgang beendet. Wie er uns vom Nordwesten über den Süden und Osten nach Norden gebracht hat, haben wir an die Reste jener Wohnungen, in welchen die alten Kranaer hausen, die Ruinen aus der Zeit des Perikles, des Lykurgos (um 330 vor Chr.), des Hadrian angeschlossen und, über die weite Kluft des Mittelalters hinwegsetzend, sind wir der Neuzeit zugeeilt. Daß das Mittelalter so wenig Denkmäler in Athen hinterlassen hat, befremdet uns um so weniger, als überhaupt das Mittelalter in Griechenland nur selten sich uns ins Gedächtniß ruft. Denn zu keiner Zeit des Mittelalters brachte es Griechenland zu einigermaßen selbständigen Bildungen im politischen oder Kultur-Leben; von Byzanz aus regiert, wurde es von den By-

zantinern als äußerster Winkel des Reiches verachtet, und die fränkische Herrschaft verstand es gar nicht, die Griechen für sich zu gewinnen; daher ist das Mittelalter beinahe eben so spurlos von dem Boden Griechenlands hinweggewischt, wie die Türkenherrschaft. Bei uns meint man in weiteren Kreisen, für Griechenland habe es kein Mittelalter gegeben; wenn man bei Shakespeare Herzögen von Athen begegnet, so meint man ihm das verzeihen zu müssen, wie wenn er Wittenberg zur dänischen Universität macht oder von der Seeküste Böhmens redet; Gregorovius' Geschichte Athens im Mittelalter hat bei Vielen zunächst das lebhafteste Erstaunen hervorgerufen, daß ein solches Buch unter solchem Titel überhaupt möglich ist, und zwar ein zweibändiges.

Hier liegt ein Grund, weshalb es leichter ist, von einer italienischen, als von einer griechischen Reise vollen Genuß zu haben. In Italien bietet sich uns das Mittelalter als schöne, breite, schon an sich höchst interessante Brücke dar, über welche wir angenehm ins Alterthum hinübergeleitet werden. In Griechenland dagegen ist ein weiter Sprung nothwendig.

Athen braucht sich aber seiner Neuzeit nicht zu schämen; nicht einmal im Vergleich mit dem Alterthum. Wenn man die wenig erfreulichen politischen Verhältnisse erwägt, mit welchen das junge Königreich Griechenland und seine Hauptstadt diese fünfzig Jahre hindurch hat kämpfen müssen, so erscheint der Aufschwung der letzteren geradezu wunderbar; und zwar nicht nur die Vergrößerung des armseligen Dorfes zu einer Stadt von mehr als hunderttausend Einwohnern, sondern die Ver-

schönerung des Trümmerhaufens zu einer strahlenden Residenz mit herrlichen Gebäuden, welche zum großen Theil als ebensoviele Denkmäler der Vaterlandsliebe einzelner Griechen, selbst solcher, die im Auslande wohnen, die kommenden Geschlechter zur Nachahmung reizen.

Mit dem Königspriester, wie das Volk sagt, nämlich mit dem Hofprediger Petersen, waren wir an einer griechischen Kirche des Areopagiten Dionysios — mit merkwürdiger Inschrift versehen — vorüber hinaufgestiegen zum Lykabettos, dem etwa 950 Fuß hohen Berg in unmittelbarer Nachbarschaft Athens. Eine Kapelle steht droben, welche die Herzensfreude eines Mannes aus dem Laienstande ist, der sie versorgt und den steilen Weg zu ihr hinan verbessert; vor dieser Kapelle brachten wir eine unvergeßliche Abendstunde zu. Nordwärts erheben sich die Turkowunia (Türkenhügel), herrlich modellirt, wie unser freundlicher Führer sagte; in diesem Falle freute man sich, daß kein Vegetationskleid die Glieder des Hügelkörpers verhüllte, deren Formen um so kräftiger in Licht- und Schattenspiel hervortraten. Aber alsbald schweiften die Blicke hinüber nach Südwesten, wo der Burgberg uns die Trümmer des Parthenon zukehrte. Dorthin lag Altathen mit seinen engen und ärmlichen Gassen, während nach unserem Platz hin die stillen, vornehmen Straßen des neuesten Stadtviertels sich erstreckten. In der Ferne lag nach der einen Seite hin das Pentelikongebirge, nach der anderen Salamis, Aigina und das Meer, ein Gemälde, das uns mit seinen vieltönigen Farben entzückte.

Aber wieder wurden unsere Blicke und Gedanken auf den Gegensatz zwischen diesem modernen Athen zunächst zu unseren Füßen und jenem alten und armen am Fuß der Akropolis hingelenkt. Aus jener häßlichen Puppe dort war dieser Schmetterling geboren! — Sonst lernt man auf Reisen meist eher die Hauptstadt eines Landes als dessen abgelegene Gegenden kennen. Uns hatte unser Weg umgekehrt geführt, und gerade nach allem, was wir erlebt — wir dachten auch an Pavlitza — freuten wir uns der schönen und reichen Entwickelung der Hauptstadt. Aber mußte uns Großstädtern nicht auch der Gedanke kommen, daß die Großstadt Athen dieselbe Noth viel bitterer empfinden läßt als einst das halb albanesische Dorf gleichen Namens? Hunger thut überall weh, wenn aber gehungert sein soll, so hungert es sich besser in Pavlitza als in dem reichen und glänzenden Athen; dort findet sich doch auch noch immer zur Noth ein Stück Brot und eine Handvoll Oliven und etwa noch ein Schluck Resinatwein, und was verlangt ein Grieche mehr?

In die deutsche Heimath zurückgekehrt, finde ich ein Lebensbild aus dem modernen Athen aus der Feder eines griechischen Schriftstellers der Gegenwart, Aristotelis Kurtidis, welches ich im Folgenden übersetze, zumal hier zwei Charaktere vorgeführt werden, welche für die Griechen typisch sind.

Die letzte Hoffnung.

(Bild aus dem wirklichen Leben.)

Der September rückte heran, der Monat des Wohnungswechsels, wo man in Athen seine unerfüll-

baren Wünsche anderswohin verpflanzt, indem man das Glück unter einem anderen Dache sucht, wie die Kranken die Gesundheit unter einem anderen Himmel suchen.

In einem marmorgetäfelten prächtigen Hause war alles fertig wie am Abend vor der Abreise; die Vorhänge, die Bilder, die Spiegel waren von den Wänden heruntergenommen, die Sofas, die Stühle, die Schränke, die Tische waren von den Plätzen gerückt, welche sie ein ganzes Jahr ausgefüllt hatten, und schienen nun in ein anderes Haus jenen eigenthümlichen Zauber der Gemüthlichkeit übertragen zu wollen, welchen man in der Fremde mit soviel Heimweh sich vergegenwärtigt, indem man sich nothwendig mit ihm die Gestalten seiner Lieben zusammendenkt.

In einer Dachkammer desselben Hauses saß, mitten unter ärmlichen und schlechterhaltenen Hausgeräthen, auf dem Fußboden ein Weib von nahezu achtundzwanzig Jahren, schlank, schön, bleich; nahe bei ihr schlief ruhig athmend in einer armseligen Wiege ein Säugling von wenig Monaten; daneben stützte sich ein zweijähriges Kind mit ungesuchter Anmuth auf die Schulter seiner Schwester, eines vierjährigen Mädchens, und sah in das Heft desselben, worauf dieses sein blondes Köpfchen niederbeugte und mit rosigem Finger auf einige Buchstaben zeigte.

Die Mutter wickelte Wäsche zusammen, zuweilen erhob sie ihr Gesicht und sah sich ringsum; eine Wolke von Traurigkeit umdunkelte ihre Augen und ein tiefer, langer Seufzer hob ihre Brust.

Im Zimmer gegenüber strich ein Arbeiter die Wände an, ein lebendiges Zeichen der schrecklichen Wirklichkeit, auf welche alle diese Zurüstungen hinzielten.

Noch zwei Tage, so mußte sie aus dem Hause hinaus, in welches ihr Bruder aus Mitleid sie, ihre Kinder und ihren Mann aufgenommen hatte, als man sie aus ihrer eigenen Wohnung fortjagte, weil sie die Miethe nicht bezahlen konnten; die Frau ihres Bruders, die nicht nur dessen Haus, sondern auch dessen Gefühle unter ihrer Aufsicht hatte, verfolgte sie jetzt mit Schmähungen und drohte ihnen, sie würde, wenn sie in ihr neues Haus zu kommen wagten, ihre Sachen auf die Straße werfen. Denn diese Dame fürchtete, die Armuth der Verwandten könnte einen Schatten auf ihren Reichthum werfen; auch hatte sie, selbst kinderlos, einen Widerwillen gegen die kleinen Kinder — sie wollte nicht fremde Kinder schreien hören, wo sie nicht das Glück hatte, den Ruf eines eigenen zu vernehmen. Vor kurzem hatte sie im Aerger darüber, daß das Kleinste Lärm machte, das ganze Gift ihres Hasses gegen die unglückliche Mutter ausgespritzt: „Ihr seid Bettler und wollt noch Kinder haben!"

Ja, sie mußten fort, fort um jeden Preis! Aber wohin sollten sie? Wo würden sie die Miethe bezahlen können? Man würde sie wieder hinauswerfen!

Ihr Mann, ein Kleinkaufmann ohne Kapital, hatte wegen Mangels an Kredit seinen kleinen Laden schließen müssen; das geringe Inventar hatte er verkauft und den Erlös hatten sie verschlungen; aber der Magen kümmert sich nicht darum, ob die Börse voll oder leer ist, und hier waren fünf Mägen! Nun ernährte der Arbeitslose seine Familie bereits monatelang von Darlehen, die er bittflehend bei Standesgenossen suchte, von

dem Kredit, der ihm aus Mitleid in einigen Verkaufsläden gewährt wurde. Zuweilen aber kam er mit leeren Taschen nach Hause, und die Kinder, welche ihm zum Willkommen entgegenliefen, blieben tiefbetrübt auf der Treppe, indem sie vorhersahen, daß sie den Abend hungrig zu Bett mußten. Mit Bitten, mit Thränen beschwört ihn seine Gattin:

„Mein Dimitri, such' Arbeit!“

Und Dimitri entgegnet unfreundlich:

„Arbeit! Du hast gut reden! Finde ich Arbeit und thu' sie nicht? Wo ist Arbeit?“

Er wartet, bis die Arbeit zu ihm kommt, so ist er es von jeher gewohnt; und für ihn bedeutet Arbeit, daß er von früh bis Mitternacht unbeweglich an demselben Platz vor der Toonbank sitzt, nachlässig raucht und im Sommer oft einnickt, und daß dann der Käufer kommt und ihm den Gewinn ins Haus bringt, so daß er ihn nur aufzuheben braucht. Andere rennen und jagen, das Glück zu erjagen — bei ihm haben Leib und Seele verlernt sich zu regen. Nun wartet er und wartet, bis die Arbeit zu ihm kommt, bei ihm an die Thür klopft, ihn bittet; aber bis sie kommt, liegt er der Länge nach da, schwerfällig, wie ein geschlachteter Ochse, dort auf dem engen Vorplatz der Dachwohnung, und das Brot des Mitleids, fremder Leute Brot, auf welches ihm keine Arbeit ein Recht giebt, schmeckt ihm nicht bitter, und das Blut, das in seinen Adern fließt, steigt nicht empor, um sein schwammiges Gesicht schamroth zu färben!

Indem er nach alter Gewohnheit seine Cigarette

raucht, die er nie ausgehen läßt — es sind die letzten geliehenen Pfennige, welche er in Rauchwolken von sich bläst —, brummt er und schilt, weil das Kind in der Kammer, das aufgewacht ist, ihn mit seinem scharfen Geschrei stört; die Mutter legt das Bündel hin, macht sich fertig, das Kind zu stillen, und schließt demselben den Mund. Während sie sich so über die Wiege beugt, wiederholt sie für sich die fürchterliche Frage, welche ihr die Thränen in die Augen treibt: Was soll aus uns werden?

In dem Augenblicke steht das kleine Mädchen mit Lebhaftigkeit auf und kommt mit dem Heft herbei, in welches sie mit zittriger und ungeschickter Hand die Buchstaben in großen Zügen hineingeschrieben hat — woher sollte man eine Fibel bekommen — und zeigt ihr unter herzlichem Gelächter das Z, das wie ein Haken gerathen war.

Das fröhliche Lachen stand in peinvollem Widerspruch mit dem Zimmer, das so viel Verzweiflung einschloß.

Aber wie wenn die Freude in dieser Umgebung etwas Verbotenes sei, hörte man die schwerfällige, beim Vorwurf noch länger gezogene Stimme des Vaters: „Sei still, dummes Ding! Lache nicht!"

Und die Mutter schloß schnell den Mund der Kleinen, aus Angst, daß jener entsetzliche Auftritt sich wiederholen könnte, bei welchem er eines Abends die beiden Kinder in roher Weise geschlagen und sie brutal zurückgestoßen hatte, weil sie die Kinder beschirmen wollte; er war wild, sehr wild, sie merkte, daß er betrunken war. Denn er hatte angefangen zu trinken;

der beste Acker, wenn er nicht bestellt wird, trägt Unkraut und Giftkräuter, und Müssiggang ist aller Laster Anfang — Trunksucht ist sein erstes Laster.

Die unglückliche Mutter schlug sich vor die Stirn aus Verzweiflung, als sie die ganze Verkettung ihres Unglücks sich vorstellte, welche sie und ihre Kinder umschnürte und erwürgte: Mangel — Schulden — Faulheit — Tabak — Wirthshaus!

Die Kleine war aus ihrem Schrecken wieder zu sich gekommen; und wie Kinder von einem zum anderen überspringen, fing sie wieder an: „Mama!"

„Was ist, mein Kind?"

„Mama, das Haus, wohin wir kommen, wird doch wohl viel größer sein, als es hier ist? Sieh zu, daß es auch einen Balkon hat, ich mag so gern einen Balkon leiden, und einen Garten!"

„Ja, mein Kind."

Da konnte sie sich nicht länger halten, Thränen stürzten ihr aus den Augen; krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper und das Kind an ihrer Brust. Aber sie drückte das Tuch auf ihre Augen und drängte die Thränen zurück, sie schloß ihren Mund, damit ihre Klage nicht laut würde.

Herzzerreißend war diese Unwissenheit der Kinder, welche in ihrer Unschuld sich Glücksträume ausmalten, ein großes Haus mit Balkon und Garten, und dann plötzlich zu grausamer Gewißheit erwachen sollten in einem engen Keller ohne Aussicht und ohne Luft, voll Feuchtigkeit und Schimmel, wo die Aermsten verwelken mußten wie Blumen ohne Sonne.

Vor ihr lag dichte Finsterniß; auch nicht der geringste Schimmer von Licht drang zu ihr hindurch, auch nicht der leiseste Hoffnungsstrahl.

In dem Augenblick kam der Maler in die Thür, ein Mann mittleren Alters, fast klein von Statur, mager aber kräftig gebaut, mit kleinen aber sehr lebhaften Augen unter einer gedankenvollen Stirn. Er steckte einen großen Haarpinsel in einen Eimer mit blauer Farbe und strich dann mit dem Pinsel über die Wand, während die Farbetropfen auf den Fußboden niederträufelten.

Die Frau des Müssiggängers wollte den Gedanken entfliehen, welche ihr Herz verzehrten, wollte eine Thür öffnen, zu welcher sie die Verzweiflung, die sie erstickte, mit Gewalt hinausdrängen konnte; so fragte sie zufällig, absichtslos den Maler:

„Meister, wie gehen die Geschäfte?"

„Fein, fein," antwortete er, indem er mit seiner Arbeit fortfuhr; „ich kann mit Frau und Kindern leben und hab' noch 'was über, Gott sei Lob und Dank."

Nach einem augenblicklichen Stillschweigen setzte er hinzu, als führe er in einem Gedanken für sich fort: „Jeden Tag nenne ich mich einen Dummkopf, daß ich nicht von Anfang an Maler geworden bin."

„Bist du denn nicht immer Maler gewesen?"

„Nein, ich war früher Schulmeister."

„Lehrer? und jetzt streichst du die Wände an?" sagte die Frau ganz erstaunt.

„Ja," sagte der Maler, über ihr Erstaunen lächelnd;

„ich war Lehrer in Pigadia in der Mani; ich kriegte 48 Drachmen 10 Lepta Gehalt; aber die mußte ich mir selbst aus Githio holen; dann setzte ich die Schule fünf oder sechs Tage aus und ging nach Githio, denk Dir, jeden Monat, zu Fuß, über Berg und Thal, durch Weg und Wüste, im Winter durch Schnee und Eis, im Sommer durch die Gluthhitze. Und wenn ich kam, wenn ich 'reinging ins Thor zur Stadtkasse, mit Herzklopfen, meine Quittung in der Hand, da hört' ich eine Stimme, so eine Stimme von einem Unmenschen, der rief: Die Kasse hat kein Geld, komm' nächste Woche wieder.

Nachher hab' ich's 'rausgekriegt: der Rendant war in Kompagnie mit einem Wucherer in Githio und zahlte deshalb nicht aus, damit die, welche Ansprüche hatten, zu dem Zinsenschneider gehen sollten und der ein gutes Diskontgeschäft machen sollte. Wirklich hübsch — dem muß ich fünf Drachmen auf die 48 Drachmen 10 Lepta lassen, fünf oder sechs brauch' ich unterwegs und für Nachtquartier, dann komm ich mit 38, manchmal nur mit 36 Drachmen nach Haus, wo die Kinderchen auf mich warten wie hungrige Küken, die den Kopf aus dem Nest stecken. Die hatten sich bald eingestellt; zu zweien haben wir unseren Hausstand angefangen, aber es dauerte nicht lange, so wurden wir drei, vier, fünf. Die Kinder machten uns Noth; wir hatten nicht mehr satt Brot, die Kleider gingen uns kaput; weißt du, was das für eine schlimme Geschichte ist, die Noth, die der Arme mit dem Zeug hat? Wenn es ausgedient hat, soll es erneuert werden, aber wo soll der arme Mann es her-

kriegen? Da giebt's Flicken auf Flicken, nutzt doch zuletzt nichts mehr. Als ich merkte, daß es mit uns bergab ging, sagte ich bei mir selber: Giannako — ich heiße nämlich Giannako —, das ist kein Leben mehr; die Armuth und das Elend bringt dich noch unter die Erde; sollst du mit dem bischen Brot, was du noch gar nicht 'mal kriegen kannst, dein ganzes Leben zubringen? Finde einen anderen Weg, Giannako!

Da bringt mir der Schulze einen Brief — was für einen Brief? meine Entlassung: An den weiland Volksschullehrer von Pigadia — und unten auf einer langen breiten Seite die Unterschrift des Herrn Ministers. Schreit den Menschen nicht das Herz, wird ihnen nicht die Hand steif, wenn sie solche Unterschriften machen und werfen so viel Menschen wie Hunde auf die Straße und reißen ihnen den letzten Bissen aus dem Hals? Kannst dir denken — mich hatte beinahe der Schlag gerührt; was sollte ich anfangen? wie sollte ich mit meiner Familie leben?

Die Verzweiflung gab mir Kraft.

Ich werde meine lieben Kleinen nicht Hungers sterben lassen, ich will sie wohl groß kriegen, rief ich muthig und kräftig aus: ich bin Vater!"

Hier wollte der Maler sich etwas von den Erinnerungen ausruhen, welche mit gesamter Macht über ihn hereinbrachen; er legte den Pinsel hin und steckte sich eine Cigarrette an.

Die unglückliche Mutter hörte mit Aufmerksamkeit, mit Interesse zu. Abwechselnd drückten sich in ihren großen Augen ihre Bewegung, ihr Mitleid, der Beifall

aus, welchen sic den Worten des Arbeiters schenkte; aber bis in ihr Innerstes wurde sie ergriffen, als sie hörte, mit welcher Liebe und mit welchem Eifer er ausrief: Ich bin Vater! Ja, der Mann war der Hochachtung, der Verehrung werth! Seht, so machen es die, welche wirklich Männer sind! Aber die unerbittliche Wirklichkeit, welche uns mit Härte vor die Augen rückt, was wir nicht sehen wollen, zeigte ihr zugleich den lang hingestreckten, rauchenden Dimitri. Hörte der, ja hörte er vielleicht auf das, was der Arbeiter sagte?

Plötzlich stieg in ihr eine Hoffnung auf, schwach im Anfang, aber nach kurzem groß, mächtig. Wer weiß... wenn er auf ihn hörte? warum nicht? kein Unterricht ist wirksamer als ein gutes Beispiel — wenn er es machte wie der, wenn auch er in demselben Ton wie der Arbeiter spräche: Ich bin Vater!

Mit unbeschreiblicher Bewegung, mit einer Stimme, welche von Schluchzen erstickt wurde und doch herzlich bittend klang, im vollen Bewußtsein, den Versuch zu machen, von welchem alles abhing, den letzten, sprach sie: „Mein lieber Dimitri, ach hör' einmal die Geschichte des Meisters, hörst du?“

Er hörte von seinem Platze aus zu, ohne ein Zeichen innerer Bewegung, ohne ein Wort der Erwiderung.

Die Frau warf einen Blick voll Angst auf ihre Kinder, trocknete eine heimliche Thräne ab und wandte sich zu dem Maler, welcher, ohne Ahnung, bei welchem häuslichen Trauerspiel er zugleich Zuschauer und Darsteller war, ruhiger fortfuhr:

„Also lauf' ich wieder nach Githio, nehme die 36 Drachmen, schicke die Hälfte nach Haus und geh' nach Athen; gleich laufe ich in das Haus unseres Abgeordneten: Um Gotteswillen, eine Stelle!

Was für eine Stelle?

Was es giebt, als Schreiber, als Gerichtsbote, was du willst, nur keine Lehrerstelle.

Nun, sei unbesorgt, Giannako, ich werde an dich denken, geh nur nach Hause.

Gott wird es dir vergelten!

Schon gut — sei unbesorgt!

Nach drei Tagen geh' ich wieder hin: Haben wir was?

Er hebt den Kopf auf: Noch nicht, du mußt nicht so pressirt sein; diese Sachen machen sich nicht so leicht; geh nur nach Hause, wir wollen sehen.

Darüber verging eine Woche — zehn Tage — ich magerte ab vor Angst; zuerst hatte ich mir noch zum Brot ein Stück Leber, einen kleinen Fisch, für eine Pendare Ziegenkäse gegönnt; als ich sah, wie die Tage hingingen, gab ich das auf — gab auch das Rauchen auf.

Mit einemmal krieg' ich einen Brief von meiner Frau: Unser Spiros, der liebe Junge, liegt still zu Bett; schicke etwas Geld für Medizin — auch etwas zum Leben —

Ich laufe zum letztenmal zu unserem Abgeordneten: Haben wir was?

Noch ein bischen Geduld, Giannako, du bist angeschrieben.

Weiß nicht, was ich ihm gesagt habe, und ging weg; ganz schwindlig kam ich die Treppe hinunter. Den Tag über lief ich 'rum, ohne vor mich hinzusehen. Ich kam aus Athen heraus; ohne darauf zu achten, lief ich nach Kaesariani.[1] Abends gehe ich zerschlagen und gebrochen in das Kafenion meiner Landsleute; da hör' ich von dem Winkel aus, in den ich mich gedrückt hatte, wie die Vermalung eines großen Hauses in Arbeit gegeben wurde.

Die nehm' ich, rief ich in meiner Verzweiflung.

Ich übernahm sie für dreihundert Drachmen. Ich suchte Darlehen von einigen Landsleuten, kaufte Farben, holte Gesellen; die Arbeiter merkten, daß ich nicht einmal die Farben flüssig kriegen konnte und machten sich über mich hinter meinem Rücken lustig; was kümmerte mich das? ich hatte doch Arbeit; ha! mit welcher Lust habe ich gearbeitet."

„Dimitri! mein lieber Dimitri!" rief die unglückliche Frau noch einmal, „hörst du vielleicht die Geschichte des Meisters?"

Der aber grunzte mit nachlässiger, träger Stimme: „Geschichten hin, Geschichten her — laß mich in Ruhe!"

„Ach, siehst du, wieviel der arme Meister ausgehalten hat?" sagte tief aufseufzend die Arme. „Und weiter, Meister, und dann?"

„Und dann? In einer einzigen Woche hatte ich — wer wird's glauben — fünfzig Drachmen über.

[1] Eine anderthalb Stunden von Athen entfernte Klosterruine.

Rasch die Hälfte nach Hause für Medizin; das kam mir vor! Nie hatte ich soviel Geld auf einmal in der Hand gehabt. Das reizte. Ich suchte andere Arbeit; allmählich lernte ich das Handwerk, und Keiner machte sich mehr über mich lustig. Weil ich eben mit Gewissenhaftigkeit und Geschmack arbeite, habe ich auch Kundschaft. Gott sei Dank, seit drei Jahren habe ich nicht gefeiert und habe meinen guten Verdienst. Nun haben meine Kinder satt und sind heil im Zeug und gehen zur Schule, wo ein unglücklicher Schulmeister sie unterrichtet — derselbe, den sie an meine Stelle gesetzt haben, um ihm eine Güte zu thun, du lieber Gott! Ja, wir sind gut 'raus, ich habe auch meine Schwiegermutter zu mir ins Haus genommen, und doch bleibt noch immer ein Nothschilling übrig!"

Als Dimitri dies hörte, sprang er da in die Höhe, riß er da seine Trägheit wie ein verfluchtes Nessosgewand in Stücke, eilte er, schluchzend sein Weib, seine Kinder in die Arme zu schließen und auszurufen: Auch ich will arbeiten! Vater bin ich, Vater —?

Nein. Er blieb ruhig. Ganz ruhig.

„Ach, mein Dimitri, du hast wohl die Geschichte des Meisters nicht gehört?" rief das bejammernswerthe Weib mit unbeschreiblicher Bitterkeit.

„Willst mich wohl noch unter die Erde bringen — was scheren uns jetzt die Kindermärchen!" antwortete ihr Mann höhnisch von seinem Platze aus.

Weder Ehrgeiz, noch Liebe, noch Pflichtgefühl konnten ihn elektrisiren. Da war des Weibes letzte Hoffnung geschwunden — sie war unrettbar dem Elend preisgegeben.

Ein Ausdruck der Verachtung und des äußersten Widerwillens malte sich auf ihrem Gesicht beim Hinblick auf den unmännlichen Vater, dessen Leben in unbeweglicher Trägheit versumpfte, so daß sein Herz mit ekelhaftem Gewürm sich anfüllte. Sie schloß die Thür und stürzte auf ihre Kinder. Indem sie die drei zumal in ihre Arme faßte, drückte sie ihren Kopf zwischen die Kinderköpfchen und brach in Thränen, in Schluchzen, in Wehklagen aus. Dann herzte sie die Kinder, drückte sie in heißer Zärtlichkeit an sich und flüsterte ihnen wie irrsinnig zu: „Liebe, liebe Kinder — ihr seid Waisen!"

Als die Kinder sie weinen sahen, schrieen sie laut.

Während aber ihre finsteren Gedanken wie schwarze Nachtfalter die Dachkammer durchschwirrten und sie die dunkle Zukunft erwog, die Abende ohne Licht, den Schrank ohne Brot, und die fürchterliche Aussetzung, wenn ihr Hausgeräth, ihre Mitgift, diese Zeugen ihres Mädchenglückes, diese ihre Begleiter vom Elternhause her, roh auf die Straße geworfen werden würden, während die zarten Kinder entsetzt schreien und die Nachbarn neugierig und übelwollend die Köpfe zu Thüren und Fenstern hinausstecken würden, und dies alles, weil zwei kräftige Hände, zwei Arbeitshände sie im Stich ließen — da erinnerte sie sich plötzlich an den Ausdruck, mit welchem der Maler gerufen hatte: Ich bin Vater — und eine neue Quelle der Kraft entsprang in ihrem Herzen:

„Und ich — ich bin Mutter," sprach sie.

Und ein Wille, der durch nichts zu überwinden war, spannte die von der Verzweiflung erschlafften Züge

ihres Gesichtes wieder an, und ihre Augen blitzten von einem großen Entschluß.

„Ich will arbeiten! Will in Dienst gehen! Will denken, daß ich Witwe bin!“

Und in ihrer Großherzigkeit dachte sie nicht daran, wie schwer ihr Witwenstand für sie sein würde, da sie außer den Waisen noch ihren todten Mann ernähren müßte.

Die schwarzen Nachtfalter flogen hinaus aus dem Zimmer; die Verzweiflung wich; die Zukunft war nicht mehr dunkel; die kräftigen Hände waren gefunden. Die Mutter trocknete die Thränen ihrer Kinder, liebkoste dieselben und war stark genug, dem Säugling zuzulächeln, welcher ihr mit einem engelhaft reizenden Lächeln antwortete.

Vom Vorplatze her drang das Schnarchen des Mannes, welcher eingeschlafen war.

10. Die Sammlungen Athens.

Wie oft ist Athen ausgeplündert worden! Sulla beraubte es zahlreicher Kunstwerke, um Rom zu schmücken, welches Sammelstätte der antiken Kunst geworden war, seit Mummius Korinth eroberte. Nach Rom wurde Konstantinopel durch Konstantin ein großartiges Museum, welchem auch Athen manche seiner Schätze hergeben mußte, wenngleich es noch mehr geschont wurde als manche andere griechische Stadt. Und was Lord Elgin am Parthenon verübt hat, weiß alle Welt; was nicht wagten die Gothen, vollbrachten die Skoten, reimt

Byron von dem schottischen Grafen. Rom zwar hat sich vom alten Reichthum sehr bedeutende Reste bewahrt und übt dadurch einen großen Theil seiner mächtigen Anziehungskraft aus; aber verschwunden sind die Kunstschätze Konstantinopels; was im Museum des sog. alten Serails sich findet, macht einen geradezu ärmlichen Eindruck, wenn es an der Größe dieser Weltstadt gemessen wird. Was nach London gebracht ward, ist der gebildeten Welt dadurch viel leichter zugänglich geworden, als wenn es auf griechischem Boden geblieben wäre; und doch, wenn ich den vollen Eindruck von den griechischen Skulpturen im britischen Museum nicht gehabt habe (und vielleicht mehr Reisende, als es gestehen wollen, haben ähnliches erfahren), lag es nur an mir, oder auch daran, daß die griechische Kunst im englischen Museum in einem allzugroßen Widerspruch mit ihrer Umgebung steht?

Aber wer in die Sammlungen Athens eintritt, der ist wohl vorbereitet auf den rechten Genuß. Denn die Sonne, bei deren Licht Pheidias arbeitete, hat ihm den Weg beleuchtet, und der frische Seewind, der von Peireieus her bläst, hat ihm die Sonnengluth gekühlt; er hat soeben noch den herrlichen Burgfelsen gesehen und der Parthenon grüßte wie ein schnell liebgewonner, vertraut gewordener Freund auf ihn hernieder; da ist er besser vorbereitet, als es durch noch so viele Kunststudien nordischer Arbeitstage geschehen könnte.

Um drei Sammlungen handelt es sich in Athen, aus deren Reichthum doch nur weniges hier hervorgehoben werden kann. Auf der Akropolis selbst liegt, ein ver-

schämter Nachbar des Parthenons, das Akropolis-Museum; im äußersten Norden der Stadt, an der nach Patisia führenden Straße, liegen nebeneinander das Polytechnikum und das noch unvollendete Central-Museum, schöne Bauten von pentelischem Marmor. Im Polytechnikum befindet sich das ägyptische Museum, welches, wie so manche Zierde Athens, das Geschenk eines patriotischen Griechen im Auslande ist; mein Bericht übergeht es, wiewohl es keineswegs unbedeutend ist. Es übt doch in dieser Sammlung nichts solche Anziehungskraft auf uns aus, als die Mykenischen Alterthümer.

Als Schliemann sich vom armen Krämerlehrling und gescheiterten Schiffsjungen zum reichen Kaufmann aufgeschwungen hatte und in den Besitz des Vermögens gelangt war, welches ihn in Stand setzte, seinen Forschungen und der Freude an seinen glücklichen Funden zu leben, machte er zuerst (von 1870 an) seine Entdeckungen in der Gegend des alten Troja; die Geräthe von Kupfer und Gold, die hier ausgegraben wurden, schenkte er zum großen Theil dem Deutschen Reiche, sie bilden das Schliemann-Museum in Berlin. Der Erfolg seiner Arbeiten auf dem Boden des alten Mykenai (seit 1876) stand nicht in gleicher Weise zu seiner freien Verfügung; die ausgegrabenen Geräthschaften waren von vorneherein als Eigenthum des griechischen Volkes bezeichnet worden; wir finden sie hier im Polytechnikum nach den einzelnen Gräbern auf der Akropolis von Mykenai zusammengestellt. Wie schon früher erwähnt, ist der bloße Metallwerth der Goldfunde etwa hunderttausend Mark. Eine so bedeutende

Verwendung des Goldes ist um so merkwürdiger, als die Griechen in der historischen Zeit bis zu den Perserkriegen wenig Goldschmuck und Goldgeräthe hatten; es muß in vorhistorischer Zeit anders gewesen sein oder Mykenai machte eine besondere Ausnahme, wie es denn allerdings von Homer, Sophokles, Horaz wegen seines Goldreichthums gepriesen wird. Hergestellt sind die Goldarbeiten auf sehr verschiedene Weise: gegossen, getrieben und gepreßt, auf die erste Weise wohl am seltensten; es handelt sich deshalb auch mehr um Goldbleche als um massivere Goldkörper.

Aus sehr verschiedenen Gründen ziehen die Goldfunde unsere Aufmerksamkeit auf sich. Viele Hunderte von goldenen Blättern, mit welchen die Kleidung verziert gewesen zu sein scheint, zeigen eine ausgezeichnet schöne Ornamentirung, welche bald aus mathematischen Figuren besteht, bald von Blättern, Schmetterlingen und ähnlichen Naturgegenständen ausgeht und dieselben besonders durch Anwendung von Spirallinien modifizirt. Noch prächtiger sind mehrere Diademe, deren Ornamentik keine Motive von Naturgegenständen verwendet, sondern runde Schilde mit verschiedenartiger Verzierung darstellt. Ich übergehe die goldenen Armbänder, Kreuze, Nadeln, Haarlockenhalter, Becher und Töpfe, um die merkwürdigen goldenen Masken zu erwähnen, welche auf den Gesichtern der Leichen gefunden wurden; die Physiognomien, welche diese Masken darstellen, sind so wenig stereotyp, daß man es für möglich halten möchte, daß hier ein Versuch von Porträtirung vorliegt. Noch auffallender müssen die gravirten Siegelringe erscheinen,

welche Jagdscenen darstellen; vorzüglich ausgeführte Scenen dieser Art waren in Schwertklingen eingelegt. Neben den Goldgeräthen finden sich auch solche von Bernstein, Silber, Kupfer und anderen Stoffen. Wichtig sind ferner die Ueberreste von Thongefäßen mit mancherlei theils mathematischen, theils von Pflanzen und Thieren entnommenen Verzierungen, selbst ein Versuch der Darstellung menschlicher Gestalten fehlt nicht ganz; auf einer Vase sieht man sechs Krieger in Helmen, Beinschienen und Sandalen, mit Schilden und Lanzen. Auch nicht unbeträchtliche Reste von farbiger Wandmalerei sind erhalten, z. B. ein Stier mit einem im Verhältniß zu ihm auffallend kleinen Mann, der auf ihm tanzt. Aber wie könnte hier eine Uebersicht dieser Alterthümer gegeben werden, die auch nur einigermaßen genügte! Ich kann nur sagen, daß, wenn man in Tiryns und Mykenai die Kahlheit der Trümmer bedauert hat, ein Besuch in diesem Museum die nackten Räume auf das erwünschteste ausstattet und es uns möglich macht, ein lebendiges Bild jener vorgeschichtlichen Zeit uns zu entwerfen. Doch wie erfreulich sind diese Entdeckungen überhaupt jedem Homerleser, vor allem in unserer illustrationslustigen Zeit!

Wir machen einen langsamen Uebergang zu den kunstgewerblichen Erzeugnissen der späteren Zeit, wenn wir in den Vasensaal treten. Derselbe enthält eine nach Tausenden zählende Sammlung, deren Reichthum sich daraus erklärt, daß Athen (neben Korinth) Hauptort der griechischen Vasenfabrikation war, weshalb sich hier bei den Ausgrabungen überaus viele Erzeugnisse derselben gefunden haben

(besonders viele kleine, welche im Akropolis-Museum gesammelt sind).

Welche Mannigfaltigkeit der Arten tritt uns hier entgegen, von dem unförmlichen Klumpen einfachster Thongefäße, welche, nie fertig geworden, in einem Töpferofen gefunden worden sind, bis zu den vollendetsten Vasen von Athen und Eretria, welche in Scenen tiefster Trauer oder des lachendsten Glückes uns Physiognomien von lebendigstem Ausdruck zeigen. Wenn das Wort Sempers: „Man zeige die Töpfe, die ein Volk hervorbrachte, und es läßt sich im allgemeinen sagen, welcher Art es war und auf welcher Stufe der Bildung es stand," irgendwo berechtigt ist, so hat es seine Berechtigung hier. Darum machen wir in dieser Sammlung einen Kursus in griechischer Kulturgeschichte durch; schon indem wir die Vasenbilder betrachten, welche uns das antike Leben von den verschiedensten Seiten zeigen. Besonders häufig sehen wir freilich die Ausstellung eines Verstorbenen mit der Leichenklage der Hinterbliebenen abgebildet; es erklärt sich dies aus der Bestimmung vieler Vasen, die Begräbnißstätten zu schmücken. Oft sind mythologische Stoffe gewählt, und wir schließen aus dem Reichthum der Auswahl, wie bekannt das Volk in seinen breitesten Schichten mit den Einzelheiten der Göttersagen gewesen sein muß; auch Parodien und Karikaturen sind beliebt, sowie Bilder aus dem Thierleben. Aber auch die verschiedenen Gattungen der Vasen spiegeln uns einzelne Perioden aus der Entwickelung des griechischen Volkes ab. Allerdings herrscht unter den Forschern wenig Ueberein-

stimmung selbst hinsichtlich der wichtigsten Behauptungen; die Forschung ist noch zu sehr in Fluß, neue Entdeckungen haben die Anschauungen früherer Jahrzehnte umgestoßen, und was jetzt eine Mehrheit annimmt, wird vielleicht durch überraschende Funde in kurzem abgeändert werden. Jedenfalls gehören zu den ältesten Produkten des Kunstgewerbes der Vasenfabrikation jene Vasen, auf welchen die Spirallinie und die Ausführung einfacher Blattmotive in mathematischer Weise ganz an die Erzeugnisse der Goldtechnik erinnern, die wir eben gesehen haben; man nennt diese Vasen, welche die ältesten zu sein scheinen, weil sie den Versuch darstellen, Ornamente, welche bei Metallarbeit gebräuchlich waren, auf Töpferarbeit zu übertragen, Vasen der mykenischen Epoche. Aber jene anderen, welche uns wegen der recht kindlichen Zeichnungsweise von Menschen und Pferden mit Gabelbeinen ein Lächeln abnöthigen? Abgesehen von diesen Gestalten, die oft in vielfacher Wiederholung nebeneinander aufmarschiren, ist für diese Gefäße charakteristisch das Vorherrschen der graden Linie, so daß ihre Ornamente an einfache Webemuster erinnern; man redet daher von Vasen geometrischen Stils. Beispielsweise über den Ursprung dieses geometrischen oder linearen Stils sind die Kunsthistoriker sehr verschiedener Ansicht. Die Einen bezeichnen ihn, weil er sich ebenso in italischen und nordischen Landen findet, als den indogermanischen, vergleichen ihn wohl gar mit jener frühen Sprachform, welche als gemeinsamer Ursprung der verschiedenen Sprachen der indogermanischen Völker vorausgesetzt wird, wogegen die Anderen hier Proben phönizischen Hand-

werks finden wollen. Gänzlich anders geartet ist eine dritte Gattung von Vasen, als die altkorinthische bezeichnet, mit asiatischen Thiermotiven. Wir fühlen erst, daß wir uns griechischer Kunst nähern, indem wir fortschreiten zu den Vasen mit schwarzen Figuren auf gelbem oder rothem Grunde (seit dem siebten Jahrhundert vor Christo); endlich folgen die Vasen mit rothen Figuren auf schwarzem Grunde, zugleich unter Benutzung anderweitiger Farben (seit dem fünften Jahrhundert vor Christo) und überhaupt die Vasen mit bunten Figuren auf weißem Grunde. Alle diese Arten sind in der athenischen Sammlung vertreten, die zuletzt genannte Art besonders schön. Wenig Zeit lassen uns diese Prachtgefäße für allerlei andere Erzeugnisse des Kunsthandwerks und des einfachen Handwerks übrig, welche an die Vasensammlung angeschlossen sind; wiewohl manches selbst von dem Einfachsten noch viel Interesse erregt, z. B. eine sehr wohl erhaltene Todtenmaske aus dem Alterthum, im buchstäblichen Sinn ein treuer Ab- und Ausdruck eines althellenischen Angesichts.

Andere Erzeugnisse der Keramik findet man in der Sammlung der Terrakotten und Bronzen. Hier wird man angezogen durch eine große Anzahl von Tanagrafiguren, welche seit der Entdeckung einer Menge dieser naturtreuen und zierlichen Figürchen in den Gräbern bei Tanagra (1874) Jedermanns Lieblinge geworden sind. Eine einzelne Gruppe von solchen Thonfiguren fesselte mich, nicht durch ihre Lieblichkeit, sondern durch den Gegenstand, der hier dargestellt ist, und durch die Naturwahrheit der Darstellung: Mann und Frau sitzen ein-

ander gegenüber beim Brettspiel; der Mann ist geschlagen und in der Ueberzeugung, unredlich übervortheilt zu sein, möchte er die zwölf Steine auf dem Brett durcheinander werfen; die Frau hält eine Hand zum Schutz über das Brett und erklärt ihm, mit der anderen gestikulirend, daß er sich über nichts zu beklagen habe. Aber die drolligste Person ist ein Zuschauer, ein Thersites von Häßlichkeit, welcher den besiegten Mann höhnisch anblickt, indem er eine Klugheit affektirt, die ihm ebenso sehr fehlt wie dem Mann. Den äußersten Gegensatz zu diesen lebenswahr wiedergegebenen Thonfiguren bilden die aus ältester Zeit stammenden Idole von Menschen- und Thiergestalten; diese erinnern den Laien allerdings an die Götzenbilder Phöniziens und Mexikos, wenn man nicht vielmehr sagen muß, daß sie die kindlichste Stufe der Bildnerei bei allen Völkern darstellen.

Die Gemäldesammlung des Polytechnikums hält uns nicht auf; sie ist von gar zu geringem Werth. Indem wir rasch vom Polytechnikum zum Centralmuseum, dessen Außenbau noch unvollendet ist, übergehen, steigen wir vom Kunstgewerbe auf zur Kunst. Eine Gattung der griechischen Kunstdenkmäler ist es, welche man nirgendwo so zahlreich vertreten findet, wie in Athen: die archaische Kunst, also die Kunstübung bis auf Pheidias; denn ihre Denkmäler hat man in neuerer und neuester Zeit zu Tage gefördert, also während das freigewordene Griechenland seine Schätze hütet. Von dem jetzt Gefundenen und Gelernten aus ist es interessant, auf die Merkmale des „älteren Stils“ zurückzusehen, welche

Winckelmann angeben konnte; die Zeichnung, sagt er, war nachdrücklich, aber hart, mächtig, aber ohne Grazie, und der starke Ausdruck verminderte die Schönheit; die Kunst war strenge und hart, wie die Gerechtigkeit dieser Zeiten, die auf das geringste Verbrechen den Tod setzte. Winckelmann kannte aber als Denkmal dessen, was er den älteren Stil nannte, außer einigen Münzen und geschnittenen Steinen nur eine Pallas in der Villa Albani, welche heutzutage nicht als archaisch angesehen wird, sondern vielmehr als Nachahmung des alten Stils in späterer Zeit. Zu wirklicher Kenntniß der vorklassischen Kunst der Griechen gelangte man erst 1811 durch die Entdeckung der Giebelgruppen vom Athenatempel auf Aigina; seitdem wird man behaupten dürfen, daß der Vergleich der alterthümlichen Kunst mit der Gesetzgebung eines Drakon doch nicht zutreffend war; richtiger zieht Winckelmann zum Vergleich die Geschichtschreibung Herodots heran; anstatt der Härte möchte ich reden von dem ersten Flügelregen des Schmetterlings, welcher der Puppenhülle entflieht; wer aber Auge und Sinn dafür hat, wie durch das lächelnde Gesicht des Kindes der Charakter des Mannes leise hindurchbricht, der wird die Gestalten der archaischen Kunst mit Spannung betrachten, wie man sie in der Glyptothek von München findet, im Louvre, aber nirgendwo zahlreicher und mannigfaltiger als in Athen, im Akropolis-Museum und hier im Central-Museum.

Hier begrüßt uns sogleich der Apollon von Thera, der durchaus an den Münchener Apollon von Tenea

erinnert; wir nehmen hier wie so häufig wahr, daß die altgriechischen Künstler durch leise Abänderung und allmähliche Vervollkommnung desselben Typus fortschritten, anstatt nach willkürlich gewählten Gestalten zu greifen, und daß sie auf diesem Wege langsam aber geradlinig das Vollendetste erreichten. Wohl erinnert hier noch die gleichmäßige Bildung der einander entsprechenden Körperglieder an die Kunstübung des Morgenlandes, insbesondere Aegyptens; doch wer käme auf den Gedanken, hier einen ägyptischen Gott vor sich zu haben? Wenn die griechische Kunst etwas aus dem Orient entlehnt hat, so ist diese Entlehnung derjenigen der phönizischen Buchstaben zu vergleichen. Es ist wahr, das Wort Alphabet ist ein semitisches Wort; aber die einzelnen Buchstaben sind schon dem griechischen Schönheitssinn entsprechend (der z. B. die Buchstaben nicht auf einem Bein wollte stehen lassen) umgeformt, und vor allem ist bei den Griechen das Leben des Wortes zum Ausdruck gekommen, nämlich der vokalische Laut, für den die alten Semiten keinen Ausdruck hatten. Auch folgender Unterschied ist merkwürdig: in der ägyptischen Technik sind die ältesten Schöpfungen (von der vierten bis zur sechsten Dynastie, beispielsweise der Schreiber im Louvre) die lebenswahrsten, späterhin wird alles stereotyp; die griechische Kunst geht den entgegengesetzten Gang.

In demselben Saal zieht unsere Aufmerksamkeit die Grabstele des Aristion auf sich, welche uns denselben als einen Krieger etwa aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts darstellt; das sehr sorgsam ausgeführte,

bunt bemalte Basrelief zeigt den alten Athener in flachem Helm, mit sehr regelmäßig geringeltem Haupthaar, mit doppelt gegürtetem Panzer und mit Beinschienen, in der Linken eine hochragende Lanze, barfüßig, beide Sohlen in ganzer Länge auf den Erdboden gesetzt.

Von höherer Wichtigkeit für die Kunstgeschichte sind im folgenden Saal zwei Statuetten, welche die Kolossalfigur der Athena Parthenos des Pheidias nachbilden. Die Schöpfung des Pheidias selbst, die Bewohnerin des Heiligthums im Parthenon, war gegen 40 Fuß hoch und chryselephantin, d. h. ein hölzerner Kern war mit Platten von Gold und Elfenbein überkleidet; das Gold allein hatte einen Werth von 40 Talenten oder über 185000 Mark; die Augen waren aus Edelsteinen, wie denn überhaupt die Farbenpracht nicht gefehlt haben darf. Malerei und Plastik gingen damals noch Hand in Hand, und daß die Architektur die dritte in ihrem Bunde war, braucht kaum bemerkt zu werden; eine Kolossalstatue ist ja Bauglied. Nachdem diese großartige Bildsäule spurlos verschwunden, war kaum eine Vorstellung von ihr möglich geblieben, bis 1859 die eine dieser beiden Statuetten gefunden wurde, wenig über einen Fuß hoch. Sehr viel deutlicher aber wurde das Bild von dem Meisterwerke des Pheidias durch eine zwanzig Jahre später aufgefundene, dreimal größere und ausgezeichnet erhaltene Statue. Die völlig bekleidete und mit hohem Helm geschmückte Göttin trägt in der Rechten, welche auf eine Säule sich stützt, den geflügelten Sieg, mit der Linken hält sie den Schild, hinter welchem die Burgschlange sich emporringelt. Die wunderbare Wirkung

dieser Kunstschöpfung, welche das ganze Alterthum rühmt, werden wir uns aus dem Gegensatz zwischen der Größe und Kraft der ganzen Gestalt und der Ruhe und Milde des Gesichtsausdruckes zu erklären haben. Denn friedlich stand Athena da; daher hatte sie den Schild auf die Erde gestützt und die Lanze fehlte; insofern war die Athena des Parthenons ein Gegenstück zu jenem andern Meisterwerk des Pheidias, der Athena Promachos, dem 50 Fuß hohen Erzbilde aus der Siegesbeute von Marathon, das auf der Burg unter freiem Himmel stand; diese Vorkämpferin trug die Lanze, deren Spitze man weithin auf dem Meer im Glanz der attischen Sonne funkeln sah.

Pheidias hatte nach dem Bilde der Athena Parthenos noch die Kolossalstatue des Zeus in Olympia geschaffen. Sodann nach Athen zurückgekehrt, wurde er angeklagt, bei dem Goldschmuck des Athenabildes sich Unterschleife erlaubt zu haben. Aber seine Unschuld konnte sonnenklar nachgewiesen werden, denn die Goldplatten konnten abgenommen und nachgewogen werden; Perikles sah dieselben überhaupt als einen Schatz an, den man nöthigenfalls zeitweise von der Göttin für öffentliche Zwecke entlehnen dürfe. Hierauf ging man gegen den unvergleichlichen Künstler mit einer anderen Anklage vor. Am Schilde der Göttin war der Kampf der Athener gegen die Amazonen dargestellt. Von den kämpfenden Athenern sollte einer dem Perikles ähnlich sei; einem Anderen, einem kahlköpfigen Alten, hatte Pheidias seine eigenen Züge verliehen — ähnlich wie Rafael sich selbst auf der Schule von Athen angebracht hat. Man er-

klärte es für Gottlosigkeit, daß Pheidias sich solchergestalt in das Heiligthum miteingedrängt habe, und warf ihn als Verbrecher ins Gefängniß; ehe die Untersuchung beendet war, starb er im Kerker vor Kummer oder an Gift.

Noch etwas besonders Liebliches enthält dieser Saal: das eleusinische Relief. Zwei Göttinnen, auf Demeter und ihre Tochter Kore gedeutet, stehen rechts und links von einem Knaben, dem die Eine etwas darreicht, während die Andere ihn segnet oder schmückt. Das ist ein Kunstwerk, über welches fromme Weihe gebreitet ist; den in kindlichem Ernst und hingebungsvoller Empfänglichkeit zu der Demeter aufschauenden Jüngling sehen wir gern als einen Vertreter des hellenischen Volkes überhaupt an und erblicken in dem Relief eine Illustration zu jener schönen Dichtung Schillers, in welcher Ceres das Volk belehrt: Nur durch Sitte könnt ihr frei und mächtig sein.

Wir durchwandern schnell die folgenden Säle mit ihrem reichen Inhalt und suchen die Grabstelen auf, welche hier gesammelt sind, indem wir zugleich der besonders schönen Grabreliefs uns erinnern, welche, gehörig verwahrt, in der aufgedeckten Gräberstraße am Dipylon verblieben sind. Welche Verschiedenheit bei der Darstellung des einen Motivs: Scheiden thut weh! Der Verstorbene wird sitzend dargestellt, einmal hinsinkend; die Nächststehenden sagen ihm Lebewohl, Eltern, Gatten, Kinder, auch das Hündchen fehlt nicht, welches an dem Sitzenden aufspringt, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; man will den Hinscheidenden noch eine letzte

Liebe beweisen, indem man ihnen etwas mitgiebt, was sie gern gehabt haben, beispielsweise ein Schmuckkästchen.

Ist es nicht Kunst im eigentlichen Sinn, sondern Kunsthandwerk, was wir hier vor uns haben, so waren die Alten doppelt zu beneiden, daß bei ihnen die Kunst so tief ins Handwerk hineindrang. Aber nicht nur von dem in weiten Kreisen damals heimischen Kunstsinn zeugen diese Grabstelen, sondern sie lehren uns das griechische Volk von einer Seite kennen, nach welcher es sich uns sonst verhüllt: sie zeigen uns das Gefühlsleben der alten Hellenen, insbesondere die Innigkeit der nächsten Familienbeziehungen. Hier steht neben der Dahinziehenden der Mann, das Kinn mit der Hand stützend, tief in trauernde Gedanken versunken, während er in das Leere vor sich starrt; dort drängen sich die Eltern und die jungfräuliche Schwester noch einmal um die kleine Eukoline, deren Köpfchen die Mutter zärtlich zu sich aufrichtet; da steht die Dienerin vor der sterbenden Herrin, still, aber auf das Schmerzlichste bewegt durch die Gedanken, ihr den letzten Dienst erweisen zu müssen. Aber der Schmerz ist überall nur in gemäßigter Weise angedeutet, nicht bis zur Profanation verdeutlicht, so daß man an Lenaus Wort erinnert wird:

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht weiß, uns sanft vorüberführt,
Das halt' ich für der Zauber größten,
Durch den uns die Antike rührt.

Es bleibt uns noch das Museum auf der Akropolis, ein Gebäude, welches tief gelegt und niedrig gehalten

ist, damit es nicht von unten her gesehen werden kann und den Anblick des ehrwürdigen Burgberges in seinem Trümmerkranze abändert.

Nichts kann uns hier so sehr anziehen, als die Skulpturen vom Parthenon, vor allem die Reste des Frieses, welcher sich um die Cella und ihre Vorhallen in einer Länge von ungefähr 560 Fuß herumzog. In flachem Relief stellte derselbe den Festzug der großen Panathenäen dar, welcher der Göttin das Gewand überbrachte, mit dem ihr alterthümliches Holzbild geschmückt wurde. Das Modell zu dieser Kunstschöpfung wurde in kleinerem Maßstabe ohne Zweifel von Pheidias selbst hergestellt; die Ausarbeitung muß er seinen Schülern überlassen haben, von welchen wir uns den größten Künstler des Alterthums ähnlich umringt zu denken haben, wie Vasari von Rafael sagt, daß, wenn er von seinem Hause nach dem Vatikan ging, ihn wohl an fünfzig Maler, alle gut und tüchtig, umgaben, die ihn wie einen Fürsten durch ihr Geleit ehren wollten. Daß der größte Theil des Frieses in das britische Museum hat wandern müssen, ist allbekannt. Doch ungefähr der sechste Theil desselben findet sich noch hier, allerdings oft sehr unvollkommen erhalten. Wir sehen hier die Versammlung der zwölf Götter, von welchen freilich nur einzelne mit Sicherheit zu bestimmen sind, wie Zeus, dessen Stuhl allein eine Lehne hat, Ares, sitzend wie in der Villa Ludovisi in Rom, aber ungleich nachlässiger. In tiefer Ruhe, die Göttinnen in unvergleich schön hängenden und fallenden Gewändern, sehen die Olympier dem Zuge entgegen, selbst von den Theilnehmern

an demselben nicht gesehen. Im Zuge bewundern wir sittsame Jungfrauen in feierlichem Schritte, dagegen Jünglinge auf muthigen Rossen, die sich kaum der Langsamkeit der Prozession fügen wollen (wie mannigfaltige Bildungen von herrlichen Roßköpfen!); neben den Reitern, welche mit Mühe ihr Roß zügeln, Andere, welche abgestiegen sind; Einer läßt sich, während sein Pferd ruhig stillhält, von einem Knaben an seinem Ueberwurf etwas nesteln. So hat der Künstler hier die Gelegenheit gefunden, die Welt des Glaubens und der frommen Sitte, das breite Feld des alltäglichen Lebens bis zum Genrebilde und selbst ein Stück der Thierwelt miteinander zu einem kostbaren Diadem zu verweben, mit welchem er das Heiligthum der Göttin umschlungen hat.

Reste der Metopen vom Parthenon und des Reliefs vom Niketempel betrachten wir im Vorübergehen; auch sie sind unter den Einwirkungen des Pheidias entstanden, wenngleich er die Fertigstellung der letzteren nicht mehr erlebt hat. Uns ruft noch ein merkwürdiger Saal, eine Sammlung von Statuen und Büsten archaischen Charakters, Athenapriesterinnen darstellend. Diese schönen Kunstwerke, erst vor vier Jahren gefunden, stellen uns den Uebergang von der älteren Kunst zu der eigentlich klassischen auf das deutlichste vor Augen. Im Jahre 480 vor Christo hatte man nämlich, um etwas mehr Raum zu gewinnen, eine Mauer um den Burghügel geführt und den Zwischenraum zwischen der Mauer und dem natürlichen Felsen durch den Schutt ausgefüllt, welcher von der unmittelbar vorhergegangenen Zerstörung durch die Perser herrührte; in diesem Schutt

fand man die hier gesammelten Statuen, welche also sicher der vorpersischen Zeit angehörten. Aber das stete Lächeln, das von den Aegineten her bekannt ist, verliert bei diesen Statuen das Unangenehme und Befremdliche; es ist hier nicht mehr das Lächeln der stumpfen Blödheit, sondern der Verlegenheit, mit welcher der Marmor kämpft, da er zum erstenmal das wundervolle Leben des menschlichen Angesichts darzustellen wagen soll; ja das Lächeln verliert sich ganz und weicht besonders bei einer Büste einem Ausdruck fast schmerzlicher Milde, der etwas ungemein Anziehendes hat.

In diesem Saale und im Akropolis-Museum überhaupt wird man dessen inne, welch ein Unterschied obwaltet zwischen den athenischen Sammlungen und allen übrigen in der ganzen Welt. Rom hat zuerst Griechenland geplündert, indem es sich die auf den ersten Blick hinreißenden Meisterwerke, wenn auch nur in Nachbildungen, zu verschaffen suchte, und in ähnlicher Weise sind auch die Sammlungen von London und Paris zustande gekommen. Ihr Inhalt ist daher ein zufälliger; trotz ihres Reichthums ermöglicht er keine Anschauung davon, wie die griechische Kunst erwachsen ist. Hier aber stehen die Denkmäler der Kunst in zusammenhängender Reihenfolge vor uns, und wir machen ihren Entwickelungsgang mit durch. Und wenn wir anderswo von Bewunderung überwältigt werden, hier fühlen wir uns heimischer, denn die Kunst nimmt uns in ihre Werkstatt auf und weiht uns — nicht nur den Künstler und Kunstforscher, sondern bis zu einem gewissen Grade auch den einfachen Kunstfreund — in die Geheimnisse ihres Werdens ein.

Beim Hinausgehen sehen wir Arbeiter beschäftigt, große Giebelfeldkompositionen, gleichfalls in der eben bezeichneten Schuttmasse gefunden, zusammenzusetzen; uns fällt bei diesen recht alterthümlichen Bruchstücken die sehr bunte Bemalung auf, welche übrigens auch an sämtlichen Statuen der Athena-Priesterinnen und überhaupt an den Kunstwerken des Akropolis-Museums sich findet. Diese Bemalung scheint sich keineswegs die Natur zum Vorbild genommen zu haben, denn z. B. die Mähnen der Pferde sind zuweilen roth oder gar blau; man scheint also, wenn die Farben nicht etwa im Laufe der Jahrtausende sich merkwürdig verändert haben (was kaum anzunehmen ist), besonders auf das Verhältniß der Farben untereinander geachtet zu haben. Uebrigens scheinen Roth und Blau auf Marmor und ähnlichem Gestein von der alten Kunst mit Vorliebe angewandt worden zu sein; die Keramik hingegen zog weniger entschiedene Farben vor.

11. Eleusis.

Keinen meiner Wege in Griechenland hatte ich mir vorher so gern ausgemalt, als denjenigen, welchen ich von Athen nach Eleusis zu machen gedachte, ein später Nachfolger des Festzuges, welcher zur Feier der großen Eleusinien die heilige Straße dahin wallfahrtete. Am Nachmittage eines Septembertages zog man die Gräberstraße am Dipylon hinaus; die Priester voran, also zuerst der aus dem altadeligen Geschlecht der Eumolpiden erwählte Hierophant, ehrbaren Wandels,

hoch und schön von Gestalt, von starker Stimme, ehelos seit Antritt seines Amtes, zu dem er durch eine Taufe geweiht wurde, bei welcher er seinen alten Namen verlor und einen neuen erhielt. In Feierkleidung folgten die in die Mysterien Eingeweihten und die, welche die Weihe noch empfangen sollten; aber es war doch keine steife Prozession, sondern es schloß sich die Menge an, welche das Bild des Jakchos (Dionysos) jubelnd umschwärmte. Man hielt sich auf dem Wege, den man in vier Stunden hätte zurücklegen können, unter fröhlichen Scherzen auf, bis die Nacht hereingebrochen war; dann leuchtete der Fackelglanz im Meerbusen von Eleusis wider, und man erkannte die Nereiden, welche in den Fluthen an der Feier theilnahmen. Dem fröhlichen Anfang folgte hernach eine ernste Fortsetzung durch die Einführung in den Schmerz der Demeter um ihre geraubte Tochter; durch irrendes und ermüdendes Umherlaufen in der Dunkelheit suchte man sich in die Empfindungen der unglücklichen Mutter hineinzuversetzen, bis endlich unter Lichterscheinungen die Schrecken vergingen, heilige Hymnen und Darstellungen die gebeugten Geister aufrichteten, und den Eingeweihten Aporrheta, d. h. unsagbare Dinge mitgetheilt wurden. Welcher Art dieselben auch gewesen sind, die Edelsten unter den Griechen fanden in ihnen Trost; wie z. B. Sophokles ausruft:

Die Sterblichen. die diese Weihungen durchlebt,
Sind dreimal selig. führt ihr Weg zum Hades sie;
Für sie allein ist Leben in der Unterwelt,
Doch für die andern grause Drangsal nur und Noth.

Ja, wenn wir den frommen Plutarch beim Wort nehmen dürfen, übten die Mysterien sogar eine erziehende Wirkung auf die Jugend aus; wenn die Jünglinge unruhig und lärmend in die Mysterien eingetreten sind, sagt Plutarch, nehmen sie alsbald ein anderes Wesen an, werden still, der Gottheit gehorsam, demüthig und sittsam.

Aber anders, als ich es mir ausgemalt, gestaltete sich unsere Reise nach Eleusis; die weihevolle Stimmung wurde bald gestört. Wir hatten uns einen Wagen genommen, freilich dem Gesetz zuwider, durch welches der Redner Lykurgos untersagt hatte, die heilige Straße zu fahren; da wird das eine der beiden Pferde nicht weit von Athen von einer Trella ergriffen, von einem Wuthanfalle, in welchem es den Kutscherbock und eine der Laternen entzweischlug. Der Kutscher erwies sich der Situation durch große Geduld gewachsen, und es gelang nach einer Viertelstunde, das Pferd zu beruhigen und die Fahrt fortzusetzen, bis wir zu der kanonischen Kaffeeschenke am Paß von Daphni kamen. Es giebt nämlich eine Anzahl einfacher Schenken in der Umgebung von Athen, deren Besuch, wie es scheint, jedem Kutscher durch ein, wenngleich ungeschriebenes, Gesetz geboten ist; am merkwürdigsten erscheint dies dem Reisenden, wenn er vom Peiraieus nach Athen hinauffährt, und der Kutscher auf dieser kurzen Fahrstrecke, aller Ungeduld seines Fahrgastes ungeachtet, anhält, um sich und seine Pferde zu stärken.

Hier am Daphni-Paß, welcher das Aigaleosgebirge, das die athenische und die eleusinische Niederung trennt,

in eine nördliche und südliche Hälfte scheidet, war der Aufenthalt nicht unangenehm. Denn unfern der Schenke liegt das Daphni-Kloster. Einst war an dieser 1600 Fuß über dem Meer gelegenen Stelle, damals Korydallospaß genannt, ein Heiligthum des Apollon errichtet. Apollon wird vielfach Delphinios genannt, vielleicht weil er im Geleit von Delphinen über das Meer eingewandert ist; der Gedanke liegt nahe, daß der heilige Daphnios, welchem dieses Kloster schon im elften Jahrhundert geweiht erscheint, kein anderer ist als ein verkleideter Apollon, denn der Klosterheilige wurde von den Franken, welche das Kloster zur Zeit des lateinischen Kaiserthums in Konstantinopel besetzten, Dalphinus genannt. Um diese Wende des Mittelalters ging das Kloster aus dem Besitz der griechischen (basilianischen) Mönche in denjenigen der lateinischen (Cistercienser) über. Zu der Zeit der letzteren diente die Klosterkirche einigen der angesehensten Geschlechter zur Familiengruft; so wurde Walther von Brienne, Herzog von Athen, hier bestattet, nachdem er in einer unglücklichen Schlacht (1311) gegen das „glückliche Heer der Franken in Romania" d. h. gegen die katalanische Räuberbande gefallen war, womit die französische Herrschaft in Athen zu Ende ging. Heutzutage liegt das Kloster still; es sollen hier noch einige Nonnen hausen, von welchen wir keine gesehen haben. Wohl aber sahen wir im Klosterhofe und in der Klosterkirche Denkmäler vieler Jahrhunderte. Im Klosterhofe erzählen manche Marmorstücke von dem alten Apollonheiligthum, das hier, und dem Aphroditetempel, der in der Nähe stand; die Goldmosaik in der Kuppel

der Kirche erzählt von altbyzantinischer Kunst; ein Marmorsarkophag mit dem Lilienwappen erzählt von der Herrschaft der Franzosen, und die Mauern, welche das Kloster umschließen, erzählen von den jahrhunderte-langen Besorgnissen der Klosterbrüder vor Seeräubern und Türken. Der ganze Gebäudekomplex ist noch immer bedeutend und malerisch.

Sowie wir abfuhren, leuchtete uns das Meer entgegen, welches das Gestade von Eleusis bespült. Rasch ging es zur Küste hinunter, vorüber an zahlreichen alten Votivinschriften in der Felswand, an Geleisen, welche in den Stein gearbeitet waren, um die heilige Straße desto breiter zu machen, an den Teichen, in welchen einst nur die eleusinischen Priester fischen durften. Weiter führte uns unser Weg am Gestade entlang, wo das bewegte Meer Schaumköpfe zeigte; links lag die Insel Salamis mit ihrer doppelten Erhebung, welche sich dem Gedächtniß ebenso unvergeßlich einprägt wie das Profil von Capri, geradevor die Kerata oder Hörner, welche Megaris von Attika trennen, und zur Rechten das Albanesendorf Levsina, welches in allen Reisebeschreibungen als armselig bezeichnet wird, während es auf uns keineswegs einen besonders ärmlichen Eindruck machte. Wir sind im Wirthshaus; wir machen einen mißlingenden Versuch, mit dem Wirthssohn Schkyp zu sprechen, d. h. albanesisch, jene merkwürdige Sprache, welche vom Altillyrischen die letzte Enkelin sein soll. Aber unser Gruß: Mire ditta — wird nicht verstanden, und wir thun unser Verlangen auf Neugriechisch kund, eilen aber dann zu den Ruinen.

Eleusis heißt Ankunft. Welch ein schöner Ankunftsort für Diejenigen, welche auf dem Seewege herzuzogen! Das Meer ist beinahe zu einem Binnensee abgeschlossen durch die davorliegende Insel Salamis, welche augenscheinlich mit ihren hohen Bergen die von Westen und von Osten an sie herantretenden Gebirge des Festlandes fortsetzt; und hinter diesem Ankunftsort dehnt sich die thriasische Ebene aus; hier mußten, wenn irgendwo, Poseidon und Demeter verehrt werden. Aber jenseits des Aigaleos erstarkt Athen durch Zusammenziehung der benachbarten Ortschaften; umsonst wehrt sich Eleusis gegen die mächtiger werdende Stadt mit ihrer stolzen Burg. Endlich wird ein Vertrag geschlossen. Athen wird der politische, aber Eleusis der religiöse Mittelpunkt von Attika. Und zwar tritt der Kultus des Poseidon zurück, wie überall in Griechenland, so auch hier, zumal Eleusis auch nicht mehr selbständige Seemacht bleibt; aber die Verehrung der Demeter zeigt sich fähig, die tiefsten Gedanken in sich aufzunehmen, welche die menschliche Hoffnung aus sich selbst herausgesponnen hat, und in Beziehung auf sie bekommt nun der Name Eleusis eine heilige Bedeutung, es handelt sich nun um den Advent der Göttin. Denn der Same, dessen Aussaat Demeter die Menschen gelehrt hat, ist in seinem Sterben und Auferstehen ein Sinnbild für den Sieg der unsterblichen Seele über den Tod, welches auch der Apostel Paulus nicht verschmäht; ein damit nahe verwandtes Sinnbild, im Orient und besonders in Aegypten hochgefeiert, der Untergang des Pflanzenlebens überhaupt im Wechsel des Jahres und sein Wiedererstehen, war dargestellt

in dem Mythus von der Kore, welche ihrer Mutter Demeter geraubt und von derselben nach schmerzvollem Suchen wiedergefunden wird. Solche Unsterblichkeitshoffnungen konnten aber nicht gepredigt werden; gepredigt werden kann nur das Thatsächliche, doch hier handelt es sich nicht um Thatsachen, sondern um Sinnbilder. Sinnbilder können nur dichterisch dargestellt werden; episch geschieht es in dem Hymnus auf Demeter; aber die vollendete Darstellung ist die dramatische; die Verwendung der dramatischen Darstellung im Gottesdienst ist dem Charakter des griechischen Volkes entsprechend; selbst der christliche Gottesdienst trägt in der morgenländischen Kirche einen dramatischen Charakter. So waren denn die Eleusinien dramatische Darstellungen des Schmerzes der Demeter über den Raub ihrer Tochter, wie auch ihrer Freude über den Wiedergewinn derselben, hiermit aber Darstellungen des Hindurchganges des Lebens durch den Tod, der Aufeinanderfolge von Abschied und Wiedersehen; doch so, daß jeder Geweihte an der Darstellung thätig theilnahm, Niemand bloßer Zuschauer war. Freilich nur jeder Geweihte, denn so zart blieben doch immer die Fäden, durch welche man hier das Jenseits mit dem Diesseits zu verknüpfen suchte, daß man sie äußersten Fleißes vor jeder Profanation behüten mußte; daher der esoterische Charakter der eleusinischen Mysterien.

Auf dieser seiner Höhe nähert sich das Heidenthum dem Christenthum; dies drückt sich deutlich selbst in dem charakteristischen Bau des Weihetempels in Eleusis aus. Tempel sind sonst Wohnungen der Götter, wäh-

rend Kirchen Versammlungsräume für die Gemeinde sind; hier wird der Tempel Sammelplatz einer andächtigen Gemeinde, hier verinnerlicht sich der Tempel, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, wie das Heidenthum selbst. Seine Grundfläche bildet fast ein Quadrat, dessen Seiten 180 bis 190 Fuß lang sind; eine Säulenhalle nahm die ganze Vorderfront des Gebäudes ein; sechs Säulenreihen im Innern bildeten fünf Querschiffe. Ueber diesem Raum für die Gemeinde erhob sich noch ein Stockwerk, welches von der Bergseite aus betreten wurde, in welche der Tempel zum Theil hineingelegt ist. Dieses obere Stockwerk nahm nicht den ganzen Raum der Weihehalle ein, da inmitten des Oberbaues dem großen Versammlungsraum einfallendes Licht zugeführt werden mußte; oder sollte dieser Raum an sich dunkel gewesen, nöthigenfalls durch Fackellicht erleuchtet worden sein? Es hätte wohl zu den eleusinischen Gottesdiensten gestimmt. Aber jedenfalls ist hier in Eleusis, wie beim Kirchenbau der christlichen Zeit, der Innenraum der wichtigste gewesen.

Man will in den Trümmern Reste von fünf verschiedenen Tempelbauten gefunden haben, welche einander gefolgt sind. Deutlich erkennbar sind noch die Spuren eines Tempels, welcher in der nordöstlichen Ecke des jetzigen lag und ähnlich wie dieser konstruirt war, aber nur den vierten Theil seiner Größe hatte; es ist derjenige, welcher von den Persern 480 zerstört wurde; hernach soll Iktinos auch hier seine Kunst bewährt haben; doch ist später manches abgeändert, manches hinzugefügt worden. Denn die Mysterien verloren nicht

ihre Anziehungskraft für hoffnungsdurstige Menschenherzen; nur daß sie hernach viele Konkurrenz erlitten durch allerlei asiatische Geheimdienste. Valentinian gedachte 364 die eleusischen Feiern, besonders die nächtlichen, zu untersagen, doch Praetextatus, der Statthalter von Achaja, bewog ihn, das Verbot zurückzunehmen, weil das Leben der Griechen ganz unerträglich sein würde, wenn sie ihrer heiligsten Festfeier beraubt werden würden. Aber um 395 wollte Niemand aus dem uralten Eumolpidengeschlecht es ferner wagen, das Amt des Hierophanten zu bekleiden; so wurde das Heidenthum an sich selber irre. Was half es, daß man einen fremden Eindringling zum Hohenpriester wählte? Die Stürme der Völkerwanderung stürzten alsbald den Weihetempel, wie sie allen Glanz des alten Hellenenthums verwehten. Ein unbekanntes Geschlecht baute seine Hütten in den heiligen Raum hinein, und der Tempel auf der nächsten Höhe, welcher dem Triptolemos geweiht gewesen war, wurde unter den Schutz des heiligen Zacharias gestellt.

Wir sitzen vor der Thür dieser Kapelle und haben gute Muße, auf dem Trümmerfelde und der uns umgebenden Landschaft unsere Blicke ausruhen zu lassen. Die Reste des Tempels bieten einen verworrenen Anblick; es ist schwieriger, als sonst, sich aus ihnen mit einiger Wahrscheinlichkeit den Bau zu rekonstruiren; doch unterliegt keinem Zweifel, daß er den Eindruck ernster Würde gemacht haben muß. Nördlich vom Tempel liegen verschiedene Thorbauten aus der römischen Kaiserzeit. Diesen stillen Zeugen des Alterthums gegen-

über steht westlich ein ansehnlicher Thurm als Denkmal des Mittelalters; am Meeresufer entlang aber erstrecken sich Fischerwohnungen, das sind hier die Schöpfungen der Neuzeit. Wie in allen Zeitaltern wogt auch jetzt noch in der gesegneten Ebene das Getreide, die demetrische Frucht, wie unsere peloponnesischen Führer mit einem Anflug von Bildung zu sagen pflegten. Auch rauschen noch die tiefdunklen, schaumgekrönten Wogen wie einst; wer ihre Sprache verstände, könnte die alte Erzählung von der Schlacht von Salamis heraushören. Auf einem Vorsprung des Aigaleos, den wir vorhin beim Daphni-Paß kreuzten, stand der Thronsessel des Xerxes auf silbernen Füßen; wie ein Schulmeister examinirte der Großkönig seine Krieger, deren Tapferkeit oder Feigheit die Schreiber um ihn her zu Protokoll nehmen mußten; dort drüben von den kahlen und braunen Felsen der bergigen Insel blickten die Frauen und Kinder der Griechen hinab auf den Kampf, der ihnen Sklaverei und Tod oder Freiheit bringen sollte. In diesem scheinbaren Binnensee dort unten glaubten die Perser die griechische Flotte eingeschlossen zu haben; beide Ausgänge desselben waren besetzt.

Als nun der Tag mit seinem leuchtenden Gespann
Die Landschaft ringsumher in Strahlenglanz gesetzt,
Da braust zuerst gewaltig von der Griechen Schaar
Ein frommer Sang herüber, deutlich aber schallt
Vom Felseneiland, einer Antwort gleich, zurück
Der Widerhall; doch die Barbaren allzumal
Faßt bange Furcht; denn nicht, wie sie's gedacht, zur Flucht
Ruft die Hellenen jetzt der hehre Lobgesang,
Nein, in die Schlacht zu stürmen mit getrostem Muth;

Allseitig heißt es: Söhne der Hellenen, drauf,
Befreit das Vaterland, befreiet Weib und Kind,
Befreiet auch der angestammten Götter Sitz
Und eurer Ahnen Gräber — alles gilt der Kampf!

Und als die so muthig begonnene Schlacht, gleich muthig fortgesetzt, die Griechen zum Siege geführt hatte,

Laut schrie da Xerxes, als er sah so schweres Leid —
Er thronte, wo er weithin Alle übersah,
Auf einem Hügel, der das Salzmeer überragt —
Sein Kleid zerriß er, und mit schrillem Jammerlaut
Entwich der stolze Mann in würdeloser Flucht.

Das war der 20. September 480, nach griechischem Kalender der Tag, an dessen Abend der Festzug von Athen seine Fackeln im Meerbusen von Eleusis leuchten ließ. Und der fromme Glaube der Hellenen meinte, über der thriasischen Ebene die Züge der Götter bemerkt und ihren Ruf gehört zu haben, mit welchem sie sich ermunterten, ihren Verehrern beizustehen.

Der jene dichterische Beschreibung der Schlacht bei Salamis gegeben hat, war auch ein Sohn von Eleusis; und wenn diese Fluren dort unten uns geweiht erscheinen durch das Andenken an die Mysterien, so denken wir doch auch gern daran, daß hier der Mann groß geworden ist, welcher zum ersten Mal das Drama der Griechen auf weltgeschichtliche Höhe hob: Aischylos. Er nennt sich selbst einen Zögling der Demeter und betet:

Demeter, die du mich gebildet hast, verleih',
Daß stets ich deiner heil'gen Weihen würdig sei —

sein Leben und seine Kunst wurzelten in den ernsten Festfeiern dieser Göttin. Der Kern dieser Feiern wird

geradezu „heiliges Drama" genannt; Aischylos vervollkommnete die sehr einfachen Anfänge dessen, was wir gewöhnlich Drama nennen, aber er bewahrt den tiefernsten und frommen Sinn; seinen Trost findet er in seinem Glauben:

Den Grambeladenen pflegt die Gottheit nah zu sein;

aber er fühlt auch die bindende Kraft dieses Glaubens, die sich mit nichts vergleichen läßt:

Hab' alle Welt zu Feinden, nur die Götter nicht;

und indem er diesem absoluten Abhängigkeitsgefühl nachsinnt, kommt er zur Ahnung des einzigen Gottes:

Zeus ist die Erde, Zeus der Himmel, Zeus die Luft:
Ja Zeus ist Alles, und, was über Allem, Zeus.

Damals ist das Theater nicht bloß, was man im vorigen Jahrhundert wieder aus ihm hat machen wollen, moralische Anstalt, sondern Kirche, der dramatische Dichter ist der Prediger der Volksgemeinde. Und dennoch kannte Aischylos noch einen höheren Ruhm, als den, der gefeierte Dichter zu sein, der Schöpfer der vollkommneren Dramatik. Auf seinen Grabstein ließ er keinen Hinweis auf seine dichterischen Werke setzen, nur das rühmte er von sich, daß er gegen die Perser mitgekämpft habe. So viel mehr galt es den Griechen aus der Zeit der Perserkriege, ein Mann zu sein, als ein großer Geist.

Auch Eleusis hat sein Museum, und sein Museum hat sogar ein Fremdenbuch. Wir tragen unsere Namen

in dasselbe ein, nachdem wir den Haufen von Marmor- und Thonfragmenten etwas näher angesehen haben, der hier ohne Ordnung durcheinander liegt. Und nun lustwandeln wir noch eine Zeitlang auf dem Hügelrücken, in welchem die alte Akropolis von Eleusis sich fortsetzt, und suchen und finden ein altes Kuppelgrab. Dann bringen wir noch ein Viertelstündchen am Meeresufer zu, über welches der frische Abendwind zu streichen anfängt.

Inzwischen ist die Stunde der Abfahrt herangekommen. Fast allzuschnell, in zwei kurzen Stunden fliegt unser Wagen zurück nach Athen. Kurz ehe wir in die Stadt kommen, öffnet sich ein schöner Ausblick auf den Peiraieus. Wiederum begrüßt uns die Akropolis von ferne, und beim Theseion führt uns unser Weg nahe vorbei. Athen ist in der abendlichen Stunde voll Lebens, und der stillen Landschaft gegenüber, von welcher wir kommen, wird uns das laute Treiben in der Hermesstraße doppelt auffällig. Auf dem Verfassungsplatz strahlt das elektrische Licht, und in unserem Gasthof stehen die Kellner bereit, wie immer, mit ihren Wedeln uns den Staub von den Füßen zu wischen. An der abendlichen Tafel hört man Deutsch, Neugriechisch, Französisch, Englisch, Italienisch, selbst Rumänisch durcheinander. Eleusis liegt jetzt wieder in weiter Ferne.

12. Dekeleia und Sunion.

Ganz andere Eindrücke empfingen wir von unsern Ausflügen an den beiden nächsten Tagen.

Am 17. Mai fuhren wir sogleich nach dem ersten Frühstück zunächst nach Patisia, das in den Reisehandbüchern gewöhnlich mit dem Ehrentitel eines deutschen Bierdorfes versehen wird; weiter die attische Ebene hinauf nach Nordosten, bis sie zwischen dem Parnes und dem Pentelikon ins Bergland ausläuft. Links ließen wir Acharnai liegen, und gedachten an Aristophanes, welcher die Kohlenbrenner aus diesem Gau weltberühmt gemacht hat; rechts Kephisia, noch immer reich an Baumwuchs und Wasser, wie einst, da Aulus Gellius die Sommerhitze daselbst überwunden hat. Wir aber litten empfindlich unter derselben, indem wir auf der Landstraße dahinfuhren, auf welche jüngstangepflanzte Bäumchen nur spärlichen Schatten warfen. Um so köstlicher war der Genuß eines Parkes, in welchen wir in einer Entfernung von etwa viertehalb Meilen von Athen gelangen; ganz ausgezeichnete Exemplare von Laub- und Nadelholzbäumen fand man hier in größerer Fülle als irgendwosonst in Griechenland. Endlich erquickten wir uns in der Laube eines einfachen Wirthsgartens und setzten zu Fuß unseren Weg fort, welcher uns dann bald durch einen wohlgepflegten Park an ein zum Theil in Epheu verborgenes Lustschloß führte. Hier ist die Sommerresidenz der Königsfamilie, nachgeahmt einem russischen Jugendaufenthalt der Königin, welche bekantlich eine russische Prinzessin war. Es ist eine nordische Landschaft im Süden, welche hier mit viel Geschick und Erfolg nachgeahmt ist; doch wechseln die uns aus der Heimath wohlbekannten Bäume mit Cypressen ab, mit Maulbeerbäumen, an deren reifen Früchten wir viel

Gefallen fanden, mit Oleandern in voller Blüthenpracht; in der Mittagsstunde duftete alles wundersam. Dazu eröffnete sich ein herrlicher Blick auf die attische Ebene bis Athen und über die Akropolis hinaus auf den saronischen Meerbusen; diese Aussicht von dem Schloß aus muß in abendlicher Stunde bei dem ganzen Farbenreichthum eines griechischen Sonnenunterganges entzückend sein, gleich einem schönen Traum.

Wir machten einen mehrstündigen Spaziergang, zunächst auf einer sehr bequem ansteigenden Fahrstraße, unter dem Rauschen eines am Wege entlang geführten Baches, und gewannen unterwegs reiche Jagdbeute an Käfern. Zuletzt kamen wir an eine Wassermühle, welche durch ein Flüßchen getrieben wurde, das dicht unter ihr in ein Bassin stürzte; in den Rand desselben waren allerlei Marmortrümmer vermauert. Jetzt ging es auf beschwerlichem Pfade den Berg hinan, zum großen Theil durch Wald. Eine Höhe lockt immer von der anderen hinweg; wie weit wir gekommen sind oder wie hoch, weiß ich nicht anzugeben, da in der Einöde uns Niemand begegnete, der uns irgend einen Ortsnamen hätte angeben können. Jedenfalls erreichten wir hier wiederum schöne Aussichtspunkte, und zwar nach der Seite, welche Athen gegenüber liegt. Denn hier öffnet sich der Parnes, so daß man in die Ebene Diakria hinübersieht, in deren südlichem Theile die Schlacht bei Marathon geschlagen wurde. Jenseits einer Wasserlinie aber, in welcher wir den Euripos erkannten, stiegen die zahlreichen Berge von Euboia auf.

Die Ebene, auf welche wir hinausblickten, erinnerte uns an Griechenlands und Athens Größe, aber der

Bergpaß, auf welchem wir uns befanden, an Athens Fall. Denn das ländliche Schloß, Tatoion genannt, liegt in dem alten Gau Dekeleia traurigen Andenkens. Als im Verlaufe des peloponnesischen Krieges die Expedition der Athener nach Sicilien so ungünstig verlief, setzten die Spartaner sich auf den Rath des Alkibiades an dieser Stelle fest und unterbanden die Ader, welche den Athenern die Vorräthe von Euboia zuführte. Wir sind hier recht imstande, das Unglück zu ermessen, welches für die Athener in der Besetzung dieses Punktes lag. Die Ebene Diakria und die reiche Insel Euboia war verloren; selbst abgesehen von dem realen Verlust war es schon unheimlich, die Feinde stets an einem Punkte des Horizonts zu wissen, von welchem sie nach der verhaßten Stadt ausspähten; Böswilligen und Ungetreuen war damit auf das bestimmteste der Ort gewiesen, wo sie darauf rechnen konnten, mit offenen Armen aufgenommen zu werden; und wirklich entliefen die athenischen Sklaven ihren Herren zu Tausenden und flohen nach Dekeleia. Noch blieb den Athenern das Meer; als aber ihre Flotte in der Schlacht bei Aigospotamoi vernichtet war und Lysandros sich vor den Peiraieus gelegt hatte, da zog die spartanische Besatzung, welche neun Jahre oben in Dekeleia gelauert hatte, herunter, um Athen von Norden und Osten anzugreifen. Und es währte nicht lange, so konnte Lysandros nach Sparta die Nachricht senden: Athen genommen. Und Sparta antwortete: Genommen genügt. Denn die wüthendsten Feinde Athens forderten, man sollte den Boden der erlauchten Stadt zur Viehweide machen.

An den Ausflug nach Westen (Eleusis) und nach Norden (Tatoion oder Dekeleia) schlossen wir am folgenden Tage einen dritten nach Südosten an, nach dem Vorgebirge Sunion. Der bedeutenden Entfernung wegen (fast neun Meilen) mußten wir uns zu einer Eisenbahnfahrt bequemen. Dieselbe brachte uns durch die Einsenkung zwischen dem Hymettos und Pentelikon, welche in die sogenannte Mesogia führt, dann in dieser Ebene zunächst an der Ostseite des Hymettos entlang. Nach fast dreistündiger Fahrt, welche uns größtentheils eine von Bergen eingerahmte, fruchtbare, besonders zu Oliven- und Weinbau benutzte Niederung zeigte, veränderte sich die Scenerie auf eine hier in Griechenland sehr seltene Weise; viele hohe Schornsteine qualmten, ein Zeichen, daß wir bei den Bergwerken von Laurion angekommen waren. Am Endziel der Eisenbahn sahen wir uns einen Augenblick in Verlegenheit; wir vermißten am Bahnhof die Möglichkeit weiterzukommen, da unser mächtiger Eßkorb — derselbe enthielt auch alles nöthige Tischgeräth — für die Fortsetzung unserer Reise ebenso nothwendig wie schwer transportabel war. Auch versprach die langgestreckte Stadt Laurion uns nicht viel Aussicht auf ein passendes Gefährt. Während wir untereinander überlegten, was zu thun sei, wurde ein Oesterreicher auf unser deutsches Gespräch aufmerksam und half uns mit vieler Herzlichkeit aus der Noth, indem er uns an den einzigen Deutschen von Laurion verwies, den Oberingenieur Schulte, welcher wahrscheinlich imstande sein werde, uns einen Wagen zu besorgen. So brauchten wir nur von den vielen kleinen Laurioten, welche uns

ihre Dienste anboten, einen zu beglücken, indem wir ihn als Führer und Träger in Dienst nahmen, und getrost schickten wir uns zu einem fast halbstündigen Wege zuerst durch die Stadt an, welche durchaus der neuesten Zeit angehört, mit theilweise italienischen Laden- und Wirthshausschildern, woraus wir abnahmen, daß ein Theil der Bergleute aus Italien zuzieht, dann an ausgedehnten Baulichkeiten entlang, welche zu den Bergwerken gehören, bis wir auf einem niedrigen Vorsprung anlangten, der sich ins Meer hinauserstreckt. Hier stand das Haus des Herrn Schulte, mit einer kleinen Vorhalle, von deren Schatten aus wir uns des schönen Ausblickes auf die See erfreuten.

Herr Schulte mußte erst herbeigeholt werden, und auch seine Frau war begreiflicherweise in der Vormittagsstunde nicht sogleich zu sprechen; wir aber saßen mit innigstem Behagen in der Vorhalle. Denn uns kam es schon recht heimathlich vor, daß, da es eben Sonnabend war, das Haus, wie es in der deutschen Heimath Sitte ist, der gründlichen wöchentlichen Reinigung unterzogen wurde; und als ein etwa zweijähriges Knäblein mit uns, freilich sehr schüchtern, deutsch zu reden anfing, war uns genugsam bezeugt, daß deutsche Sitte und Sprache hier sich fest und treu erhalte. Ja es erschien uns als ein ansprechender Gedanke, wenn auch wir als gute Deutsche uns hier ansiedeln würden, etwa auf der Insel, welche sich der Küste gegenüber lang hinstreckte und auf Ansiedler zu warten schien. Dem Einen von uns schien die Insel als Luftkurort eine bedeutende Zukunft zu haben, auch für die bürgerliche und kirchliche Verfassung

der Kolonie und für gute Schulen glaubten wir sorgen zu können. Doch haben wir den Plan aufgeben müssen, als wir hörten, daß sich auf der Insel kein Wasser finde. Zwar ließe sich Wein anpflanzen, aber Wasser, sagt Pindar, ist das Beste. Uebrigens war es die Insel Helena, über welche wir in Gedanken verfügt hatten; sie führt ihren Namen von der allbekannten Helena, welche einmal, sei es mit Menelaos, sei es mit Paris, hierhergekommen sein soll.

Inzwischen erschien Herr Schulte und hieß uns auf das freundlichste willkommen. Beim edelsten Wein belehrte er uns über die Verhältnisse der Silberbergwerke, und als auch seine Frau hereingekommen, gaben ihre Erzählungen uns ein liebenswürdiges Bild deutschen Familienlebens in einer äußersten Ecke Griechenlands, ähnlich in seiner Weise wie wir tags zuvor eine nördliche Waldlandschaft unter der Sonne Attikas gesehen hatten. Für alle unsere Wünsche aber wurde auf das gefälligste gesorgt. Denn uns wurde nicht nur unentgeltlich ein sehr bequemer Wagen zur Verfügung gestellt, sondern Herr Schulte führte uns selbst durch die weiten Räume hindurch, in welchen die Mineralien von einander gesondert werden, und erklärte uns den fortschreitenden Gang dieser Arbeiten. Vielfach handelt es sich nämlich darum, die ungeheuren Schlackenmassen, welche von den Alten weggeworfen wurden, weil sie nicht imstande waren, das in ihnen noch enthaltene Edelmetall zu gewinnen, mit den Mitteln der fortgeschrittenen Chemie und Bergbaukunst zu bearbeiten, um aus ihnen Silber, Blei und andere brauchbare Metalle zu sondern.

Die Arbeiter sind zum großen Theil Inselgriechen, welche auf eine Zeitlang, meist nur auf einige Monate, ihrer schönen Heimath Lebewohl sagen, um in diesen Räumen voll Dunst und Staub und sausenden Getöses Geld zu verdienen, worauf sie mit dem Erlös zurückkehren. Diese Inselgriechen sollen an Intelligenz die Griechen des Festlandes, wie auch die Italiener, weit übertreffen.

Ich freute mich, als wir nach eingehender Besichtigung der Schmelzhütten und ähnlicher Räumlichkeiten hinaus kamen in die herrliche Gotteswelt, in welcher das noch viel kunstvollere Getriebe, zu dem alles ineinandergreift, nicht so nackt und bloß daliegt, sondern überkleidet ist mit stiller Schönheit.

Auf wenig gebahnter Fahrstraße ging es entlang. Am Wege wurden wir aufmerksam auf eine in großen Mengen vorkommende Wucherblume, welche wir uns nicht erinnerten, bisher gesehen zu haben. Uns wurde mitgetheilt, daß, indem man die seit Anfang unserer christlichen Zeitrechnung und seit früher unberührt liegenden Schlackenhalden wieder aufgrub, der Same dieser Pflanze, welche seit Jahrtausenden hier ausgestorben gewesen war, wieder ans Licht gekommen sei und daß dann diese Pflanze sich in dieser Gegend schnell ausgebreitet habe. Die Blume gleicht einer großen Anemone von goldgelber Farbe, ihre Blätter gleichen denjenigen des Mohns; sie wird Serpierina genannt nach dem Wiederentdecker der Bergwerke von Laurion, Serpieri.

Uns glänzten nun bereits die schneeweißen Säulen des Athenatempels entgegen. Angesichts dieser Pracht

setzten wir uns auf der schattigen Veranda eines ländlichen Wirthshauses nahe am steilen Meeresrand nieder und hielten unser Mahl. Dann folgte der Aufstieg zu den Säulen, von welchen noch zwölf aufrecht stehen, davon neun in einer Reihe. Der laurische Marmor, aus welchem diese Säulen gebaut sind, unterscheidet sich von dem pentelischen dadurch, daß er nicht im Laufe der Jahrhunderte goldgelb wird, sondern schneeweiß bleibt. Dies ist allerdings theuer erkauft; denn ihm fehlt die Festigkeit anderer Marmorarten, so daß er seine scharfen Formen verliert; von Reliefs ist daher nicht viel mehr zu erkennen, auch die Kannelirung der Säulen hat sehr gelitten. Die Forscher wollen eine Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Theseion in Athen erkennen; den Laien ergreift dabei nur der Gegensatz zwischen den Trümmern von Sunion und jenem besterhaltenen Tempel des Alterthums. Dennoch kann Niemand es bereuen, das Heiligthum auf Sunion besucht zu haben; denn hier ist die ganze Natur, die es umgiebt, selbst der herrlichste Tempel. Ziemlich steil fällt das Vorgebirge hinunter in das tiefblaue Meer, das unten die Klippen malerisch ausgehöhlt hat. An einigen Stellen liegt der Horizont frei, so daß der Blick ins Unendliche hinausdringt; aber meist trifft er auf Inseln, deren hohe Gebirge sich hintereinanderschieben — links Euboia, rechts die Kykladen an der Ostseite des Peloponnes. Diese weite, mit schöngeschwungenen Berglinien eingefaßte, kräftig gefärbte Meeresfläche ist spärlich belebt von Schiffen, deren Segel wie weiße Tauben über der veilchenfarbigen Tiefe schweben.

Wir hatten schon sonst auf unserer Reise Gelegenheit gehabt, zu erkennen, wie die Lage der griechischen Tempel die hohe Empfänglichkeit der alten Griechen für Natureindrücke auf das unwidersprechlichste beweist. Schöner freilich lag wohl kein Tempel als dieser, das Heiligthum der Athena auf Sunion. Freilich spielten politische Motive in die Wahl dieser Oertlichkeit mit hinein. Die Stadt Athen wollte die Königin vor allem auch des Meeres sein, und die Inseln sollten ihr Tribut zollen. Daher schmückte sie ihr Land mit diesem Tempel wie einem prachtvollen Stirngeschmeide; so weit, wie wir hier hinaussehen in das Meer, so weit grüßten auch die weißen Säulen und kündeten Athens Frömmigkeit und Wohlstand an. Und zugleich war es wie eine Handlung der Dankbarkeit, wenn man diesen Ausläufer Attikas schmückte. Denn das benachbarte Laurion war die Schatzgrube Athens. Bis auf Themistokles wurden allerdings die Einkünfte der lauriotischen Silberbergwerke verschleudert; sie flossen nämlich in die Staatskasse, deren Ueberschuß an die Bürger vertheilt wurde. Einstmals lagen aber die Athener gegen die Aegineten in Krieg, welche, als hier am Vorgebiege Sunion das Fest des Poseidon gefeiert wurde, das heilige Schiff der Athener gekapert und damit eine Anzahl vornehmer Bürger gefangen genommen hatten. Daraus bewies Themistokles, wie nothwendig den Athenern eine Flotte sei, und wandte die Einkünfte der Silbergruben auf die Herstellung einer solchen; und was Aischylos als Grund des Wohlstandes der Athener bezeichnet, daß bei ihnen Silber in Bergesadern fließe, das wurde jetzt

die Quelle ihrer Macht, so daß zur Zeit, wo diese Quellen zu versiegen beginnen, wo die Bergwerke Thraciens eine größere Rolle zu spielen anfingen als diese heimischen, Athen entschieden auf den friedlichen Verkehr angewiesen wurde und die Kriegspolitik fallen lassen mußte. Aber in jenem halben Jahrhundert zwischen der Schlacht bei Salamis und dem peloponnesischen Kriege war Athen durch Laurion reich und mächtig und bezahlte seinen Dank, indem es der Athena den Tempel auf Sunion baute und unfern von demselben ein Theater in die felsige Küste hineinlegte, von welchem aus man den Wettkämpfen der attischen Dreiruderer zuschauen konnte. Aber von diesem Theater wie von dem Tempel des Poseidon sind nichts als ungewisse Spuren geblieben, nur die Säulen des Athenatempels blicken einsam hernieder auf das einsam gewordene Meer.

Wenn es noch einer Bestärkung für unseren Entschluß bedurft hätte, eine, wennschon kurze, Fahrt nach den Kykladen zu machen, so hätten wir eine solche gefunden in dem Blick, welcher sich uns von dem etwas über 200 Fuß hohen Vorgebirge auf diese Inseln eröffnete. Mit frischem Verlangen kehrten wir zu unserem Wagen zurück, der uns rasch nach Laurion brachte. Auf der ersten Station des Eisenbahnweges stieg Herr Schulte bei uns ein; er brachte uns eine mineralische Sammlung und leistete uns bis zu einer der folgenden Stationen Gesellschaft. Wir aber durften, als wir spät abends in dem traulichen Garten in der Stadionstraße, in welchem die Deutschen Athens sich

zusammenfinden, auf den Tag von Sunion zurückblickten, uns glücklich preisen, in den Kranz unserer Reiseerinnerungen wieder eine besonders eigenartige Blume hineingeflochten zu haben.

13. Die Kykladen.

Am Sonntag den 19. Mai abends gingen wir im Peiraieus an Bord, um unsere Kykladenfahrt zu machen. Zu unserer Ueberraschung trafen wir dasselbe Schiff und denselben Kapitän, die uns von Brindisi nach Korfu gebracht hatten. Schon damals hatten wir mit dem riesigen Kirios Pliarchos (Kapitän) gute Freundschaft geschlossen; so hieß er uns denn mit rollenden Augen und gewaltigem Handschlag willkommen.

Morgens halb vier Uhr hielt das Schiff im Hafen von Hermupolis, der Hauptstadt von Syra. Im Mondschein lag die bedeutende Stadt — sie hat wohl 25000 Einwohner — großartig bis zu bedeutender Höhe aufgethürmt; wir glaubten etwas so Schönes noch nicht gesehen zu haben. Auf dem Wasser war schon viel Leben, in den Straßen war es noch still, doch fand unser Barkenführer ein schon geöffnetes Kafenion. Während es hell wurde, besahen wir den wunderschönen, mit mächtigen Palmen geschmückten Platz vor dem großen, marmornen, noch nicht vollendeten Rathhaus; der herrliche Bau ist das zweckmäßigste Denkmal für den Gemeinsinn der Bewohner von Hermupolis, wie vor dem Rathhaus die Statue des Miaulis die beste Erinnerung an den Befreiungskrieg, welchem Hermupolis seine Entstehung ver-

dankt. Denn als die Türken 1822 Chios so grauenhaft verwüsteten, wie es Dimitrios Wikelas in seiner Novelle Lukis Laras ergreifend beschreibt, flüchteten die von 75000 christlichen Einwohnern geretteten 5000 zum größten Theil hierher. Seitdem blühte Hermupolis als eine durch die vortreffliche Lage ihres Hafens besonders begünstigte Stadt des Hermes schnell zur Hauptstadt aller Kykladen empor.

Von dem Platz vor dem Rathhaus stiegen wir eine breite Treppe hinan, von welcher die einzelnen Straßen abzweigen, bis wir, schon vor Sonnenaufgang in Schweiß gebadet, die hoch oben thronende griechische Kirche erreicht hatten. Die Stadt läuft nämlich oben in zwei Spitzen aus, von welchen die eine von einer römisch-katholischen Kirche gekrönt wird, die andere von einer griechischen Kirche. In die letztere, die dem heiligen Anastasios geweiht ist, trat ich ein; es war Niemand darin, als der Priester, welcher mit uns die Höhe erstiegen hatte und seinen heiligen Dienst verrichtete. Als ich wieder hinaustrat, war die Sonne aufgegangen; im hellsten Licht lagen, in eins zusammengehend, die beiden kleinen Inseln vor uns, welche heutzutage Delos heißen, dahinter größere Inseln mit höheren Gebirgen; unter uns die aus dem Schlaf erwachende Stadt mit ihren weißen Dächern, nach rechts hin das Bergland der Insel, röthlich braun und kahl. Doch wie wenig gelingt es mir, durch die Aufzählung einiger Theile der Aussicht den wunderbaren Gesamteindruck derselben zu schildern, da die Stille der Nacht mit dem ersten Sonnenglanz des Tages sich verband, und wie das

dunkle Meer, so auch die Berglandschaft in der Nähe und jenseits der Wogen hinter ihrer unfruchtbaren Außenseite ein Geheimniß zu bergen schien, während die blühende Stadt fröhlich sich rühmte, dem Lande wie der See ihre Schätze abzugewinnen! Während wir so uns ganz versenken wollten in das unvergleichliche Bild vor uns, wurden wir an die traurige Wirklichkeit erinnert durch ein menschliches Wesen, das dicht neben uns kauerte und uns häßlich angrinste. Es war eine arme Irrsinnige, welche uns die Treppe hinaufgeleitet hatte, von allen Seiten uns umflatternd wie ein böser Dämon; sie war mir sogar in die Kirche gefolgt, aber weder die Weihe des Heiligthums noch die Feier des Sonnenaufgangs draußen warf einen Strahl in ihr umnachtetes Gemüth.

Ziegenherden sprangen uns entgegen, als wir wieder zur unteren Stadt hinabstiegen, und wir ließen uns die Gelegenheit nicht entschlüpfen, die frischeste und reinste Ziegenmilch zu trinken. Unfern des Rathhausplatzes lud uns die geöffnete Hauptkirche zum Besuch ein; sie war geräumig und reinlich, der Gottesdienst ziemlich besucht, der Vortrag der Liturgie sehr eintönig. Noch hatten wir Zeit, uns in den Straßen am Hafen umzusehen; es war ein auffällig lebhaftes Treiben, ähnlich wie in Neapel am Strande von Santa Lucia. Alles schien hier käuflich zu sein; besonderes Glück machten die Brotjungen mit ihrer Ware, deren sich das Kunstgewerbe angenommen zu haben schien, so verschiedenartig und phantasievoll waren die Gestalten der frischen Brötchen; uns erkannten die Verkäufer natürlich

sogleich als Fremde, .redeten uns italienisch an und forderten das Doppelte des üblichen Preises. Wir kehrten endlich dem Gewühl der Hafengegend den Rücken mit der Ueberzeugung, daß die Menschen auf Syra mehr Sprungfedern in sich tragen, als andere Sterbliche.

Es war ein anderes Schiff, auf welches wir uns jetzt begeben mußten, und zwar hatten wir Grund, das erstere schmerzlich zu entbehren. Zugleich erhob sich Wind und es wurde recht kalt auf Deck. An einem Maientage inmitten der Kykladen zu frieren, war wenig nach unserem Sinn. Doch auch für solche Empfindungen fehlt es nicht an einem klassischen Vorbilde; Kallimachos nennt in seinem Hymnus auf Delos diese Insel

Windumbraust, vom Pflug nicht berührt, vom Meere geschlagen,
Häufig von Schwärmen besucht der flüchtig tauchenden Möven —

eine Beschreibung, welche auf Helgoland nicht weniger paßt als auf Delos. Also mußten wir die Farben, welche der rauhe Tag der altheiligen Insel versagte, unserseits hinzuthun, indem wir uns erinnerten, daß auf diesem kleinen Eilande der edelste griechische Gott, Apollon, geboren und von den Delphinen, welche auch unser Schiff in Zügen geleiteten, nach dem Festlande getragen sein sollte; daß hier der erste Lorbeer geschaffen sein und von hier seine Weihe in die nach ihm verlangende Welt gebracht haben sollte; daß jedenfalls der Schatz des attischen Seebundes von hier nach Athen gekommen ist, jene neuntehalb Millionen, mit welchen Perikles Athen, wie zur stärksten, so zur schönsten Stadt in Hellas zu machen verstand.

Schon lange haben wir Paros mit seinem etwa 3000 Fuß hohen Berge emporragen sehen und legen jetzt vor demselben an. Ein griechischer Kaufmann hat uns von den dortigen Alterthümern erzählt und dringend eingeladen, dort einige Tage zu verweilen. Wir thäten es gern, denn diese Inseln wie die folgenden sind für den, welcher an ihnen vorbeifahren muß, verschlossene Paradiese. Lachende Gestade darf man hier nicht erwarten, die Küste sieht ernst und, man möchte fast sagen, feindselig aus. Kein wohlbestellter Acker, kein grünes Weideland erfreut unser Auge, kaum ein einzelner Baum, kaum eine vereinzelte Ansiedelung. Aber wenn man über diese braunen Umwallungen hinwegkommen könnte, würde man Paros anders kennen lernen. Hat man nicht auch, wenn man unter Capris Felsenküste dahinfährt, das Gefühl, als müßte man rufen: Weh' dem Fremdling, den die Wogen werfen an den Unglücksstrand? Doch wer es wenigstens für mehrere Tage besucht, dem hat es sich für immer im Herzen festgepflanzt.

Wir verlassen Paros; vor dir ging der Stern des großen Marathonsiegers Miltiades unter; aber die Welt dankt dir deinen edlen Marmor und deinem Sohn Archilochos die Erfindung des iambischen Versmaßes, mit dessen scharfen Pfeilen er seine ungetreue Verlobte und deren Vater in den Tod gejagt haben soll. Sowie wir bis zur Nordspitze von Paros gelangt sind, steigt Naxos vor uns auf und ist bald erreicht. Auch diese Insel, deren Inneres von Wein trieft, seit Dionysos die Insel zum Hauptort seines Kultus erkoren, erscheint bei dem rauh

gewordenen Wetter unter dem unfreundlichen Himmel geradezu unwirthlich. Etwas abseits von der Stadt steht eine hohe Säule — oder ist es etwa ein Portal — und zeugt von vergangener Pracht; aber in ihrer Vereinsamung vermehrt sie noch den Eindruck der Verödung, sie ist verlassen wie — der Vergleich liegt zu nahe — wie Ariadne auf Naxos. Unbedeutend erscheint die Stadt, die einzelnen Häuser sind schmucklos, an den Ausläufern der Stadt entbehren sie oft des Daches, liegen ruinenartig da. Und welch eine vornehme Rolle hat doch diese Insel im Alterthum und bis gegen die Neuzeit hin unter ihren Inselschwestern gespielt, bis endlich ein Jude der letzte Herzog von Naxos wurde. Wie ein Märchen liest sich die Geschichte desselben. Ein Jude in Lissabon läßt sich bewegen, zum Christenthum überzutreten; aber als er sich in ein reiches Judenmädchen verliebt hat, entflieht er mit derselben und ihrem Vermögen aus Lissabon über Venedig nach Konstantinopel und kehrt dort zur jüdischen Religion zurück. Durch Darlehen und durch Leckerbissen weiß er sich bei dem Thronfolger Selim so in Gunst zu setzen, daß Selim ihm schwört, König von Cypern solle er werden, wenn Cypern erst erobert sei; der Jude aber bereitet sich vor, diese Würde zu übernehmen, indem er sich eine Fahne sticken läßt mit dem Wappen von Cypern und der Umschrift: Joseph Nasi, d. h. Fürst. Doch war er bereit, auch mit minderer Hoheit vorlieb zu nehmen; denn als Selim Sultan wird, und die Griechen von Naxos über ihren Herrscher sich beschweren, eilt er, seinem Gönner sich zu Füßen zu stürzen und sich das Herzogthum Naxos zu

erflehen. Und Herzog von Naxos blieb er sogar über Selims Tod hinaus bis an sein Ende (1579) und sammelte ungeheure Reichthümer, der Rothschild des sechzehnten Jahrhunderts; aber er hatte keine Kinder, denen er sie hinterlassen konnte, und den Beamten, welche sein hinterlassenes Vermögen für den Großwesir, seinen Todfeind, sequestriren sollten, gereichte der Auftrag zum Verderben, denn sie wurden der Unredlichkeit beschuldigt und auf die Folter geschickt. Uebrigens war dieser Jude, welcher durch den mohammedanischen Herrscher zum Herzog der Christen auf der Insel des Dionysos gemacht worden war, ein Freund theologischer und philosophischer Disputationen, und ein Gespräch, das er mit einem christlichen Gelehrten über die Nothwendigkeit einer positiven Offenbarung geführt haben soll, ist in hebräischer Sprache herausgegeben worden.

Wir kommen nach Amorgos, der südöstlichsten der Kykladen, und sind nun doppelt so nah dem asiatischen als dem europäischen Festlande. Diese Insel macht einen freundlicheren Eindruck als die bisherigen; sanfter dacht das Gebirge sich ab, und nach dem rauhen Tage beleuchtet ein freundlicher Sonnenuntergang das Gestade. Doch giebt es noch tüchtigen Seegang, weshalb die Ausschiffung derer, die nach Amorgos wollen, unter großen Anstrengungen und scheinbaren Gefahren vor sich geht, jedenfalls unter vielem Geschrei, doch regelmäßig wird die Sorge gut überstanden. Welch ein reges Leben herrscht überhaupt auf unserem Schiff, vorzüglich auf demjenigen Theil desselben, welcher den Passagieren dritter Klasse zugänglich ist! Fustanellaphoren, d. h.

Griechen in der auf dem Festland üblichen Nationaltracht, welche eigentlich von den Albanesen herstammt, und an welcher der kurze weiße Unterrock der Männer das Auffälligste ist, sieht man hier nicht mehr; die Inselgriechen gehen vielmehr in Pumphosen. Von den bunten Farben ihrer Kleidung stechen die braunen Gewänder der Mönche ab, welche sehr kordial mit den Leuten sind; Entsagung ist das Letzte, was man in ihrer Erscheinung und ihrem Angesicht lesen könnte; auch Priester sind auf dem Schiff, die römisch-katholischen, deren es hier viele giebt, in etwas besserer Haltung als die griechischen. Jetzt aber machen die Einzelnen oder ganze Familien sich Schlafstätten auf dem Deck zurecht. Sie thun wohl daran, wenn sie die kalte Nachtluft ertragen können; wir haben jedenfalls unsere Gründe, nicht in die Kabinette uns zu wagen, sondern strecken uns zu kurzer Rast auf die Sophas der Kajüte.

Denn schon zwischen zwei und drei Uhr müssen wir wieder auf den Beinen sein. Wir sind nun bei der südlichsten Insel angelangt, welche im Alterthum Thera hieß, im Mittelalter aber von der Sancta Irene den Namen Santorin erhielt. Man hat uns unterwegs bereits Wunderdinge von ihr erzählt. An manchen Stellen, ihres Gestades, so hieß es, sei das Wasser so heiß, daß man Eier darin kochen könnte; an anderen aber sei es eine so scharfe Lauge, daß ein Schiff nur vierundzwanzig Stunden darin zu liegen brauche, damit alles Eisenwerk am Rumpf vom Spiel der Wellen blitzblank geputzt werde; bleibe das Schiff aber länger liegen, so werde alles Eisenwerk zerfressen und das Schiff falle ausein-

ander, wie weiland die Schiffe, welche dem Magnetberg zu nahe kamen. Dergleichen kühne Mären zu erzählen, wurden die Griechen in unserer Umgebung desto mehr veranlaßt, da unter uns Fremden ein Löwen- und Elephantenjäger sich befand, welcher seinerseits Wunder auftischte. Nun lagen wir vor Santorin vor Anker, und fürwahr, seltsam war das nächtliche Panorama ringsumher. Denn in dem ungewissen Schein des Mondes sahen wir das Meer uns umgeben wie einen kreisrunden See, durch einen Bergrand überall eingefaßt; es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß wir uns in dem jetzt mit Meerwasser angefüllten Krater eines Vulkans befanden. Was die Griechen von einer unvordenklichen Urzeit zu erzählen wußten, da sich aus dem weitem noch insellosen Meer zwischen Kleinasien und Griechenland zuerst Delos erhoben hatte, zwar klein, doch die erstgeborene der Inseln, welcher dann die anderen gefolgt waren — das hat sich fortgesetzt an Thera oder Santorin in allen Jahrhunderten bis auf die neueste Zeit; denn von den meisten kleinen Inseln, welche an der Westseite der Hauptinsel liegen, läßt sich angeben, wann sie den Fluthen entstiegen sind, noch vor zwei Jahrzehnten ist hier ein Vulkan aufgetaucht, vor zwei Jahren hat sich, wo bis dahin ein Hafen war, ein zweihundert Fuß hoher Berg erhoben, und wer weiß, welche Gelände noch ihrer Geburtsstunde harren.

Wir wollten wenigstens einen nächtlichen Gang auf der merkwürdigen Insel machen. Adonis, so hieß unser Bootsmann, führte uns an den Strand. Derselbe ist schmal, die Häuser des kleinen Hafenorts müssen sich an

den Felsen drängen, welcher bis zu tausend Fuß emporsteigt. Im Zickzack führt ein sehr wohl gebahnter Weg hinauf; oben liegt die Stadt, deren weiße Häuser im Mondschein erglänzten; sie entbehrt des Wohlstandes nicht, denn auf dem vulkanischen Boden gedeiht der süße Feuerwein, der den Namen Santorin in Rußland und allmählich auch bei uns beliebt macht. Selbst in dieser nächtlichen Stunde war viel Verkehr auf dem Felsenwege: schwerbelastet zogen Pferde und Maulesel hinab, hinan. Wir waren leider nicht imstande, die Stadt auf dem Gipfel zu erreichen. Es mangelte uns an Zeit, zumal uns an jeder Wendung des Weges ein Aufenthalt von einigen Minuten geboten wurde durch den berückenden Blick hinunter, der uns an des Dichters Wort erinnerte von der „mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält", oder an jenes andere von der „ernsten, milden, träumerischen, unergründlich süßen Nacht". Denn alles um uns her schien so wenig Wirklichkeit zu haben: die Stadt gerade über unseren Häuptern und das Uferdorf zu unseren Füßen, und die kleinen Karawanen, die eilig an uns vorüberhuschten und im nächsten Augenblick von der stillen Heimlichkeit der nächtlichen Stunde verschlungen waren; der runde Meeressee, auf welchem unser Schiff mit kleinen Sternchen übersät ruhte, und der ungewisse Streifen Land, der dies Bild umarmte, als wollte er es vor dem Meere draußen in Schutz nehmen; das alles übergossen mit dem Licht der tiefstehenden Mondsichel, das eben ausreichte, um uns Geheimnisse anzudeuten, aber sie nicht aufklärte. Vergaßen wir das Schiff und das Dorf, so glaubten wir

ein Bild aus jenem Anfang vor uns zu haben, da „die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden", aber noch keine Stimme das tiefe Schweigen durchbrach, sondern alles noch wartete der lebenden Geschöpfe.

Man mag mir einwenden, daß jetzt, wo ich in einer Mußestunde inmitten der Großstadt, in welcher auch zu keiner Stunde der Nacht das Geräusch des Menschenlebens völlig verstummt, diese Worte niederschreibe, das wundersame Bild einer der merkwürdigsten Inseln der Erde, welche ich nie bei Tageslicht gesehen habe, von welcher ich doch eine niemals verlöschende Vorstellung in meinem Gedächtniß bewahre, sich in ein geheimnißreiches Halbdunkel verflüchtigt hat. Das will ich nicht bestreiten. Aber wer könnte aus sich selbst herausschlüpfen, um zu völliger Objektivität hinanzuklettern? Ich gebe meine Erinnerungen an unsere Maienfahrt in Griechenland, so wie sie in mir leben, auf die Gefahr hin, daß sie zum Theil nach der Heimkehr noch sattere Farben angenommen haben.

Indem wir zum Gestade zurückkehrten, kamen wir zweimal an Höhlen vorbei — oder waren es Häuser, welche in den Berg hineingelegt waren? — wo um diese späte oder frühe Stunde eine Schar von Männern beim Weine versammelt war. Sie waren nicht trunken, Trunkenheit findet man nicht so leicht bei den Griechen; der erste griechische Sinnspruch, den wir in unserem Knabenalter gelernt haben, lautet ja: die Trunkenheit ist ein kurzer Wahnsinn. Es gehörte auch mit zu der Nachtscene, diese ausgewachsenen Berggnomen bei dem

kräftigen Trank zu finden, welcher von der Jugendkraft dieser verhältnißmäßig neuen Erde zeugt. Wir traten in die Mitte des Zecherkreises, und der Weinkrug neigte sich über unserem Becher.

Da schrillte die Wirklichkeit durch die Poesie — der Wein war verharzt.

Adonis brachte uns wieder an Bord, und die Heimreise begann. Nach Santorin mag ich nichts anderes mehr erwähnen; selbst Hermupolis auf Syra, wo wir gegen Abend wieder anlangten, machte nicht mehr den gleichen Eindruck, wie tags vorher in der Morgenfrische.

Als wir am folgenden Tage noch vor Sonnenaufgang auf Deck kamen, lag hinter uns Aigina, rechts hinüber, wenn auch uns unsichtbar, Korinth und Megara, vor uns der Peiraieus — wir waren an dem Punkt, welchen Sulpicius bezeichnet in dem Briefe, in welchem er Cicero über den Verlust seiner Tochter zu trösten versucht. Da fing ich an, schreibt Sulpicius, bei mir so zu denken: Ei, wir Menschlein nehmen es übel, wenn Jemand unter uns stirbt, da doch unser Leben nur eine Spanne dauern soll — während in einer Gegend des Erdkreises die Leichname von so viel Städten dahingestreckt liegen? Willst du, mein Herz, nicht dir selbst Gewalt anthun und dessen eingedenk bleiben, daß dir nur ein Menschenlos gefallen ist? — Wir, die wir die Inseln gesehen hatten, welche einst die Perlen von Hellas hießen, und jetzt nur durch das Band des Handels an die übrige Menschheit geknüpft, sonst bedeutungslos sind, hatten auch Anlaß zu so schwermüthigen Betrachtungen.

Aber im Peiraieus wurden wir von anderen Eindrücken neu belebt. Wir konnten mit den Kutschern in so früher Stunde nicht einig werden; so warteten wir den ersten Eisenbahnzug ab, indem wir auf der Straße bei einer Tasse Kaffee beobachteten, wie die Stadt zum Leben des Tages erwachte. Noch vor vierundfünfzig Jahren existirte nicht einmal der Name Peiraieus mehr. Löwenhafen war der Name des Fleckens, der aus einem Kloster, zwei Magazinen und einigen Hütten bestand; doch der Löwe, an welchen der Name erinnerte, war längst nach Venedig entführt worden. Jetzt aber hat die mächtig aufblühende Hafenstadt nicht nur ihren altehrwürdigen Namen wieder, sondern auch gegen vierzigtausend Einwohner. Und als wir sahen, wie die Häuser sich aufthaten und Gering und Vornehm auf den Schauplatz des Tages trat — da gedachten wir der Trümmer nicht mehr, oder wir thaten es mit morgenfrischem Muthe — neues Leben wächst aus den Ruinen.

14. Theben.

Nach der zum Theil bei unfreundlicher Witterung zurückgelegten Meerfahrt war es doppelt erquicklich, am 22. Mai wiederum die Sammlungen von Athen zu besuchen. Nachmittags aber gingen wir in den Schloßgarten; kamen von dort in das alte Stadion; geriethen dann in ein Arbeitshaus für Frauen und Mädchen, in welchem gewoben und gestickt wurde, eine recht deutschartig aussehende Anstalt christlicher Liebe; und gelangten endlich auf eine Anhöhe, auf welcher die Trümmer eines

Denkmals stehen, das einem gewissen Philopappos errichtet ist. Es ist doch einigen Leuten gelungen, nach einem thatenlosen Leben zuletzt wenigstens durch ihr Grabmal berühmt zu werden, so dem Cestius durch seine Pyramide an der Porta San Paolo von Rom, und dem Philopappos durch sein hohes Denkmal auf dem Südhügel der Pnyx, welcher das Museion heißt. Besonders schön ist hier die Aussicht, einerseits auf die Häfen Athens und das Meer mit Salamis und Aigina bis zu den Bergen des Peloponnes, nach der andern Seite auf die Akropolis; hinter derselben lagen die Berge des Pentelikon, von Wolkenschatten verdunkelt, aber von diesem finsteren Hintergrunde hoben sich die Marmorsäulen des Parthenons und der benachbarten Bauwerke um so lichter ab, da sie von der im Westen stehenden Sonne hell bestrahlt waren; in der Tiefe sah man die Stadt und die attische Ebene überhaupt mit ihrem Olivenwald, an dessen Grün das Auge um so lieber sich satt trinkt, je seltener man hier Wälder, ja auch nur Baumgruppen sieht. Wir konnten uns von diesem Bilde schwer trennen und schritten die ganze Reihe der Pnyxhügel ab, bis wir auf dem Areopag die Sonne untergehen sahen.

Anderen Tages verließen wir Athen mit einem Dreispänner, ein Zeichen, daß wir weitergehende Absichten hegten. Wiederum kamen wir am Daphni-Paß über den Aigaleos und hinunter in die thriasische Ebene nach Eleusis. Doch diesmal mangelte dem Gefilde die feierliche Ruhe; alles wimmelte von Kriegern; denn die griechischen Truppen waren — zum erstenmal — zu

Manövern ausgerückt. Das gab auch für uns allerlei Augenweide und Kurzweil, vor allem als wir an dem Dorfe Mandra, wo es sehr an Wasser mangelt, vorüber nach Kundura gekommen waren, einem Chani, bei welchem wir zwei Stunden Halt machten. Denn hier schien ein Hauptquartier zu sein; freundlich gesellten sich einige Offiziere zu uns, welche französisch oder gar deutsch zu sprechen versuchten. Doch auch ein friedliches Bild stellte sich uns dar; ich denke nicht an den Regimentsarzt im Geleite seiner Töchter; aber wir waren Zeugen davon, mit welchen Manipulationen ein Fell, welches soeben noch einer lebendigen Ziege angehört hatte, in einen Weinschlauch verwandelt wurde.

Viel lieblicher war eine Begegnung, welche uns sodann im Gebirge Kithairon zu theil wurde, das hier die bis zu 5000 Fuß ansteigende Grenze zwischen Attika und Boeotien bildet. Uns begegnete vor einem Wirthshaus an der Landstraße ein schmuckes Brautpaar. Die Braut oder bräutliche Gattin erschien in ihrer Hochzeitstracht, und als sie hörte, daß wir ihre photographische Aufnahme wünschten, legte sie ihr Brusttuch ab, so daß ihr von mehreren Hundert Goldstücken leuchtendes Mieder sichtbar wurde. Das Bild, welches sie mit dem glückstrahlenden jungen Manne vereinigte, hätte sie gar zu gern gehabt; natürlich war es nicht auf der Stelle fertig. So zogen sie südwärts und wir gen Norden, auf Nimmerwiedersehen; wie bald werden auch diese im Jugendglück blühenden Angesichter unter der schweren Mühsal des Lebens jenen matten, entsagenden Ausdruck annehmen, welchen man bei der griechischen Land-

bevölkerung, vorzüglich des weiblichen Geschlechts, meistens bemerken muß.

Die Pferde hatten es schwer, den Wagen bis auf den Paß hinaufzubringen, so daß zwei von uns es vorzogen, zu Fuß zu wandern. Und es wanderte sich vortrefflich auf der guten Straße durch das Gebirge, das vielfach mit Nadelwald bestanden war und hier und dort hochragende Befestigungen zeigte, Giftikastra oder Zigeunerschlösser genannt. So kamen wir theils zu Fuß, theils zu Wagen auf die Höhe, wo sich uns eine weite Ebene aufthat. Es war der Tanzplatz des Ares, wie die Griechen sagten, und zwar zunächst die Gegend der Schlacht von Plataiai, durch welche wir jetzt fuhren, den Herodot in der Hand. Unfern unserer Straße, nach Westen, hätten wir die, übrigens unbedeutenden, Ruinen von Plataiai finden können; aber wir durften uns nicht aufhalten, denn es drohte Regen. Wir hatten noch einen anderen Grund, vorwärts zu eilen; in der feuchten Luft, die aus der Niederung aufstieg, verschlimmerte sich das Unwohlsein eines der Reisegefährten zu Fieber und gänzlicher Ermattung. Es erschien uns daher wünschenswerth, bald unser Ziel erreicht zu haben, nämlich Theben.

Im Alterthum bemerkte man nicht allein den großen Unterschied zwischen der Beschaffenheit der Luft in Attika und in Boeotien, sondern man schrieb derselben auch bedeutende Wirkungen zu. Die reine, leichte Atmosphäre des vom Seewinde durchstrichenen Attikas sei, so rühmten die Athener, die Ursache ihres leichten und feinen Verständnisses für alles. Uns aber, klagt der

edelste und gebildetste Mann, den Boeotien je hervorgebracht, nämlich Plutarch, nennen sie stumpfsinnig und dumm; und das erklärte man aus der dicken Luft, die über Boeotien lag. Man hat allerdings hier eine Probe von der großen Mannigfaltigkeit der Bodenbeschaffenheit Griechenlands. Es lassen sich kaum größere Gegensätze in einem Gebirgslande denken, als diese beiden Nachbarlandschaften; in Attika ist das Gebirge der Kern des Landes, von welchem einzelne Ebenen an das Meer hinabreichen; in Boeotien ist das Gebirge der Kranz des Landes, welches kesselartig in der Mitte liegt. Da obendrein hier die altionische Bevölkerung durch thessalische Eindringlinge bei seite gedrängt wurde, deren Geschlechter eine aristokratische Staatsform aufrecht zu halten wußten, so stehen das demokratische Attika und Boeotien auch politisch einander feindlich gegenüber. — Durch die Ebene fuhren wir quer hindurch, während die eigenartige Wolkenbildung wunderbar schön beleuchtet wurde; zuletzt ging es wie rasend vorwärts; so kamen wir in die bedeutendste Stadt dieses einst Attika so unähnlichen und feindseligen Landes hinein, noch ehe es ganz dunkel geworden war, passirten die Hauptstraße bis zu ihrem Ende und fanden unter dem Geschrei der Straßenjugend unser Xenodochion. Eine Treppe hoch, welche jedoch nicht ganz ohne Lebensgefahr im Dunkeln betreten werden konnte, fanden wir zwei Zimmer, sogar mit Betten; aber Beköstigung war nicht hier zu haben, sondern mußte aus einer knoblauchduftigen Garküche herbeigeschafft werden, in welcher die gewöhnlichsten Gerichte Griechenlands zu haben waren: Lammfleisch und

Pilafi d. h. auf türkische Weise, meist mit Tomaten, zubereiteter Reis. Schmale Kost hatte es den Tag über gegeben, trocknes Brot und zwei harte Eier auf der zehn Meilen weiten Fahrt; darum gingen zwei von uns auf die Suche nach besonderen Genüssen, und ein dummschlauer Führer gesellte sich zu ihnen; die Beute bestand aus einer Flasche Bier und einigen Cakes. So hielten wir denn eine große Mahlzeit, genossen noch ein wenig den Maiabend von einem blumenumrankten Balkon und gingen mit den herzlichsten Wünschen für unsern erkrankten Mitreisenden zur Ruhe.

Glücklicherweise konnte er schon wieder an den Forschungsreisen theilhaben, welche wir früh am andern Morgen auf dem Boden vornahmen, auf dem einst Kadmos die berühmte Drachensaat ausgestreut, Oidipus das Räthsel der Sphinx gelöst und Pindar zuerst die Flöte geblasen hat. Aber wir fanden wenig, was an Thebens Alterthum erinnerte. Auf dem Hügel, auf welchem einst die Akropolis, die Kadmeia, gelegen hat, stiegen wir zwischen schmutzigen Wohnungen und Gärtchen herum, zur Verwunderung der Einwohner; ein heiteres Bild hinterließ in unserer Erinnerung die Aresquelle, welche nicht mehr durch den mythischen Drachen bewacht, sondern von fröhlichen Thebanerinnen frei benutzt wird. Etwas bedeutender sind die Reste des Mittelalters, nämlich die Trümmer einer Wasserleitung, welche das Wasser vom Kithairon nach der Burg führte, und zwei Thürme am Rande des Burgberges. Es hat kaum eine andere Stadt in Mittelgriechenland während der zweiten Hälfte des Mittelalters so geblüht wie Theben.

Die Seidenfabriken Thebens waren berühmt von Genua bis nach Asien hinein; die Genuesen hatten hier eine privilegirte Niederlassung. In gutem Frieden lebte hier auch eine außerordentlich zahlreiche Judengemeinde, in welcher nicht nur große Talmudgelehrte, sondern auch hebräische Poeten auftraten; hauptsächlich aber beschäftigten die Juden sich mit Seidenweberei und Purpurfärberei; der berühmte jüdische Reisende Benjamin von Tudela behauptet sogar, in Theben zweitausend jüdische Familien angetroffen zu haben. Politisch aber war Theben im dreizehnten Jahrhundert die Residenz der Herren de la Roche, welche sich zur Würde der „Großherren" von Attika und Boeotien aufgeschwungen hatten — so spät also hat Theben die seit alters heiß ersehnte Ueberflügelung Athens wirklich erreicht. All diese mittelalterliche Herrlichkeit ging zu Grunde, als Walter von Brienne geschlagen und gefallen war (S. 242) und die Katalanen Theben plünderten. Diese Räuberschar verschenkte Attika und Boeotien an den König von Sicilien; der Statthalter desselben rief 1362 zuerst die Osmanen nach Theben. Unter diesen ist das einst so mächtige Theben zu einem Dorfe heruntergekommen, das jetzt wieder ein Landstädtchen von gegen viertausend Einwohnern geworden ist, mit einzelnen schmucken Häusern, durchgehends aber unreinlich. Unter Führung des intelligenten Sohnes unseres Gastwirths, eines Hausirers mit Manufakturwaren (Reminiscenz an den einst weltbekannten Linnen- und Seidenhandel Thebens!) besuchten wir auch die Denkmäler der Gegenwart, einige in üblicher Weise prunkvoll ausgestattete Kirchen.

Mancher wackere Thebaner nahm Einen oder den Andern von uns in eine Ecke, wo Niemand sein Thun und Treiben beobachten konnte, und holte unter seinem Gewande eine zwecks Bezeugung der Echtheit zerbrochene Tanagrafigur heraus, oder bot uns eine antike Münze — einmal selbst eine goldene — zu Kauf an. Bellos, der Inhaber des angesehensten Speisehauses in der Hauptstraße, war außerordentlich diensteifrig; hätte die Qualität des von ihm Gelieferten nur einigermaßen der Quantität entsprochen! Doch konnte man einem so liebenswürdigen Mann nicht gram sein. Um elf Uhr verließen wir, von bettelnden Kindern mit Blumen geschmückt, die merkwürdige Stadt, in der Sage so hochberühmt, aus der Geschichte meist so unvortheilhaft bekannt, in der Gegenwart einem ganz verarmten Sprößling eines hochadligen Geschlechtes ähnlich, welcher seine letzte Habe an die Fenstervorhänge wendet, damit doch die Vorübergehenden von seinem verfallenden Palast einen vortheilhaften Eindruck haben sollen. Als wir aber bald nachher hörten, daß der König während der Manöver sein Standquartier in Theben genommen habe und dort mit Illumination u. dgl. gefeiert worden sei, haben wir ihn herzlich bedauert. Denn wie muß die jetzige Kadmeia bei Licht aussehen!

Es erscheint meinem Laienverstande sehr glaublich, daß das Kesselland Boeotien in unvordenklicher Zeit ein Seeboden gewesen ist. Von der allgemeinen Ueberfluthung wäre dann in geschichtlicher Zeit der Kopaissee das letzte Ueberbleibsel gewesen. Der Kopaissee lieferte berühmte Aale, aber er verbreitete auch verpestende

Sumpfluft, und schon im grauen Alterthum hat man mit den aus ihm erwachsenden Gefahren gerungen. Wie aus Thessalien die Boeotier, die Erbauer Thebens, einwanderten, so noch ein anderer Stamm, die Minyer, welche sich am Kopaissee niederließen, lange vor der dorischen Wanderung, mit welcher man gewöhnlich die griechische Geschichte im weitesten Sinn beginnt (1124 vor Chr.); diese Minyer haben bereits merkwürdige Deich- und Kanalbauten angelegt, um den Kopaissee mit dem Meer zu verbinden, Bauten, welche den natürlichen Abfluß unterstützen sollten, den der See vermittelst etwa zwanzig sogenannter Katabothren durch den östlichen Gebirgsrand hindurch nach dem euböischen Meerbusen findet. Alexander der Große ließ diese natürlichen Kanäle reinigen und plante die Trockenlegung des Sees; sein frühes Ende vereitelte auch diesen Plan. Jetzt endlich (1886) hat eine französiche Gesellschaft die etwa 25000 Hektar der Seefläche entwässert, so daß wir, indem wir an der Westseite des früheren Sees entlang fuhren, nach Osten hin nur noch einen grünen Schimmer wahrnahmen. Außerordentlich reich war in dieser Niederung die Vegetation; uns fielen besonders die wildwachsenden Stockrosen (Althäen) und Perückenbäume auf; in dem dichten Blumenteppich, welcher den Boden bedeckte, hauste mancherlei Gethier, wie Schildkröten und Schlangen, fast fingerlange ungeflügelte Heuschrecken von abschreckender Häßlichkeit, aber auch schöne Schmetterlinge, welche so wenig die Jagdlust der Menschen kennen gelernt hatten, daß sie sich von uns anfassen ließen.

Nach manchem berühmten Ort hatten wir auszu-

schauen, wennschon uns die Zeit nicht erlaubte, an ihm Spuren vergangener Größe aufzusuchen. Links von unserem Wege, oberhalb einer Hügelkette, lag das Schlachtfeld von Leuktra, auf welchem Sparta für immer die Macht einbüßte, Griechenland zu beherrschen (371 v. Chr.). Nur anderthalb Stunden weit liegt Leuktra von dem durch den Sieg über die Perser berühmten Plataiai entfernt; noch näher liegt in entgegengesetzter Richtung Thespiai, das so oft mit Plataiai zusammen als Gegnerin Thebens genannt wird. So beschränkt war also oft das Terrain, auf welchem die griechische Geschichte sich abspielt; man erinnert sich dabei an den Ausspruch des Aristoteles, daß ein Staat eigentlich nicht größer sein solle, als daß man den Ruf des Herolds in der Volksversammlung überall vernehmen könne. Vor einem Chani auf dem Schlachtfelde von Haliartos machten wir Aufenthalt; hier fand 395 v. Chr. der ränkevolle spartanische König Lysandros seinen Tod; ansehnliche Ruinen von Befestigungswerken grüßten von den Höhen hernieder. An dieses Schlachtfeld schloß sich sofort dasjenige von Koroneia an, wo 447 v. Chr. den Athenern durch eine Niederlage derselben für immer die Möglichkeit genommen wurde, ihre Machtsphäre über ganz Griechenland auszubreiten, und wo 394 v. Chr. die Lakedämonier einen theuer erkauften Sieg errangen. Weithin zur Linken erhoben sich die bis zu 6000 Fuß Höhe ansteigenden Gipfel des Helikon; dort lag Askra, die Heimath des Hesiodos, dort fließt die Hippokrene, um welche einst die Musen weilten, jetzt die Ziegenhirten. Weithin links in der Ebene lag Orchomenos, die Stadt

der vorhin erwähnten Minyer, wo in ältester Zeit ein Zusammenfluß von Fremden stattgefunden haben wird, wie jetzt in irgend einer Weltstadt wie Paris oder London, denn der Schatten des Agamemnon fragt bei Homer den Odysseus, ob er vielleicht in Orchomenos von seinem überlebenden Sohn gehört habe? Jetzt ist von dieser Stadt wenig mehr übrig als das sogenannte Schatzhaus des Minyas, eine Tholos gleich den mykenischen Kuppelgräbern, und die hochgelegene aber kleine Akropolis.

Wir hatten endlich die Ebene verlassen und waren in die Berge hineingefahren, in deren Winkel uns Levadia aufnahm, das Ziel dieses Tages. Die als geistig schwerfällig geschilderten Boeotier hatten auch eine Neigung zu dem Geheimnißvollen. Daher stand bei ihnen in hohem Ansehen das Orakelwesen, insbesondere ihr einheimisches Orakel des Trophonios in Lebadeia. Dieser Trophonios sollte einem boeotischen Könige ein Schatzhaus erbaut haben, welches er hernach mit seinem Bruder durch eine nur diesen Beiden bekannte Oeffnung bestahl. Als dann sein Bruder in eine Fußangel, welche im Schatzhaus gelegt war, sich verfing, hieb ihm Trophonios den Kopf ab, um nicht durch den Gefangenen verrathen zu werden; die Sage entspricht also ganz der bekannten Erzählung vom Schatz des Rhampsinit. Aber den Brudermörder verschlang die aufklaffende Erde bei Lebadeia; durch diesen Spalt fuhr man nun in die Tiefe, um von Trophonios die Zukunft sich offenbaren zu lassen. Zur Zeit der Blüthe Griechenlands wurde das Orakel verspottet, zur Zeit des Niederganges alles griechischen Lebens kam es zu hohem Ansehen; freilich jener Voltaire

des Alterthums, der griechisch redende Syrer Lukian, hat wie alles auch dies Orakel des Trophonios verspottet. Wir standen vor der geheimnißvollen Felsgrotte und hatten hier die Auswahl zwischen zwei Gewässern, von welchen das eine Gedächtniß, das andere Vergessenheit bewirken sollte, daher Mnemosyne und Lethe genannt. Wir hätten lange nachdenken und disputiren können, ob die Erinnerung oder das Vergessen eine heilsamere Gabe ist — entschlossen uns aber kurz, die Lethe zu verschmähen und aus der Mnemosyne zu trinken, ein Trunk, welcher mich hoffentlich auch zu dieser Reisebeschreibung gestärkt hat. Die Schlucht stieg bis zu 3000 Fuß hoch empor; der Bach, welcher aus ihr herniederkam, schoß lärmend mitten durch die Stadt hindurch. Darnach stiegen wir zu der in vielen Theilen noch trefflich erhaltenen Burg von Levadia hinauf. Wer diese starken Festungsmauern aufgebaut hat, ist unbekannt, doch spielen sie eine nicht unbedeutende Rolle in der mittelalterlichen Geschichte Griechenlands. Hier war einst jener mächtigste aller Päpste, Innocenz III., Lehnsherr; hundert Jahre später zogen hier die Katalanen ein. Dieser unvergleichlichen Räuberschar ist schon häufiger gedacht worden; als historische Merkwürdigkeit verdient sie hier eine kurze Notiz über ihren Ursprung und Ausgang. Aus Bulwers Cola Rienzi sind die Söldnerbanden bekannt, welche im vierzehnten Jahrhundert, als wandernde Militärrepubliken eingerichtet, Italien (und Frankreich) verwüstend durchzogen. Eine solche Söldnerschar, aus Kataloniern, Aragonesen und Sicilianern bestehend, hatte eine Zeitlang im Dienste

des Königs von Sicilien gegen den König von Neapel gekämpft; durch den Friedensschluß zwischen Beiden brotlos geworden, trat sie in den Dienst des byzantinischen Kaisers, 1500 Reiter, 5000 Fußsoldaten. Als aber der Kaiser, der sie in Sold genommen hatte, ermordet worden war, erklärte sie sich unabhängig als „das glückliche Heer der Franken in Romania". Südwärts gezogen, wurde sie gegen schweren Sold von Walter von Brienne, dem damaligen Herzog von Athen, in Dienst genommen; doch bald überwarf sie sich mit ihm und schlug ihn in der mehrerwähnten Schlacht am boeotischen Kephisos. Die Herzogswürde übertrug die Compagnie sodann einem Sohn des Königs von Sicilien (einem zur Zeit seines Regierungsantritts fünfjährigen Kinde), aber alle Macht hatten die von ihr selbst bestellten Beamten in Händen. Umsonst forderte damals Papst Johann XXII. zum Kreuzzug gegen die „Kinder der Verdammniß und Nachfolger der Ruchlosigkeit" auf (1330); später versöhnte sich der päpstliche Stuhl mit ihnen, denn er erkannte in ihnen die Vorkämpfer der Christenheit gegen die immer gefährlicheren Türken; erst 1387 wurde ihnen ihr letzter Besitz, die Akropolis von Athen, entrissen, sie zerstreuten sich und verschwanden spurlos. Es waren damals die Italiener, das Haus Acciajuoli (S. 172), welche den Spaniern (den Katalanen) im Besitz Athens folgten, wie diese 76 Jahre früher den Franzosen.

Von einem Festungshof der alten Katalanen zum andern stiegen wir empor, indem wir uns von den Fensterlöchern aus an der Aussicht auf die schöne Lage

von Levadia erfreuten. Bei näherer Bekanntschaft aber war die Stadt nicht erfreulich. Ein Abendessen hätte gut geschmeckt, aber wo war es zu haben? Wir durchirrten die engen, schmutzigen Gassen der Stadt, bis wir endlich eine Garküche fanden, elender als jede andere, die wir kennen gelernt hatten; in einer Kammer im Oberstock, welche Gefahr drohte, in den benachbarten Mühlbach hinabzustürzen, warteten wir zwei Stunden auf eine Speisung, welche uns nur fünf Minuten beschäftigte. Etwas ansprechender war der Aufenthalt in einem Kafenion, das zugleich als Militärkasino diente. Endlich kehrten wir in unsere ärmliche Herberge zurück; einer hatte einen Bettrahmen, ein Anderer eine Art Kanapee, zwei schliefen auf dem Boden, gleich hart lagen wir Alle, und dumpfig war die Luft.

Dennoch will ich mir eine solche Nacht gern wieder gefallen lassen, wenn ich noch einmal wieder den wunderbar frischen Morgengruß fühlen kann, mit welchem die Luft vom schneeigen Parnassos her meinen heißen Kopf umfächelte, als ich am anderen Morgen früh aus der Marterkammer ins Freie trat. Ja, der Parnassos winkte uns, und schon standen die Pferde bereit, welche uns hineintragen sollten. Was der leuchtende Tag in der Frühe versprach, das hielt er treulich; wir hatten einen unserer herrlichsten Reisetage. Einsam freilich war unser Ritt; als wir aus Levadia heraus waren, vergingen fünf Stunden, ohne daß wir einem Menschen begegneten. Aber von welcher Großartigkeit war die Natur! Ich erinnere mich vorzüglich gern einer Quelle an einer Bergseite, wo wir im Schatten einer Platane

Halt machten; hier lag das bis gegen 9000 Fuß hohe Gebirge prächtig vor uns, und wir konnten beobachten, wie von seinen Schneefeldern eine Wolke nach der andern sich ablöste, und wissen also jetzt, woher es kommt, daß über Griechenland kein ewig wolkenloser Himmel lacht. So völlig hingenommen von der stärkenden Frische der Natur, verschmerzten wir es, daß unser Führer uns nicht den Weg über Chaironeia brachte, wo wir des Untergangs der Selbständigkeit der Hellenen (338) gedenken wollten. Aber an der Schiste standen wir, d. h. an dem Kreuzwege, wo Laios, indem er von Theben nach Delphi zog, um das Orakel zu befragen, seinem Sohn Oidipus begegnete, ohne daß Beide einander kannten, und von ihm erschlagen wurde. Ueber beschwerlichen Felsweg kamen wir zu einem Chani, in dessen Nähe eine Quelle entsprang; hier hielten wir Rast unter einer Platane, welche die größte war unter allen, die wir gesehen hatten; ihr edler Wuchs erinnerte uns an jene Platane, von welcher Herodot erzählt, daß Xerxes sie ihrer Schönheit wegen mit goldenem Schmuck beschenkt und ihr einen „unsterblichen" Wächter gegeben habe.

Während wir uns hier an einem frischen Trunk, sowie an Lammfleisch und Eiern labten, stellte sich eine Anzahl von Hirten mit ihren Schaf- und Ziegenherden ein, desgleichen einige Jäger; die stille Gebirgsschlucht, zu deren beiden Seiten die grauen, theilweise mit Gestrüpp durchwachsenen Felsmassen steil emporstiegen, füllte sich um die Mittagsstunde mit eben demselben Leben, das sich ohne Zweifel seit Jahrtausenden hier fast täglich abspielt. Doch nur eine halbe Stunde Aufent-

halt gönnten wir uns, trotzdem wir einen siebenstündigen Ritt hinter uns hatten; uns blieben noch drei Stunden bis Delphi. Zunächst aber erreichten wir einen sehr malerisch gelegenen Flecken, über 2000 Fuß hoch an die abschüssige Seite des Gebirges gelehnt: Arachowa.

In Arachowa hätte es sich wohl verlohnt, zu bleiben, denn nicht nur unser Führer wurde hier traulich von seiner Schwester begrüßt, sondern auch uns manches gute Wort gegeben. Dieser weltentrückte Ort hat überhaupt viel Anziehendes; die Kenner Griechenlands behaupten, daß hier die schönsten Menschen sind, daß hier das schönste Griechisch geredet wird, daß hier die schönsten Märchen erzählt werden. Diese Märchen klingen oft an die alten Mythen an, wie denn überhaupt in Arachowa mancherlei Altheidnisches sich erhalten hat; z. B. ruft man im Erstaunen aus: Ei du lieber Gott von Kreta, und es ist bekannt, daß Zeus auf Kreta geboren und sogar begraben sein sollte. Besonders ist in den Märchen von Arachowa die Rede von den Neraiden, wie das Volk der Neugriechen die alten Nymphen nennt. Mancher hat sie gesehen, wie sie im Gebirge ihre Reigentänze aufführen, und Einige haben sogar eine schöne Neraide als ihr Weib heimgeführt. Denn wenn es gelingt, einer von ihnen das Tuch zu entreißen, mit welchem sie sich aufschwingen wie mit Flügeln, dann ist die Neraide gebannt und sie folgt dem, der ihr das Tuch entrissen, und wird sein unterwürfiges Weib. Doch steht all ihr Sehnen nach dem verlorenen Tuch; und wenn sie dies ihrem Mann mit all' ihrer Liebe endlich abgedrungen hat, verschwindet sie und kehrt

niemals wieder. Leicht verlieben sich auch diese Neraiden in schöne Säuglinge und vertauschen dieselben gern gegen ihre eigenen Kinder; aber das Kind, das sie zum Ersatz geben, ist immer nur ein schwacher Sterbling. Und besonders in der bösen Mittagsstunde, welche dem griechischen Volke kaum weniger unheimlich ist, als anderswo die Mitternacht, naht sich dem, welcher an einer Quelle oder unter einem Baum eingeschlafen ist, oft eine Neraide; fortan ist dem Menschen die Kraft seiner Gesundheit oder doch sein froher Muth dahingeschwunden.

Nicht nur als Heimath schöner Volkspoesie ist Arachowa bekannt, sondern auch als Schauplatz grauser Wirklichkeit. Am ausführlichsten erzählt davon Dimitrios Aenian, der als Freiwilliger unter Karaiskakis, einem der Helden des Befreiungskrieges, mitgekämpft und das Leben desselben beschrieben hat. In einer Nacht Ende November 1826 empfing Karaiskakis, der mit einer Truppe Griechen in der Nähe von Arachowa sich aufhielt, die Nachricht, daß mehrere Tausend Türken unterwegs seien, um über Arachowa nach Amphissa zu marschiren und den dort eingeschlossenen Türken Entsatz zu bringen. Sofort beschloß Karaiskakis diese türkische Heeresabtheilung selbst einzuschließen; er ließ Arachowa durch seinen Unterfeldherrn Griwas besetzen, welcher sich dort gegen die viel größere Zahl der heranrückenden Türken tapfer wehrte, zog selbst im Rücken derselben herbei und umzingelte so die Feinde, welche auf einer Höhe oberhalb Arachowa zusammengedrängt wurden. Umsonst versuchten dieselben einen Ausfall; die Bedingungen aber, unter welchen die Griechen sie wollten

ziehen lassen, erschienen ihnen zu hart. Einige Tage währte die Belagerung; Rathlosigkeit herrschte unter den Anführern der Türken, Muthlosigkeit unter den Soldaten. Da trat ein fürchterlicher Schneesturm ein; und während dieses Schneesturms brachen zu nächtlicher Stunde die Türken durch. Vergeblich rief Karaiskakis seine Truppen zur Verfolgung; man verlor die Spur der Fliehenden, und auch daß Karaiskakis, um die Griechen eifriger zu machen, auf jeden Türkenkopf eine Geldprämie setzte, nützte nichts, so daß man sich daran machte, das verlassene Türkenlager zu plündern. Gegen Morgen aber wurden dem Griechenführer zu seiner größten Verwunderung die Köpfe der türkischen Offiziere gebracht und ihm erzählt, daß die Türkenschar fast ganz vernichtet worden war; denn eine Abtheilung der Griechen hatte die Kette der Fliehenden eingeholt, und im Dunkel der Nacht, inmitten des Schneewetters, auf dem Bergpfad nahe am Abgrund die Türken Mann für Mann mit dem Schwerte niedergehauen, da die Flinten nicht zu gebrauchen waren; in Todesschweigen war die Blutarbeit vollbracht worden. Wer aber noch lebend an der jäh abschüssigen Bergseite in den Schnee gestürzt war, war erfroren oder es machten ihn am Morgen nach dieser Mordnacht die Plünderer nieder; Pardon wurde um so weniger gegeben, als meist die Türken und Albanesen kein Griechisch, die Griechen kein Türkisch und Albanesisch verstanden. Jetzt erinnerte man sich, daß Karaiskakis auf jeden Kopf der Feinde eine Prämie ausgesetzt hatte, und nicht weniger als fünftausend Menschenköpfe wurden herbeigebracht, aus welchen eine

Pyramide errichtet wurde, — eine schreckliche Nachahmung der althellenischen Sitte, an der Stätte, wo eine sieghafte Schlacht geschlagen war, ein Tropaion aufzurichten.

Man wird sich über diese und andere Greuel weniger wundern, wenn man bedenkt, daß sieben Monate früher Mesolongion nach einem Verzweiflungskampf, der in der Geschichte kaum seinesgleichen hat, in die Hände Ibrahims gefallen war; beim Fall Mesolongions hatte fast die doppelte Zahl von Griechen und Griechenfreunden sich geopfert, und war eine ähnliche Zahl von Köpfen durch die ägyptischen Truppen gesammelt worden.

Ich habe oben einige Proben aus der griechischen Litteratur der Gegenwart gegeben. Die Schreckensnacht von Arachowa erinnert mich daran, zwei kurze Erzählungen mitzutheilen, in welchen die Greuel der Vergangenheit Griechenlands sich verschiedenartig spiegeln; mögen die hier gezeichneten Bilder den meisten Lesern zu düster erscheinen, so sind sie doch charakteristisch für neugriechisches Schriftthum und für den noch andauernden Gegensatz zwischen Griechen und Türken.

Nach der Gastfreundschaft.

Von J. M. Dambergis.

„Geh' in Frieden, mein lieber Aga. Willst du auf mich hören, so geh' nicht den Weg geradeaus, denn dort könntest du unseren Leuten begegnen und das könnte dein Unglück sein. Vorgestern hörte ich, daß sie

einen Alten mit seiner Frau umgebracht haben, der von Murniä nach Chania wollte. Jetzt, wo es dunkel wird, ist es besser, du gehst den Weg da unten."

„Ich danke dir, Chatzigianni; ich werde gehen, wo du mir sagst. Gott vergelte dir alles Gute, das du an mir gethan hast!"

Der türkische Greis drückte noch einmal die Hand des christlichen Greises und ging einige Schritte vorwärts. Dann wandte er sich um und kam noch einmal zurück.

„Ich wollte dir sagen, Chatzigianni," fügte er hinzu, „bei der jetzigen Unruhe und den vielen Kriegen weiß Niemand, wie das Blatt sich wenden kann. Wenn du dich einmal in Verlegenheit befindest, komm nach Chania und besuche mich. Ich werde es nie vergessen, so lange ich lebe, wie du mir das Leben gerettet hast, und hast mich versteckt und hast mir zweimal vierundzwanzig Stunden Essen und Trinken gegeben, ohne daß du dafür etwas verlangt hast, ja ohne auch nur zu fragen, wer ich bin. Du hast in mir nur einen verfolgten Menschen gesehen und hast dich deshalb meiner angenommen. Gott wolle es dir vergelten! Wenn du nicht selbst nach Chania kommst und hast Kinder, schicke sie zu Ali Bei, und du wirst sehen, daß ich nicht undankbar bin."

Bei diesen letzten Worten richtete Chatzigianni seinen gebückten Körper auf und seine Augen leuchteten in sonderbarem Glanze.

„Zu Ali Bei! Bist du denn Ali Bei?" schrie er.

„Ja, das bin ich. Vielleicht hast du von meinem

Ansehn und meinem Reichthum gehört. Ich gebe dir und Jedem, den du —"

Aber ehe er seinen Satz beenden konnte, war Chatzigianni wie ein Wahnsinniger in seine kleine baufällige Hütte gestürzt. Ali Bei blieb erschrocken stehen, er wußte nicht, wie er die Erregung und die schnelle Flucht seines freundlichen Wirthes erklären sollte; aber ehe er aus seinem ersten Erstaunen zu sich kam, ergriff ihn ein anderer, größerer Schrecken.

Chatzigianni kam schnell wieder und schwang in seiner Hand ein großes blitzendes Schwert.

„Also du bist Ali Bei? Der Ali Bei, welcher die Farm in Chalapa hatte? der große und reiche Ali Bei?"

„Ja, das bin ich," antwortete der Türke ängstlich, „aber ich kann nicht begreifen —"

„Du wirst es gleich begreifen. Sieh mich alten Mann mit meinem weißem Haar an, sieh mich recht an — kennst du mich?"

„Nein — aber vielleicht —"

„Ich will dich schon auf die rechte Spur bringen! Es sind jetzt dreißig Jahre, daß du mich nicht gesehen hast, ich dich auch nicht. Aber wenns der Mörder vergißt, der Vater vergißts nicht! Hast du Weib und Kind?"

„Ja!"

„Nein, du hast sie nicht mehr. Nicht einmal dein Leben hast du mehr. Hier, wohin du gekommen, wirst du bleiben. Gott hat dich nicht umsonst in meine Hände geliefert."

Krampfhaft schwang der Alte das Schwert in seiner zitternden Hand und fuhr fort:

„Ja dreißig Jahre sind es her, daß du mich nicht gesehen hast, denn ich schweife umher wie ein Stück Wild, seit du mich von Chalapa weggejagt hast. Ich war auch Eigenthümer, hatte mein Haus, mein Weib und mein Kind. Ich habe auch mein Glück gehabt. Ach, du Hund, weißt du, was mir von dem Allen geblieben ist? Mir ist nur dies Schwert geblieben, aber auch das muß ich dir geben, tief in dein Herz hinein. Du sollst mir nun einmal nichts lassen!"

Von Schmerz und Zorn überwältigt, lehnte sich Chatzigianni einen Augenblick gegen einen Baum. Ali Bei wartete bleich und zitternd.

„Du hast keine Waffen, denn vorgestern, ehe ich dich aufnahm, du Schlange, um dich an meinem Busen zu wärmen, hast du sie weit weggeworfen, daß der, der dich jagte, sich mit ihnen aufhalten sollte! Du hast keine Waffen und hast nicht einmol Füße, um wegzulaufen! Zehn Jahre älter bin ich als du, aber ich kann laufen und du wirst beschwert von deinen Sünden. Bleib da stehen, bewege dich nicht! Tropfenweise will ich dein Blut trinken! Ich bin Chatzigianni, erinnerst du dich nicht an mich? Chatzigianni von Nerokotria, der die schöne Argiro zur Tochter hatte — erinnerst du dich? ja, jetzt wirst du dich wohl erinnern. Ich hatte mein Mädchen verlobt mit ihrem Liebsten, und alle unsere Freunde waren froh mit uns. Antonios war der Stolz und der Liebling der ganzen Landschaft, ein Pallikar und Liedersänger, wie es keinen zweiten gab.

Auch mit meiner Argiro konnte sich keine messen, so hübsch und schlank war sie. Du ließest uns durch zwei deiner Knechte sagen, du wollest uns sehen und uns Glück wünschen. Konnten wir wegbleiben? Das allein stürzte uns ins Unglück. Ich nahm mein Mädchen und ging in deinen Konak, verflucht sei die Stunde! Du warst vom Wein so roth, wie du es jetzt bist; aber jetzt bist du es vor Scham, und wenn ich dich nicht schlachte, erstickt dich dein eigenes Blut. Vor den Augen, die du auf Argiro warfest, wurde sie roth, und indem sie erröthete, wurde sie noch immer schöner, und indem sie immer schöner wurde, wurden deine Augen immer wilder. Du wolltest sie küssen; sie fiel in Krämpfe; mir wurde es schwarz vor den Augen vor Grimm, ich faßte dich an der Kehle — erinnerst du es nun? Da riefst du deine Knechte und sie warfen mich hinaus mit Schlägen — und die Unglückliche — die kam nicht wieder zum Vorschein. Ach, ich kann nicht mehr! Wenn ich an das Unglück meines Kindes denke, hab' ich an deinem nackten Leben nicht genug, aber ich weiß, was ich mit dir anfange, wie viele Male ich dich tödten will!"

Der schuldige Türke stand sprachlos da; eiskaltes Grausen hatte ihn ergriffen; seine Zähne schlugen zusammen; sein Gesicht, gewöhnlich roth, verlor alle Farbe. Bei den letzten Worten bückte er sich, als ob er fiele, und seine Kniee beugten sich zur Erde.

„Aman (Verzeihung), Chatzigianni!" rief er kniend.

Während er aber zur Erde niedersah, aus Furcht, dem wilden Blick seines Feindes zu begegnen, hefteten seine Augen sich auf einen großen Stein, der am Boden

lag, und blitzten auf. Er rutschte auf den Knieen weiter, ergriff den Stein mit seiner Rechten, hielt ihn hinter sich und stand langsam auf, ohne daß Chatzigianni seine neue Waffe beachtete; denn dieser, gebeugt von der Wucht seiner herzzerreißenden Erinnerungen, hielt mit der freien Hand sein graues Haupt und weinte wie ein Kind.

„Verzeihung verlangst du? und wer hört dich hier in meiner Einsamkeit? Wir beiden sind hier ganz allein, und nur Gott sieht von droben meiner Rache zu. Auch mich hat Niemand erhört, als ich deinen Leuten in die Hände biß und sie mich halbtodt aus deinem Thor hinauswarfen. Und du rufst Aman? Was soll ich nun mit ihm anfangen, o Gott?"

Indem er stets sein Schwert festhielt, legte er die Hände ineinander und sah gen Himmel, als wollte er von Gott die äußerste Strafe für den schändlichen Missethäter erfragen.

Beinahe hätte dieser Blick nach oben Ali Bei gerettet.

Dieser wartete schon auf eine Wendung oder Bewegung Chatzigiannis und erkannte jetzt den rechten Augenblick — mit einer schnellen Handbewegung schleuderte er den mächtigen Stein gegen das Haupt seines Todfeindes.

Chatzigianni wankte, griff mit der Hand nach dem Kopfe und fiel besinnungslos zu Boden. Doch mit der Rechten hielt er noch sein Schwert fest, und vergeblich versuchte Ali Bei es ihm zu entreißen. Darüber kam Chatzigianni wieder zu sich und es begann ein grausiges Ringen auf dem blutbefleckten Boden.

Die beiden Greise wälzten sich übereinander, und das Blut, das aus der Kopfwunde des Einen floß, befleckte mit seinem dunklen Roth die schneeweißen Haare Beider. Ali Bei wand sich und fluchte vor Wuth; Chatzigianni seufzte schwer, versuchte aber fortwährend die bewaffnete Hand, auf welche der schwere Körper seines Gegners drückte, freizubekommen, indem er denselben mit dem Ellbogen wegdrängte; zugleich wischte er seine Augen, welche das aus seiner Wunde rinnende Blut bedeckte und verfinsterte.

Grauenhaft war das Ringen der beiden Alten, ein Kampf um Leben, Rettung und Rache. Die Angst und die vereitelte Hoffnung Ali Beis erschöpften bald seine Kräfte; die Gemüthsbewegung, das Auflodern der Leidenschaften, die so lange niedergehalten, aber nicht erloschen waren, und die blutende Wunde Chatzigiannis lähmten auch diesem die Muskeln; aber die Erinnerung an das Unglück seiner Tochter gab ihm wenigstens für den Augenblick seine Kräfte wieder. Nach einem fürchterlichen Versuch gelang es ihm, seine Hand und sein Schwert freizumachen. Er richtete sich empor und rief mit heiserer Stimme, die aus seinem tiefsten Innern heraufzukommen schien: „Gott sei Dank!“

Auch Ali Bei drehte sich um und versuchte sich zu erheben, aber sein korpulenter Leib gehorchte seiner Anstrengung nicht. Auch setzte Chatzigianni ihm schon das Knie auf die Brust und ergriff ihn an der Kehle.

„Hündischer Sohn der Hagar, wolltest du mich mit dem Stein tödten? Den Kopf hast du mir zerschmettert, aber das Schwert hast du mir nicht ent-

reißen können. Nun denn, um meiner Tochter wegen — auch um meinetwegen."

Und indem er mit der Linken die Kehle des Türken würgte, stieß er sein Schwert zweimal in die Brust desselben.

„Aman, Christ," heulte dieser, indem er mit aller Gewalt Hände und Füße zusammenzog. „Aman, Chatzigianni," schrie er noch einmal, brüllend vor Schmerz.

„Aman hast du weder mit mir gehabt, noch mit meiner Tochter. Mitten in dem Blut, das mein Auge verfinstert, sehe ich meine Argiro, wie sie mit fliegendem Haar herumläuft und nach ihrem Antonios schreit. Die ganze Gegend war auf den Beinen, Antonios zu suchen — am Abend fanden sie ihn auf dem Weg nach Chania — da hattest du den auch umgebracht — er trug deine verfluchte Kugel — mitten in der Brust."

Chatzigianni, der nur mit großer Anstrengung noch reden konnte, nahm seine letzten Kräfte zusammen und versetzte seinem Todfeinde noch eine dritte tödtliche Wunde. „Aman," schrie sterbend der Türke und sank nach furchtbarem Krampf entseelt hin. Seine blutgefärbten Augen blieben offen, starr auf seinen Richter geheftet.

Aber auch Chatzigianni war gänzlich erschöpft. Das Blut rann noch von seiner Stirn; seine Augen wurden wirr, sein Körper fiel nieder auf Ali Beis Leichnam.

Die hereinbrechende Nacht deckte ihren Schleier über das grauenhafte Bild.

Am anderen Morgen beleuchteten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die blutbeströmten Leichname

der beiden Greise, der beiden unversöhnlichen Todfeinde, welche die Rache und der Tod vereint hatte.

Nachtstück aus dem Jahre 1687.[1]

Von Dimitrios Gr. Kamburoglu.

Mitternacht war vorüber. Kein Laut ließ sich hören, kein lebendiges Wesen regte sich in der verwüsteten Gegend. Fernweg wollte ein Vögelchen hinter den Trümmern den herankommenden Morgen willkommen heißen, doch seine Stimme erstarb zitternd in seiner Kehle.

Die Türken waren in die Burg eingeschlossen. Die Venetianer schweiften im Lande herum, sie erwarteten den Anmarsch der Türken von Theben her.

Die Lampe der heiligen Glykeria war erloschen, Niemand kam mehr zur Messe. Nur die Cypresse bei der Kirche wurde vom Winde hin- und herbewegt, und ihr Schatten an der Mauer sah aus wie ein Einsiedler, der sich in seine dunkle Kutte eingehüllt hat. Das geweihte Wasser rann murmelnd den Abhang hinunter und tränkte, was es auf seinem Wege fand.

Da kommt Jemand von unten her. Wie er sich den Trümmern nähert, stößt er einen tiefen Seufzer aus — von der anderen Seite des Hügels hört er den Wiederhall und zugleich das heisere Krächzen der Nachtraben. Er geht um den Ruinenhaufen ringsherum und schüttelt traurig sein Haupt.

Wer anders, als du, unglücklicher Athener, kann dein Haus wiedererkennen! Er liebkost den Apfelbaum,

[1] S. S. 173.

den er mit seinem Weibe zusammen gepflanzt hatte — wühlt wie von Sinnen unter den Steinen — dann eilt er von dannen, geht auf die Kirche zu, kniet bei einem Grabe vor derselben, küßt den Marmor. Das ist das Grab seines Vaters! Aber warum weinst du wie ein Kind? wer weiß, ob du morgen noch lebst! — Die Frühlingsblumen ringsumher verbreiten ihren Duft. Er streckt sich auf die Erde hin, legt sein Haupt auf den kalten Marmor, und indem er gen Himmel blickt, fragt er, was er denn gethan hat, daß er einsam und verlassen in der Welt zurückgeblieben ist.

Plötzlich kommt ein Anderer von den Turkowunia[1] her, rasch eilt er über die Hügel weg und sieht sich um, als ob er etwas sucht. Den schrecken nicht die Neraiden, noch die Fledermäuse, welche ihn im Wirbel umschwirren. Wehe Dem, der ihm auf seinem Wege begegnet! Seine Hand läßt nicht vom Schwert, in der Scheide bewegt er es hin und her.

Aber je näher er der Kirche kommt, desto mehr verläßt ihn seine Wildheit. Was hast du denn, daß du blaß wirst und zitterst, wilder Janitschar? —

Es währt nicht lange, so sieht er etwas Dunkles von unten heraufkommen. In der tiefen Finsterniß ist nicht zu erkennen, was oder wer es ist. Da wetterleuchtet es; er sieht, es ist ein Mensch, ein Venetianer.

Sogleich ist der Janitschar wieder Janitschar. Er zieht das Schwert und stürzt sich auf ihn. Sie jagen um die Kirche herum und sind schnell im Handgemenge

[1] S. S. 206.

miteinander. Auch mit dem Venetianer ist nicht zu spaßen. Wie zwei Hirsche sind sie miteinander verwickelt. Nach langem Ringen kommen sie nahe an das Grab.

Der Athener richtet sich auf, einen Degen in der Hand und steht plötzlich vor ihnen.

„Hilf mir," ruft der Venetianer auf Griechisch, „daß wir den ungläubigen Türken abschlachten!"

„Mir hilf, Landsmann," ruft der Janitschar gleichfalls auf Griechisch, „daß wir den Ketzer von Franken abschlachten!"

„Ich helfe Keinem," antwortete der Athener. „Mögen unsere Priester für die Türken sein und die gedankenlosen Laien für die Venetianer; ich kenne Beide als Feinde meines Vaterlandes. Laß, wer von euch der Stärkste ist, den Anderen fressen und euch Beide die Hunde und die Raben." Und indem er die bewaffnete Hand erhob, fuhr er fort: „Weg von hier — denn ich leide nicht, daß Menschenblut vergossen wird auf dem Grabe des alten Choraphа, meines Vaters!"

Warum fallen auf einmal die Waffen nieder? Warum öffnen sich die Arme? Warum erschallt einstimmig der Ruf: „O, mein Bruder!" —?

Wer hätte es gedacht, daß der Erste, den die Janitscharen[1] als Knaben weggeholt hatten, der Zweite,

---

[1] Die Türken erhoben bekanntlich von den Griechen den sog. Knabenzins, d. h. alle fünf Jahr holten die türkischen

den die Venetianer als zartes Kind gestohlen hatten, der Dritte, der das Glück gehabt hatte, im Elternhause zu bleiben, daß diese Drei das erste Mal, wo sie aufeinander stoßen sollten, und zwar als Feinde, sich finden sollten an ihres Vaters Grabe!

Es wollte Tag werden. Die Vöglein im Gebüsche streckten ihre Flügel und zwitscherten lieblich und traulich — das Gezücht der Nacht verbarg sich in die Löcher und Trümmer, gleich den bösen Menschen, voll Furcht, daß die Sonne und der Tag es finden und die Vöglein es mit ihren Schnäbelchen wegbeißen könnten. Die Sterne erloschen.

Wie Mancher, der vorüberkam, hielt an, als er einen Griechen, einen Janitscharen und einen Venetianer dicht neben einander knien und heiße Thränen vergießen sah auf einen und denselben weißen Grabstein!

Unglückliches Athen!

15. Delphi.

Wir hatten noch nicht lange Arachowa verlassen, so überraschte uns mitten in der großartigen Gebirgslandschaft der Blick auf einen schmalen Ausschnitt des

---

Krieger aus jeder griechischen Gemeinde die kräftigsten und schönsten Knaben (jedesmals den fünften Theil der Knaben und Jünglinge) weg, welche zu Mohammedanern gemacht und zu Janitscharen erzogen wurden.

Meerbusens von Salona. Die Wand des Parnassos schiebt sich allerdings noch drei Stunden in gerader Richtung nach Westen. Zwei Stunden von Arachowa, eine Stunde ehe das Gebirge ziemlich schnell in die Ebene von Itea abfällt, liegt am Abhange des Parnassos das Dorf Kastri an der Stelle des alten Delphi. Unterhalb desselben fließt der Pleistos (jetzt Xeropotami d. h. der trockene Fluß genannt), welcher den Parnassos von dem gegenüberliegenden Bergzuge, der Kirphis, trennt; in diesen Pleistos mündet ein Gießbach, jetzt Pappadia genannt; derselbe stammt her von der im Alterthum hochberühmten Quelle Kastalia. Diese entspringt in einer Schlucht, welche zwei Reihen steil emporragender Felsen bilden, Phaedriaden oder Schimmersteine genannt, wohl weil von ihrem nackten Gestein das Sonnenlicht reflektirt wird; hinter diesen liegt der Parnassos, im Mai noch vielfach mit Schnee bedeckt. In der Höhe des Kastalischen Quells, nur fünf Minuten westlich von demselben, liegt Kastri. Das Landschaftsbild ist ungemein ernst und ehrfurchterweckend.

Wir hielten vor einem Hause, welches von der Regierung liebenswürdigerweise den Fremden zur Verfügung gestellt ist. Es war natürlich verschlossen und der Wächter mußte herbeigeholt werden. Dieser dienstwillige Mann, welcher uns mit größter Zuvorkommenheit während unseres Aufenthalts in Delphi mit allem versorgt hat, was wir brauchten, hatte, sowie er uns eingelassen, sofort kastalisches Wasser zu beschaffen. Inzwischen freuten wir uns des Hauses, das reingehalten war, wenn auch die Einrichtung sehr einfach war; das

Fremdenbuch enthielt viele Namen, die in der Welt einen guten Klang haben. Besonders freuten wir uns des kleinen Balkons, von welchem aus wir den herrlichen Blick in die erhabene Gebirgswelt recht behaglich genießen konnten.

Freilich lockte dieselbe uns bald wieder hinaus, und zwar zuerst zur Kastalia, an welcher wir vorher vorübergeritten waren; jetzt kletterten wir, so weit es möglich war, in die Schlucht hinein. Weihwasser war es im Alterthum, das hier geschöpft ward; doch schrieb man demselben nicht magische Wirkung zu, als Sinnbild sollte es wirken, wie die Pythia denen zurief, welche kamen, sich mit ihm zu besprengen:

Für den Guten genügt ein Tropfen, aber dem Bösen
Spülte das Weltmeer selbst nimmer die Sünde hinweg.

Später war es nicht mehr die sittliche Reinheit, welche man dem Wasser der Kastalia zuschrieb, sondern die dichterische Begeisterung, wie Ovid sie sich anwünschte:

Möge der Pöbel das Niedre bewundern; du, blonder Apollo,
Fülle den Becher mir an mit dem kastalischen Trunk.

Nachdem wir dieser Wunderquelle unsere Huldigung dargebracht, gingen wir ein Stück des Weges nach Arachowa zurück, bis wir auf einem Felsvorsprung am Fuß der Phaedriaden uns einen Sitz erkoren hatten, von welchem aus wir tief hinein in das Flußthal, weit zu dem Bergspalt hinaus blicken konnten, an dessen Ende das Meer erschien, während das armselige Kastri, die Nachfolgerin des einst so berühmten Delphi, uns

zur Seite lag. Hier lud alles ein, der fernen Vergangenheit zu gedenken. Wir waren zum Tempel des Zeus in Olympia gewallfahrtet, zur Kultusstätte der Athena auf der Akropolis der ihr geweihten Stadt; jetzt war es uns vergönnt, den Ort zu sehen, wo die dritte Person der althellenischen Dreifaltigkeit ihr wichtigstes Heiligthum gehabt hatte, Apollon. In dem ganzen religiösen Leben der Griechen ist keine größere Epoche zu erkennen, als die Erscheinung des Apollon, sagt Ernst Curtius. Er erscheint als Einwanderer von Lykien her, oder als auf der Insel Delos geboren; seine erste That aber ist die Tödtung des Drachens Python und die Stiftung des Orakels zu Delphi. Python heißt soviel als der Verfaulende, Delphi ist wahrscheinlich gleichbedeutend mit Gebirgsschlucht; die Sage von dem Drachen Python bildet uns also wohl die verpestende Fieberluft ab, welche über die Ebene würgend dahinkriecht; woher sie kommt, weiß man nicht, man blickt hinauf zu den Bergschluchten als ihrem geheimnißvollen Ursprung. Nachdem Apollon die furchtbare Schlange besiegt, beschließt er, an dem Schauplatz seines Sieges einen Ort seiner Verehrung zu gründen; die kretische Mannschaft eines Schiffes holt er von dem nächsten Meeresstrande herauf; aber als die in feierlicher Andacht seinem Spiele folgenden Mannen in diese Bergwildniß kommen, werden sie irre; wie sollten sie leben können, so fragen sie, an einem Orte, wo es weder Korn, noch Wein, noch Weideland giebt! Aber Apollon weiß sie zu beschwichtigen; seine Verehrer würden ihnen Herden genug herbeiführen, so daß sie

nur das Messer bereit zu halten haben, um die Opfer zu schlachten, denn zu Beschützern seines Tempels und zu Priestern habe er sie erwählt; doch wenn sie unter dem Deckmantel seines Dienstes sich Unrecht zu schulden kommen lassen, werde ihrer verdiente Knechtschaft warten.

So wird das unfruchtbare Land durch die Gnade seines Gottes getröstet; so wird an diesem Orte, welcher nur durch die Erhabenheit seiner Lage ausgezeichnet ist, die Kultusstätte des edelsten griechischen Gottes gegründet, welche dann der ideale Mittelpunkt des hellenischen Volkes wird, so daß die alten Griechen sogar Delphi als Mittelpunkt der Erdoberfläche überhaupt ansehen, denn hier sollten die Adler, welche Zeus vom Aufgang und vom Niedergang der Sonne gleichzeitig hatte fliegen lassen, einander begegnet sein. Und Jahrhunderte hindurch bilden die Priester des Apollon zu Delphi — wenn man an diesem Ausdruck nicht Anstoß nehmen will — die geistliche Oberbehörde der Hellenen. In ihrem Kreise ist die Genealogie aufgestellt worden, nach welcher der Sohn des Deukalion (des griechischen Noah), Hellen, drei Söhne gehabt haben soll, Aiolos, Doros und Xuthos, der letztere aber die beiden Söhne Jon und Achaios; so führte man die Jonier und Achäer, die Dorer und die Aeoler d. h. die andersartigen Hellenen, auf einen Stamm zurück, und pflegte die Brüderlichkeit Aller, wie denn auch untersagt war, daß ein hellenischer Stamm den anderen in Delphi verklagen oder wider den anderen in Delphi einen Spruch nachsuchen sollte. Doch nicht nur von großer politischer Wichtigkeit war das Priesterkollegium in Delphi, sondern

auch von großer Bedeutung für die Reinhaltung des sittlichen Bewußtseins; wehe dem, der etwas fragte, was offenbar dem Willen der Götter zuwiderlaufen mußte; ihm drohte die Rache der Götter, zumeist indem er durch Mißverständniß der ihm gegebenen Antwort ins Verderben rannte. Vergegenwärtigt man sich diese Wichtigkeit der Priester des delphischen Apollon, so möchte man sie vor allen ihren Zeitgenossen auf dem weiten Gebiete des Heidenthums glücklich preisen, daß sie inmitten einer solchen Natur haben eines solchen Amtes warten dürfen. Freilich zur Zeit der Perserkriege sind sie ihrer hohen Aufgabe nicht mehr gewachsen; es hatte dem Priesterkollegium geschadet, daß es auch von Barbaren vielfach um Rath gefragt worden war, es hatte infolgedessen seine nationale Gesinnung verloren. Aber mit dem Ansehen von Delphi sinkt überhaupt die Einheit Griechenlands dahin, und zunächst Athen und Sparta treten in den unheilvollen Kampf, in welchem die Blüthe der hellenischen Kultur hinwelkt. Nichts nützt es dem Sokrates, daß er von Delphi aus für den weisesten aller Hellenen erklärt wird; er muß dennoch als Verbrecher gegen die Religion den Giftbecher trinken; dann fristet die delphische Priesterschaft noch fast acht Jahrhunderte ihr Dasein, von Abergläubischen noch oft befragt, aber ohne ferneren Einfluß auf eine Einigung und Hebung des griechischen Volkes.

Als Sulla einmal in Geldnoth war, schickte er hin, um aus dem Schatz des Apollontempels in Delphi das Nöthige zu entnehmen. Um ihn in Furcht zu setzen, berichtete man ihm, man habe einen dumpfen

Harfenton aus dem Allerheiligsten erklingen hören. Sulla lachte: Der Gott hat mich willkommen geheißen. Nero raubte von hier fünfhundert eherne Standbilder, doch man merkte die Verminderung der Kunstwerke kaum. Konstantin der Große plünderte Delphi, um Konstantinopel zu verschönern und zu bereichern. Julian wollte den Tempel wieder restauriren lassen; aber das Orakel antwortete: Die alte Pracht ist gefallen, Phoibos hat nicht einmal eine Hütte mehr, noch den altheiligen Lorbeer, noch die begeisternde Quelle; alles ist vorüber!

Als es dunkel wurde, kehrten wir in unser Haus zurück. Der Wächter hatte die beste Mahlzeit zusammengestellt, welche in der Bergeinsamkeit möglich war; zum Schluß gab es Jaurt, eine in Griechenland sehr beliebte saure Milchspeise. In glücklicher und gehobener Stimmung verplauderten wir noch die ersten Stunden der Nacht, und bei häufigen Trinksprüchen erklangen unsere Gläser.

Man muß nicht denken, daß wir uns jetzt mit dem Resinatwein ausgesöhnt hatten. Wir tranken Wasser.

Aber es war Wasser aus der Quelle Kastalia!

Wir hatten uns auf den Decken ausgestreckt, welche der Wächter uns in zwei Zimmern auf den Boden ausgebreitet hatte, und waren sanft entschlafen.

Mit einem Ruck erwachten wir und richteten uns auf. Es hatte wirklich einen Ruck gegeben, und das Haus hatte geschwankt. Es war merkwürdig, wie schnell aller Schlaf uns verlassen hatte. Wir waren völlig klar über dieses neueste Begegniß; wir waren dabei, ein Erdbeben zu erleben.

Mondlos und sternenlos war die Nacht. Im Dorf erhob sich ein wilder Lärm; Menschen und Thiere schrien durcheinander.

Noch eine zweite — und noch eine dritte Erschütterung. Nicht mehr; das Erdbeben war vorüber.

Der Wächter erzählte uns am anderen Morgen, der Schrecken im Dorf sei groß gewesen, alle Menschen seien aus den Häusern gestürzt, aber es habe kein Unglücksfall sich ereignet. Er bezeichnete doch solche Erschütterungen als etwas Seltenes. Aber die Geschichte erzählt von ihnen bei verschiedenen Gelegenheiten; z. B. sollen die Perser 480 v. Chr. durch Unwetter und Erdbeben gehindert sein, nach Delphi vorzudringen.

Das merkwürdige Nachtereigniß mag es entschuldigen, daß wir einen Sonnenaufgang in Delphi verschliefen, den ich meinen Lesern deshalb mit den Worten des Euripides schildern muß; derselbe wird es erlauben, daß ich für die im Deutschen weniger verständlichen Rhythmen seines Chorgesangs ein modernes Versmaß wähle:

Schon hebt sich in himmlischem Strahlenkranz
Die Sonne mit siegender Macht,
Und die Sterne flieh'n vor dem glühenden Glanz
In heilige Nacht.

Das niebetretene Schneegefild
Des Parnassos, hehr und rein,
Es leuchtet wieder — hochherrliches Bild! —
Mit rosigem Schein.

Es hüllen Myrrhen die Halle in Duft,
Wo Phoibos, der hülfreiche, wohnt,
Und über des Erdspalts rauchender Kluft
Die Priesterin thront.

Sie singt, was Apollon ihr zubraust, treu
Dem Gotte, dem sie geweiht;
Es beugt sich der Grieche in heiliger Scheu
Dem Gottesbescheid.

So wascht euch, ihr Frommen in Delphis Gau,
Im Silber Kastalias rein,
Und tretet, gebadet im heiligen Thau,
Zum Tempel hinein!

Wir folgten der Aufforderung des altgriechischen Morgenliedes und traten in den Tempel; freilich nicht in den von Menschenhand gebauten Tempel des Apollon, von welchem nur die Grundfesten noch sichtbar sind, sondern zu den höheren Regionen des Parnassos war unser Weg gerichtet. Auf schmalem, steil ansteigendem Felsgrat ritten wir um den westlichen Rand des Parnassos herum, weil es direkt oberhalb Delphis fast unmöglich ist, zu den oberen Theilen des Gebirges hinanzuklimmen; sodann wandten wir uns an der anderen Seite des Parnossos wieder ostwärts und erreichten ein Plateau mit ziemlich viel Wald. In dieser Einsamkeit fanden wir ein höchst armseliges Gehöft, kaum mehr als eine Hürde, bewohnt von einigen Familien, bewacht von wolfsähnlichen Hunden, welche uns so hartnäckig angriffen, daß es beinahe zu ernstlichem Kampfe zwischen ihnen und uns kam. Weiter hinauf kamen wir zu einem kleinen Berg-

see; er wurde von einer köstlichen Quelle gespeist, Drosonero oder Thauwasser ist ihr Name. Nun ging es über Geröll und große Felsblöcke, hier und dort von Buschwerk durchwachsen, sehr beschwerlich aufwärts. Kein Pfad war merklich; aber unser Führer bewies sich als sehr ortskundig, was hier von besonderer Wichtigkeit war, weil man sich leicht versteigen konnte; zu ihm hatten sich noch ein paar Jäger gesellt, welche von ihrem Pulver einen sehr ausgiebigen, aber erfolglosen Gebrauch machten. Nach großen Anstrengungen hatten wir das Ziel unserer Bergwanderung erreicht. Es war nicht unsere Absicht, den Gipfel des Parnassos zu ersteigen; es wäre auch im Mai wegen des Schnees noch unmöglich wesen. Aber die korykische Grotte wollten wir erreichen, und wir waren jetzt am Eingang derselben angelangt. Der Führer zündete Licht an, und wir traten in die Höhle ein. Nur Inschriften an den Felsen, welche auf die Berg- und Waldgottheiten hinwiesen, erinnerten daran, daß man einst hier unter wildem Jauchzen Gottesdienste feierte; die Wände der Grotte, ihr Boden, ihre Wölbung erschienen sonst nirgendswo von Menschenhand bearbeitet; von der Decke hingen Tropfsteinbildungen herab. Nach hinten stieg die Höhle etwas an, führte aber nicht mehr weit in den Berg hinein. Das von dem Lichte der Kerzen spärlich erleuchtete Dunkel, die Kälte, der feuchte Boden, der bei bei jedem Schritt uns in Gefahr brachte auszugleiten, veranlaßten uns, den Aufenthalt in der korykischen Grotte abzukürzen; und wir legten uns die Frage vor, ob in diesem Fall das Ziel die Wanderung zur Genüge gelohnt hatte?

Anders urtheilte einst Pausanias; seine Beschreibung der Grotte ist aber derart, daß man zu der Annahme genöthigt ist, auch hier werde ein Erdbeben die Oertlichkeit wesentlich geändert haben. Unter allen Höhlen, schreibt er, schien mir diese am meisten sehenswerth zu sein; denn die Höhlen, welche sonst berühmt sind, werden von der korykischen Grotte an Größe übertroffen; auch kann man den größten Theil derselben ohne Licht durchwandern; die Wölbung erhebt sich zur Genüge über den Boden; Wasser strömt zum Theil aus Quellen hervor, zum Theil träufelt es von der Decke hernieder, so sind auch viele Tropfsteingebilde entstanden. Heilig ist die Höhle dem Pan und den korykischen Nymphen. — Uebrigens soll die korykische Höhle den umwohnenden Menschen zur Zeit der Fluth des Deukalion als Zufluchtsort gedient haben, indem dieselben dem vom Instinkt geleiteten Lauf der Wölfe folgten; später aber zu gleichem Zweck den Bewohnern Delphis, als der Perserzug des Xerxes gegen sie heranrückte.

Die Rückkehr nach Delphi brachte uns manchen Aerger durch die Störrigkeit der Maulthiere, welche uns inmitten des uralten Gebirgswaldes stets aufs neue in Gefahr brachten, das Schicksal Absaloms zu erleiden; aber wir hatten einen unbeschreiblich schönen Ausblick auf das anfangs 5000 Fuß tief unter uns liegende Meer, nämlich auf den Meerbusen von Salona und weiterhin auf den Meerbusen von Korinth, sowie auf die Gebirge von Lokris und Doris und selbst auf die schneegekrönten Berge des Peloponnes hinüber.

Der Nachmittag war einer Besichtigung der Ruinen

von Delphi gewidmet. Natürlich handelte es sich vor allem um die Stätte des alten Apollontempels. Von ihm ist zur Zeit wenig mehr als die Stützmauer zu sehen. Vor diesen Stützmauern lagen verschiedene Säulentrommeln auf einem kleinen Ausgrabungsfelde, welches von einer französischen Expedition herrührt. Da man auch sonst mehrfach Stützmauern und Steine mit Inschriften aus der Erde herausragen sieht, außerdem aber manche Kunstdenkmäler die ziemlich abschüssige Bergseite hinunter in die Thalsohle und das Bett des Pleistos hinuntergerollt sein werden, so liegt der Wunsch nahe, daß einer von den Besitzern vieler Millionen einen Theil seines Vermögens dazu hergeben möchte, um Delphi zu einer ähnlichen Auferstehung zu verhelfen, wie sie für Olympia erreicht ist. Man darf mit Sicherheit behaupten, daß hier ausreichende Forschungen zu hervorragenden Erfolgen führen müssen. Einstweilen aber liegt ebendort, wo einst die Orakel gesucht wurden, das beliebteste Wirthshaus der Männer von Kastri und vor demselben der Dorfplatz, von welchem aus man unseren Untersuchungen neugierig zusah. Wir aber bauten uns auf dem Untergrunde, den wir vor Augen hatten, zunächst den Vorhof des Tempels auf, geschmückt mit Perserschilden, welche bei Marathon erbeutet waren, aber noch schöner mit den Sinnsprüchen: Erkenne dich selbst! und: Nimmer zu sehr! Im Geiste traten wir ein durch die Cella in das Adyton oder Allerheiligste, wo das ewige Feuer brannte, eine schmale Treppe tief hinunter in ein von Trophonios aus fünf kolossalen Blöcken zusammengefügtes Gemach für die, welche das

Orakel befragen wollten, sodann aber in eine natürliche Grotte; über einer Felsspalte, aus welcher betäubende Dämpfe stiegen, saß hier auf einem Thron mit drei vergoldeten Füßen die Priesterin, mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Ihr schwand das Bewußtsein, Krämpfe durchzitterten sie, Schaum trat ihr vor den Mund, sie begann mit Zungen zu reden, ihre zum Theil unartikulirten Laute aber deuteten die Priester zu Orakelsprüchen. Und diese Aussprüche, welche Apollon der Seherin „zubrauste", wie Euripides sagt, entschieden für die Griechen selbst über so wichtige Fragen wie über die Geltung der lykurgischen und solonischen Gesetzgebung, oder über die Anlegung von Kolonien an allen Küsten des Mittelmeeres. Wir sehnen uns nach Offenbarung, sagt Goethe; wie sehr auch das geistesklarste Volk einer unmittelbaren Leitung von oben her sich bedürftig fühlte, das zeigt das viele Jahrhunderte hindurch andauernde Ansehen Delphis bei den Hellenen.

Aber nun liegt an der Stelle des Apollontempels jene Dorfschenke; und nicht einmal die Erdspalte ist jetzt noch aufzufinden, es raucht nicht mehr aus der Tiefe, alles ist durch Erdbeben verändert und verschüttet. Wir aber besichtigen jetzt die Stufen einer alten Säulenhalle, auf welchen wir Inschriften in den regelmäßigsten Charakteren lesen; auch hier liegen gewaltige Säulenstücke, und deutlich erkennt man die Straße, welche hier entlang führte, und Nischen mit Sitzen an derselben. Sodann steigen wir im Dorfe umher nach anderen Ueberresten des Alterthums und finden ein Stück des alten Theaters in der Mauer eines Viehstalles. Man

zeigt uns ein kleines Museum, d. h. einen Haufen Trümmer auf der Diele eines Privathauses; das Mißverhältniß einer solchen Sammlung zu dem Weltruhm Delphis berührt sonderbar. Jetzt steigen wir hinauf zu dem am westlichen Ende des Dorfes hochgelegenen Stadion und gedenken der pythischen Spiele, welche nur den olympischen an Bedeutung nachstanden. Noch etwas weiter zum Dorfe hinaus liegt ein Kirchlein des heiligen Elias, von einem Begräbnißplatze umgeben; es machte uns Freude, in einer Ecke der ihn umgebenden Ringmauern eine sonst nicht erwähnte Grabtafel zu entdecken, welche, nach einem Distichon, das in dieselbe gemeißelt war, auf Beschluß der Amphikthyonen — des griechischen Bundesraths, der regelmäßig in Delphi zusammentrat — dem Plutarch zu Ehren errichtet war.

Nachdem wir durch das Dorf zurückgekehrt waren, gingen wir an der Schlucht der Kastalia vorbei, hinüber zu dem Abhang des Gebirges unterhalb Delphis. Hier liegt ein kleines Kloster, durch den allgemeinen Verfall der Baulichkeiten genügsam als Werkstätte des Müßiggangs gekennzeichnet. Sowohl in den Klostermauern, als auch ringsumher fanden wir zahlreiche Säulenstücke, weiterhin Stützmauern, welche kunstvoll aus vieleckigen Steinen zusammengefügt waren.

Wenn irgendwo, so hätte in Delphi bei dem ergreifenden Gegensatz zwischen den Resten gewaltiger Bauten von ehemals und der jetzigen Armseligkeit sich unser eine gewisse Ruinensentimentalität bemächtigen können. Wir hielten uns aber tapfer, beschlossen auch

diesen Abend fröhlich und saßen am anderen Morgen 7 Uhr zu Pferde, um nach Itea hinunterzureiten.

Auf einer antiken Gräberstraße näherten wir uns in kurzem der krisäischen Ebene, in welche uns ein Zickzackweg rasch hinunterführte. Auch hier trat uns wieder die große Verschiedenheit griechischer Landschaften entgegen, die auf das Nächste zusammengerückt sind. Denn an die tiefernste Gebirgsgegend Delphis schließt sich in einer Entfernung von kaum einer Stunde die fruchtbarste Ebene, besetzt mit Olivenwald, wie diejenige von Sparta und von Athen.

Jenseits der Ebene wurde die Aussicht abgeschlossen von den aetolischen Gebirgen, welche hier und dort noch Schnee trugen; sie erinnerten uns an die Massenberge von Epeiros, welche das erste gewesen waren, das wir von der Balkaninsel erblickt hatten, als wir nämlich nach Korfu gekommen waren; wir hatten beinahe einen Kreislauf gemacht. In dem Stufenlande Lokris, das zu jener Gebirgswelt aufsteigt, sahen wir Salona liegen, einst und jetzt wieder Amphissa genannt. Sodann kamen wir durch einen aufblühenden Flecken, welcher an der Stelle der alten Stadt Krisa liegt, die einst so mächtig war, daß der ganze Meerbusen von Korinth von ihr seinen Namen hatte; der Hafen dieser noch ziemlich hochgelegenen Stadt, Kirrha, ist jetzt nur durch ein unbedeutendes Dorf bezeichnet. Diese drei Namen Krisa, Kirrha und Amphissa riefen uns aus der griechischen Geschichte die sogenannten heiligen Kriege ins Gedächtniß. In ihnen handelte es sich um das Bestreben das reiche Delphi in ein Abhängig-

keitsverhältniß zu bringen. Delphi aber wollte nicht krisäisch, nicht einmal phokisch sein, sondern allgemein hellenisch bleiben. Darüber gehen im ersten heiligen Kriege die Städte Krisa und Kirrha zu Grunde, in einem anderen gerathen die Bewohner der ganzen Landschaft Phokis in Knechtschaft, im letzten, der durch die Schlacht bei Chaironeia entschieden wird, kommen die Griechen überhaupt in Abhängigkeit.

In Krisa war es für uns mühsam, den Weg durch den Flecken zu passiren, weil die Ernte eingebracht wurde. Dies kann in den griechischen Gebirgsgegenden nicht auf Erntewagen geschehen, sondern die gewaltigen Garbenbündel werden den Pferden, Maulthieren oder Eseln aufgeladen; das Thier ist unter seiner Last kaum sichtbar, so daß es scheint, als ob der Getreidehaufen sich von selbst bewege. Derselbe sperrt natürlich den schmalen Weg und an Ausweichen ist nicht zu denken. Unterhalb Krisas wurde der Weg, der fast eine Stunde lang durch den duftigen Olivenwald führte, sehr bequem; als Itea in Sicht kam, setzten die Thiere sich in Trab; so kamen wir hurtig genug in diesem kleinen Hafenort an.

Besonders reizvoll war hier das rege Treiben am Strande. Man konnte zweifelhaft werden, ob man noch in Europa war, denn etwa acht Kamele hatten schwere Lasten von Salona heruntergebracht und warteten der Befreiung von ihrer Bürde; ein anschmiegsames Kamelfüllen spielte possirlich herum. Ein unternehmender Mann in der eben genannten Stadt scheint in dieser sehr geschützten Gegend, welche nur nach Süden auf das

fast binnenseeartig abgeschlossene Meer hin sich öffnet, Kamelzucht zu treiben.

Itea westlich gegenüber liegt am Meerbusen von Salona die ansehnliche Stadt Galaxidion, einst Diantheia genannt und schon zu dem (westlichen) Lokris gehörig. Wir konnten die Abfahrt des Schiffes von dort beobachten und zu rechter Zeit die vortreffliche Fischmahlzeit schließen, mit welcher wir uns auf die Seefahrt vorbereiteten.

16. Korinth.

Es war wiederum unsere alte Mykale, welche uns aufnahm, und der mächtigste aller griechischen Kapitäne, der uns schon von Brindisi nach Korfu und von Athen nach Syra gebracht hatte, versprach mit Freuden, uns ebenso wohlbehalten von Itea nach Korinth zu bringen, der alten Warnung zum Trotz:

Nicht Jedem rath' ich eine Seefahrt nach Korinth.

Indem wir, auch hier von vielen Delphinen geleitet, ostwärts fuhren, sahen wir rechts die wohlbekannten Berge des Peloponnes wieder, besonders das schneeige Kyllenegebirge, links aber grüßte der Helikon, bis wir der korinthischen Bucht uns näherten; hier wurde das Küstenland des Peloponnes flacher. Wie öde lagen die Gestade, wo einst der Grundbesitz sprichwörtlich theuer war, weil an einem Ende Sikyon mit einem Umfange von zwei, am anderen Korinth mit Mauern von drei Meilen Länge sich ausbreitete, beide nur ungefähr drei

Meilen voneinander entfernt! In dem erstgenannten Sikyon entfaltete sich besonders damals reiches und üppiges Leben, als Kleisthenes daselbst fürstliches Ansehen hatte, und am allermeisten, als derselbe seinem einzigen Kinde, der Agariste, die Hochzeit bereitete (568 v. Chr.). Ein Jahr lang bewirthete Kleisthenes die Freier, welche aus allen Landschaften Griechenlands und Unteritaliens hierhergekommen waren, darnach aber erwählte er den reichen und in allen gymnastischen Künsten wohlgeübten Athener Hippokleides zu seinem Schwiegersohn. Der Tag der Vermählung war gekommen; da ließ Hippokleides einen Flötenspieler holen und tanzte zu der Musik desselben, was dem fürstlichen Kleisthenes nicht recht geziemend erschien. Hippokleides aber tanzte immer begeisterter und kunstvoller; endlich ließ er sich einen Tisch bringen und tanzte auf demselben zuerst nach spartanischer, dann nach attischer Weise; zuletzt aber stellte der Tausendkünstler sich sogar auf den Kopf und gestikulirte mit den Beinen. Das wurde dem Kleisthenes zu stark; zornig rief er aus: Jetzt hast du dir die Braut vertanzt! Der aber rief leicht getröstet: Daraus macht sich Hippokleides nichts. Das ist zum Sprichwort geworden, setzt Herodot hinzu, nachdem er diese Geschichte erzählt hat. Aber noch heutzutage hört man kaum eine andere Redensart so häufig in Griechenland als diese: Den pirasi, d. h. schadet nichts.

Gegen vier Uhr Nachmittags hatten wir Neu-Korinth erreicht, welches sich ziemlich lang am Strande hinstreckt. Aber der alte Hafen Lechaion, westlich von der heutigen Stadt gelegen, ist versandet, und im

Hafen der letzteren ist es still, wie in ihren breitangelegten Straßen. Nachdem wir uns Quartier und die Abendmahlzeit in der reinlichen und wohlausgestatteten Bahnhofsrestauration bestellt hatten, eilten wir, die Stunden bis zum Eintritt der Dunkelheit noch zur Besichtigung des Isthmos zu benutzen. Welche Wichtigkeit hat diese schmale und nicht einmal eine Meile lange Strecke in der Geschichte! Ehe man daran dachte, diese Landenge zu durchschneiden, wußte man sich zu helfen, indem man Schienen legte, auf welchen die Schiffe von der einen Seeküste zur anderen gerollt wurden; und hierdurch wurden die Korinther zuerst reich. Der Tyrann Periandros (um 600 v. Chr.) scheint der Erste gewesen zu sein, der auf den Gedanken kam, die beiden Meere durch einen Kanal zu verbinden; das Gewaltsame eines solchen Unternehmens scheint es für andere Tyrannen anziehend gemacht zu haben, wie für Nero; doch auch Herodes Atticus (S. 197) gedachte sein fürstliches Vermögen darauf zu verwenden; er soll sich gesagt haben, durch einen solchen Kanalbau sicherer die heißersehnte Unsterblichkeit erlangen zu können als durch alle seine anderen Bauten. Aber der feste Kalkstein hat Widerstand geleistet, und auch der neueste, seit 1881 unternommene Versuch hat, wenngleich aus anderen Gründen, noch nicht viel Glück gehabt. Trübselig still liegen die beiden Städtchen da, welche an beiden Enden des Kanals gegründet sind, Poseidonia und Isthmia; an der Mitte desselben soll ein berühmter Luftkurort in Poseidons Fichtenhain angelegt werden, aber gegenwärtig zeigt sich dort noch kein Häuschen, und sehr melancholisch langsam wird die un-

geheure Arbeit durch die paar Dutzend Menschen gefördert, so daß wohl nicht zu erwarten steht, daß der Kanal im Jahre 1891, wie geplant, fertig gestellt sein wird.

Wir gingen in dem Durchstich, welcher zum Theil 300 Fuß tief gegraben werden muß und überall gegen 100 Fuß breit ist, eine halbe Meile entlang. Ein wundersames Geschichtswerk lag hier vor uns aufgeschlagen, welches sehr wahrheitsgetreue Kunde über die Schicksale des Landes aus einer Zeit gab, von welcher keine Spur von Ueberlieferung geblieben ist; leider war es mir unmöglich, die Schriftzüge zu enträthseln, in welchen diese Urkunde vorliegt. Ich meine die Lagerung der verschiedenen Schichten des Erdkörpers, welche beim Durchstich deutlich zu Tage treten; auch wer gänzlich Laie ist, bemerkt z. B. an den jetzt 100 und mehr Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Muschelschichten, wie sehr sich seit jener vorgeschichtlichen Zeit das Meer gesenkt oder das Land gehoben haben muß. Unser Heimweg bei Sonnenuntergang war überaus schön, besonders der Blick auf die Geraneia oder Kranichberge, welche die Landschaft Korinth von Megaris trennten, und überhaupt auf die drei- und vierfach hintereinanderliegenden und demgemäß abgetönten Gebirgszüge.

Keine Ruine hatte uns an die isthmischen Spiele erinnert, wie denn überhaupt alles ringsumher durchaus der Neuzeit angehörte. Wie weggewischt ist die einstmalige Größe Korinths, welches mehrfach das Schicksal hatte, zwischen glänzender Entfaltung und gänzlicher Vernichtung hin und her geworfen zu werden. Was

man von Korinths Lage zu sagen pflegte: Zum Gipfel steigt Korinth und sinkt zur Tiefe auch — das galt gleichfalls von seiner Geschichte, welche wechselvoller ist als die einer anderen griechischen Stadt. Unter Periandros und den anderen Tyrannen, wie in der folgenden Zeit ist Korinth so belebt und reich, daß die Zahl der Sklaven auf 460,000 angegeben wird. Dann wird Korinth von den Römern gänzlich zerstört und liegt genau ein Jahrhundert hindurch wüste, bis es, von Caesar aufs neue gegründet, schnell wieder aufblühte. Den ersten Handelsgegenstand der neuen Kolonie bildeten die Erzeugnisse des Kunstgewerbes der Keramik, welches im alten Korinth geblüht hatte, jene Vasen, welche man in den Trümmern auffand. Wiederum gerade hundert Jahre nach der Neugründung Korinths durch Caesar, zur Zeit, da der Bruder des bekannten Philosophen Seneca hier Prokonsul war, gründete der Apostel Paulus hier die Gemeinde, welche sein geliebtes Schmerzenskind wurde, an welche er, um ihr Parteitreiben zu bekämpfen, das allbekannte Kapitel von der Liebe (1. Kor. 13) richtete. Aber aller Reichthum der römischen Stadt Korinth fiel in die Hände Alarichs und seiner Gothen, und wiederum verliert sie ihr Ansehen für viele Jahrhunderte, bis sie in der Geschichte der Neuzeit eine Rolle spielt als Zankapfel zwischen Venetianern und Türken. Nach der Befreiung Griechenlands steht, als es sich um die Residenz des griechischen Königs handelt, Korinth mit Athen zur Wahl; aber ein Vierteljahrhundert später wird es durch ein furchtbares Erdbeben fast vom Erdboden vertilgt. In den

dreißig Jahren seitdem hat sich eine neue Stadt, nicht auf dem Boden der alten, sondern am Meeresstrande erhoben. In ihrem Schoße finden wir, nachdem uns der Bursche des Bahnhofswirths mit einer Stalllaterne durch das tiefe Dunkel einiger Straßen geleitet hat, zwei Schlafzimmer, wie man sie auch in einem deutschen Gasthof nicht besser wünschen kann.

Aber am anderen Morgen holt uns der tags vorher bestellte Wagen schon vor fünf Uhr ab, um uns dahin zu bringen, wo Akrokorinth auf hohem Bergesrücken uns hinanruft. Welch schöne Fahrt in der Morgenfrühe, zuerst unfern des Gestades; sodann hebt sich der Boden, und wir kommen zu den armseligen Resten der alten Stadt Korinth. Nur die Trümmer eines alten Tempels ziehen hier unsere Aufmerksamkeit auf sich; zwei Säulenreihen, von denen noch vier und zwei Säulen stehen, stoßen in einer siebenten rechtwinklig zusammen; zum Theil tragen die Säulen noch ihr Gebälke. Sie erinnern durch ihr Material — porösen Kalkstein — an diejenigen Olympias, durch die Massigkeit ihres dorischen Stils an diejenigen von Paestum. Aber nur Vermuthungen sind darüber möglich, welcher Gottheit der Tempel geweiht war, dessen Reste offenbar seit sehr alter Zeit alle Zerstörungen ringsumher überdauert haben. Außer diesen sieben Säulen ragen nur Cypressen über die ärmlichen Hütten empor.

Unser Wagen hält; wir haben jetzt gegen 2000 Fuß hoch hinaufzuklimmen. Denn vor uns liegt der Burgberg von Korinth, um den sich einst Helios und Poseidon stritten, der Sonnengott, weil er allmorgend-

lich zuerst seinen Gipfel begrüßt, der Gott des Meeres, weil er seinen Fuß bespült. Helios trug den Sieg davon, aber er schenkte diesen Berg und die Stadt zu seinen Füßen an Aphrodite. Unmittelbar oberhalb der alten Stadt Korinth ist es unmöglich, Akrokorinth zu ersteigen. Aber wie vor der Akropolis in Athen westlich der Areopag, so liegt westlich von Akrokorinth eine niedrigere Höhe, wo zur Zeit der Frankenherrschaft ein Baron Montesquiou sein Schloß gehabt haben soll; aus seinem Namen scheint die Benennung dieser Höhe: Pente Skuphia, d. h. Fünfkappen entstanden zu sein. Von hier aus geht es durch mittelalterliche Thore und Festungswerke, welche jetzt verlassen sind, höher und höher hinan. Auf der höchsten Spitze stand neben einem alten Aphroditetempel eine byzantinische Kapelle, später in eine türkische Moschee verwandelt; auf den Mauern, welche von diesem Bauwerk übrig geblieben sind, nahmen wir unseren Platz und versenkten uns stundenlang in das Gemälde, welches sich hier vor uns entfaltete.

Wohl mit Recht hat man Akrokorinth im Alterthum Epope d. h. die Schauenburg genannt; es wird nicht viel Höhen geben, wo so viel zu schauen ist — und wo einst so viel zu schauen war. Es war zwar nicht ein völlig heller Tag, weshalb wir den weißen Stern der Akropolis von Athen nicht finden konnten. Doch hatten wir schon so genug zu bewundern. Der wunderbarste Theil des Bildes war selbstverständlich die Annäherung der beiden Meerbusen von Korinth und von Aigina, zwischen welchen der Isthmos wie eine

Brücke erschien, die von Mittelgriechenland zum Peloponnes hinüberführte. Wir zogen uns dann die Linien, welche uns das weitreichende Stadtgebiet des alten Korinth begrenzten. Eine Mauer erstreckte sich von der Burg hinunter nach dem oben erwähnten Lechaion. An der anderen Seite erhebt sich der Berg Oneion d. h. Eselsrückgrat. Wo er sich nach der Stadt hin abdachte, lag die Villenvorstadt des antiken Korinth, Kraneion genannt. Hier wohnten die Reichen in ihren Palästen — und, reicher als sie, Diogenes in seiner Tonne; eben hier soll das berühmte Zusammentreffen des Diogenes mit Alexander dem Großen stattgefunden haben, welcher ihn beinahe beneidet hätte. Dieser weite Umfang war mit Mauern umgeben, welche, trotz ihrer Länge von drei Meilen, von großer Stärke gewesen sein sollen; so war Korinth nach seiner Lage und Befestigung — wie in manchem andern — das Gegenstück zu Sparta, was dem spartanischen König Agis so sehr auffiel, daß er ausrief: Wie viele Weiber wohnen doch in dieser Stadt! — Auch hier wieder lag ein großartiges Bergpanorama vor uns; ich muß fürchten, meine Leser durch die Erwähnung desselben zu ermüden, während der Anblick dieser griechischen Gebirgslinien uns nie ermüden konnte — so beschränke ich mich darauf, noch einmal den Parnassos zu erwähnen, welcher mit seinen Schneehäuptern über den Meerbusen von Korinth herüberglänzte.

Reste türkischer Kasernen, unterirdische Löcher, Kammern und Burgverließe erinnern ringsumher auf der Bergeshöhe an das Mittelalter, wir aber suchen umher nach einem merkwürdigen Denkmal des Alter-

thums und finden es endlich. Im Boden ist ein ziemlich enges Loch, durch dasselbe gelangt man auf eine Leiter, welche in eine unterirdische Wölbung hinunterführt; aber man muß vorsichtig sein, daß man nicht plötzlich in ein Wasser hineintritt, welches so völlig rein ist, daß man seine Oberfläche kaum wahrnimmt. Drakonero oder Drachenwasser nennt man dies unterirdische Gewässer, dessen Zufluß und Abfluß nicht zu bemerken ist; einst hieß man es Peirene, und von diesem Wunderwasser erzählte man sich mancherlei Mythen, z. B. daß es durch den Hufschlag des Pegasos entstanden sei; vor allem aber wurde es als das gesündeste in ganz Hellas gerühmt; welche hohe Bedeutung es für die Feste Akrokorinth gehabt hat, leuchtet ein.

Nachdem wir nach Neukorinth wieder zurückgekehrt waren, zeigte uns Jemand seine Privatsammlung. Korinth war einst neben Athen ein Hauptort der Vasenfabrikation; es läßt sich also erwarten, daß hier manch interessantes Produkt dieses alten Kunsthandwerks zu Tage gefördert wird. Nachdem wir von unserem „Gastfreund in Korinth" auf das zuvorkommendste verabschiedet worden waren, traten wir die Rückreise nach Athen mit der Eisenbahn an. Dieselbe kreuzte den Isthmuskanal, dann lief sie am Meerbusen von Aigina entlang. Zuletzt traten die obenerwähnten Geraneiaberge ganz nahe an das Meer, so daß schon die Anlage eines gewöhnlichen Fahrwegs hier sehr schwierig war. Wie in Griechenland mancher andere durch die Gebirgsbildung erschwerte Weg, heißt auch hier der Pfad zwischen Berg und Meer Kaki Skala, d. h. die böse Stiege; die Ge-

fahren der Wanderung spiegeln sich aber auch schon in alten Mythen ab. Skiron soll hier gehaust haben, der Wegelagerer, welcher die Wanderer trieb, ihre Füße in Meerwasser zu waschen, und dabei sie in die Tiefe hinabstieß; man versteht die Sage leicht aus der Beschaffenheit der „skironischen“ Klippen. Theseus tödtet ihn, wie er den Prokrustes in Attika tödtet; Theseus ist hier der Repräsentant der sich ermannenden Kraft der Jonier, welche den sie überlistenden Eindringlingen gegenübertreten; zu diesen Letzteren gehört auch der erste Gründer von Korinth, der verschlagene Sisyphos, welcher deutlich nach Phönizien weist.

Die Geraneia blieben hinter uns zurück, wir kamen plötzlich in eine ziemlich ausgedehnte Ebene, welche an der anderen Seite durch die Kerata begrenzt ist, die wir von Eleusis aus westwärts liegen sahen. Alsbald erblickten wir links das schön ansteigende Megara, rechts die Hafenstadt von Megara, Nisaia, und die Feste Minoa, früher vom Lande durch einen Arm des Meeres abgeschnitten. Wir sahen Megara, besonders als Mutter jener Weltstadt an, welche wir in wenig Tagen zu besuchen gedachten — von Megara aus ist das spätere Konstantinopel gegründet worden. Doch indem die Stadt auch jetzt noch so ansehnlich inmitten wohlangebauter Gefilde vor uns lag, konnten wir es wohl verstehen, daß Theognis seine Vaterstadt mit fast demselben Ausdruck der Begeisterung preist, wie unser Walther von der Vogelweide seine deutsche Heimath:

Bin ich einst auch gekommen fernhin zum sicilischen Lande,
Habe Euboias Gefild' prangend von Reben gesehn, . . .

Auch am Schilf des Eurotas entlang das ruhmreiche Sparta,
Wurde, wohin ich auch kam, freundlich und herzlich begrüßt;
Dennoch konnte kein Land mir stillen das Sehnen im Herzen;
Denn nichts Liebliches reicht je an die heimische Flur.

Dann erinnerten wir uns an den heißen Kampf, in welchen Megara und Athen um Salamis traten; gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts war Megara selbst Athen gegenüber so mächtig und eine so unbestrittene Herrin des saronischen Busens, daß die Athener sogar den Antrag auf Wiedereroberung des von Megara besetzten Salamis mit Todesstrafe belegten, bis Solon als Irrsinniger mit dichterischer Begeisterung diesen Bann durchbrach. Auf wie kleinem Raum spielen diese weltberühmt gewordenen Begebenheiten sich ab! Von dem Hafen Megaras bis zum Hafen Athens sind in gerader Linie drei Meilen, und dazwischen liegt die Insel Salamis! Aber aus dem Umstande, daß die feindlichen Städte und Staaten Altgriechenlands so eng aufeinander gerückt waren, erklärt sich auch ein großer Theil der Erbitterung, mit welcher zwischen ihnen gekämpft wurde — welche uns zuweilen die griechische Geschichte beinahe verleidet.

Unsere Bahn führt uns weiter am Meer, indem sie die oben erwähnten Kerata umgeht, und wir gelangen bald nach Eleusis. Sodann geht es durch die thriasische Ebene und zwischen dem Parnes und Aigaleos auf großem Umwege durch reizlose Gegend. Wir bedauern diejenigen Reisenden, welche auf diesem Wege zuerst nach Athen kommen, und uns ergreift endlich lebhafte Ungeduld — da erblicken wir wieder den Glanz-

stern unserer jetzt beendeten griechischen Reise, die Akropolis von Athen.

17. Auf dem ägäischen Meer.

Wir waren zum letztenmal auf der Akropolis gewesen und hatten uns einen tiefen Eindruck von dem alten Athen mitgenommen. Wir hatten es auch nicht verschmäht, einen letzten Eindruck von dem mittelalterlichen Athen zu gewinnen, und hatten zu dem Zweck zwei Kirchen, die Kapnikaräa (S. 159) und die kleine Metropolis besucht. Und indem wir die Wahrscheinlichkeit erwogen, mit welcher die Einzelnen von uns hoffen durften, Athen wiederzusehen, fuhren wir zum Peiraieus hinunter und begaben uns auf das Schiff, das uns nach Konstantinopel führen sollte.

Die Abfahrt des Schiffs verzögerte sich etwa drei Stunden; so lange konnten wir im Peiraieus die abendlichen Lichter aufleuchten sehen, bis das Ufer weithin illuminirt war, beinahe wie die Alster in Hamburg oder die Chiaja bei Neapel, und konnten den verschiedenen Zungen lauschen, in welchen auf dem Dampfschiff geredet wurde — wenn man zwölf bis zwanzig Schritt weit auf dem ersten Platz entlang promenirte, unterschied man nicht weniger als fünf Sprachen. Auch kam ein Bücherhändler an Bord; in Athen hatte einer seiner vornehmeren Kollegen uns geklagt, die Griechen läsen nur Zeitungen, nicht Bücher; er hatte bessere Zuversicht wenigstens zu uns Fremden, und wir konnten dieselbe nicht zu Schanden werden lassen, so kauften wir einen

tüchtigen Haufen Bücher. Um zehn Uhr ging der Dampfer ab, der um sieben Uhr hatte abfahren wollen; die Arme, in welche der Hafen des Peiraieus liebevoll jedes Schiff aufnimmt, entließen uns; die Lichter der Stadt erloschen in der Ferne, und wir suchten die Ruhe.

Als wir wieder auf Deck kamen, war kein Land mehr in Sicht. Von Griechenland war uns nichts geblieben als eine Fülle von lebenslänglichen Erinnerungen.

Nein, wir brachten auch sonst eine Beute aus Griechenland heim. Unter anderem die Bücher, welche wir im Hafen des Peiraieus gekauft hatten, und mit welchen wir uns jetzt zu beschäftigen anfingen.

Bei einer Durchsicht unseres Büchervorraths fanden wir, daß wir einer Hauptgefahr glücklich entgangen waren: wir hatten keine der Uebersetzungen aus dem Französischen mit in Kauf bekommen, welche sonst einen Hauptbestandtheil der Litteratur bilden, die auf den Straßen Athens ausgeboten wird.

Sonst ist unser Bücherschatz mannigfaltig genug. Unter dem Titel: Volksbibliothek — erst im vorigen Jahre in der bedeutendsten griechischen Verlagsbuchhandlung erschienen — finde ich den „Roman Syntipas' des Philosophen, meistentheils interessant, aus der persischen Sprache übersetzt“. Dies ist das im Mittelalter sehr weit verbreitete Buch von den sieben weisen Meistern, eine Sammlung von Schwänken, eine elende Lektüre für die Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts. In demselben Jahr und in derselben Verlagsbuchhandlung erschienen ist ein „Brief unseres Herrn Jesu Christi“.

Am Anfang des Büchleins wird erzählt, ein Stein sei in Jerusalem vom Himmel gefallen, welchen Niemand bewegen konnte; aber als der Patriarch Joannikios von Jerusalem drei Tage und drei Nächte lang mit der ganzen dortigen Geistlichkeit und Gemeinde gebetet, erschallt eine Stimme vom Himmel, daß man den Stein umwenden möge; so findet man einen Straf- und Drohbrief Christi, welcher besonders die Entweihung des Sonntags züchtigt. Wer diesen Brief täglich einmal liest, kann keinen gewaltsamen Tod erleiden, wird drei Tage vor seinem Ende, durch eine Erscheinung der Maria, von demselben benachrichtigt u. dgl. m.

Ueber die anderen Prosaschriften — historische und kulturhistorische Romane — sehen wir hinweg, weil auch der Erotokritos (S. 111) unter unseren Schätzen sich befindet. Dieses Epos ist im sechszehnten Jahrhundert von Wikentios Kornaros in dem Vulgärdialekt von Kreta verfaßt. Der Verfasser, — dessen Name eigentlich italienisch ist: Vincenzo Cornaro — stammt aus Venedig und war mit Tasso entfernt verwandt. Sein großes Heldengedicht spiegelt die fränkischen Staatenbildungen auf griechischem Boden wieder; denn wie diese niemals einen griechischen Charakter annahmen, so haben wir hier einen westeuropäischen Ritterroman, der nur mit griechischem Gewande überkleidet ist. Herakles, König von Athen, hat mit seiner Gattin Artemis eine Tochter Aretusa; diese erwirbt sich durch viele Kriegsmühen der Sohn des athenischen Ministers, Erotokritos, zur Gattin. Wenn wir lesen, daß das Königreich Athen an das Königreich der Wallachei grenzt, oder daß der Held nach

einer Reise von vielen Tagen von Athen nach Euboia kommt, so können uns andere Wunderlichkeiten nicht mehr auffällig erscheinen, z. B. daß als göttliche Mächte besonders die Himmelskörper angerufen werden (die Geschichte spielte nämlich in der heidnischen Zeit, da der Glaube der Hellenen, wie es sogleich im Anfang heißt, noch keine festgegründete Wurzel hatte). Dennoch ist der Erotokritos, wie es auf dem Titelblatt meiner erst in diesem Jahr erschienenen Ausgabe heißt, ein liebliches Lesewerk für das Volk; insbesondere soll es auf Kreta dasjenige Werk sein, welches schlechthin „das Buch" genannt wird; denn man freut sich der Sprache, die gegenüber dem hochgebildeten Zeitungsstil dem Volke süß klingt, man freut sich an der Einfachheit der Anlage, welche durch viele gefühlsselige Herzensergüsse hindurch die Treuliebenden endlich zusammenbringt.

Dichtungen anderer Art gehen uns durch die Hände, volksthümliche, kunstmäßige. Von den letzteren nenne ich die Gedichte von Alexandros Byzantios. „Sokrates und Aristophanes", ist die Ueberschrift des längsten unter diesen Gedichten. Aristophanes verhöhnt den Sokrates durch seine Komödie „Die Wolken"; einer der Zuschauer wird vor allen ergötzt und klatscht Beifall, ein gebeugter Greis mit tiefen Augen; dieser Zuschauer mit friedlich fröhlichem Blick ist Sokrates selbst. Aber der wohlklingende Sang des Aristophanes hat den Haß in die Gemüther des Volkes gesäet, welches endlich Sokrates zum Giftbecher verurtheilt. Da eilt Aristophanes zu Platon und läßt sich von ihm die letzten Stunden des großen Weisen schildern; und in nächtlicher Stunde geht er,

das Grab des Sokrates zu bekränzen. Das Gedicht ist zu lang, um hier wiedergegeben zu werden; ich versuche nur eine Kleinigkeit des formgewandten Kunstdichters zu übersetzen.

Wettkampf.

1. Der Lorbeer spricht:
Lorbeer heiß' ich, voll Verlangen
Mich zum Preise zu empfangen,
Ruhmgekrönt mit mir zu prangen,
Ringt der Held und singt der Dichter;
Lange Mühsal heißen Strebens,
Tapf'res Wagniß selbst des Lebens,
Nie erscheint es dir vergebens,
Weiht mich dir ein edler Richter.

2. Die Rose spricht:
Doch der Blume sondergleichen,
Mir, der Rose mußt du weichen,
Denn als sel'ger Liebe Zeichen
Bin ich aller Welt Entzücken;
Kranke Herzen kann ich heilen,
Glück muß, wo ich blühe, weilen,
Liebestrunk'ne Paare eilen,
Fröhlich sich mit mir zu schmücken.

3. Die Cypressen antworten:
Rose, Lorbeer — redet nicht vermessen!
Nur ein Weilchen, und ihr seid vergessen;
Dann beschatten trauernde Cypressen
Der einst Hochbeglückten Leichensteine;
Lorbeer, dessen Kranz sie einst umwunden,
Rose, Zierde ihrer frohsten Stunden,
Welk seid ihr verweht und seid verschwunden —
Treue Wache halten wir alleine.

Weiter blätternd treffen wir auf manche kleine Lieder, welche uns aus der Heimath nur allzuwohl bekannt sind, von welchen wir nicht gedacht hätten, daß wir sie in griechischer Form wiederfinden würden; z. B. hat A. R. Rangawis, der griechische Gesandte in Berlin, es nicht verschmäht, zu dichten:

Se, se, opu pigäno,
Se, se, opu statho,
Se, se, monin prosmeno,
Monin sito kä potho —

worin auch wohl ein des Griechischen unkundiger Leser wiedererkennen wird unser Liedchen: Du, du liegst mir am Herzen. Aber länger wird unsere Aufmerksamkeit gefesselt durch eine außerordentlich große Anzahl von Zweizeilern, welche verfasserlos sind, vom Volke improvisirt, im Gedächtniß behalten und bei den Tänzen gesungen werden; besonders die Distichen von Megara sind, wie die dortigen Tänze, weit berühmt. Ich kann mir nicht versagen, aus den vielen Hunderten dieser anspruchslosen Verspaare, ohne lange zu wählen, ein Dutzend wiederzugeben:

1. Mein Spruchschatz ist wie Sand am Meer, den Niemand mag ermessen,
Doch wenn ich dir ins Auge seh', ist jeder Vers vergessen!

2. Wie ich dich liebe, liebe mich, halt fest, wenn ich dich fasse,
Sonst kommt einmal die Zeit, wo du — mich hältst und ich dich lasse!

3. Wenn du mich recht von Herzen liebst, so wolle mir's auch zeigen:
Drück' mir die Hand, so fest du kannst, geh' ich mit dir zum Reigen.

4. Ach hätt' ich Salomos Verstand und Davids süße Lieder,
Dich so zu preisen, daß du sprichst: Es liebt mein Herz dich wieder!

5. Und wenn der Himmel zu Papier, das Meer zu Tinte würde,
Es reicht nicht, wenn ich schildern soll der Liebe Weh und Bürde.

6. Du lachst, — so lacht auch Berg und Thal und süße Düfte fächeln,
Verzaubert scheint mir alle Welt und spiegelt nur dein Lächeln.

7. Ich wünschte mir, ich stürbe jetzt und könnte wiederkommen
Und sehen, wer sich meinen Tod zu Herzen hat genommen.

8. Mich weckt vom Schlaf um Mitternacht ein Schrecken ohne gleichen:
Ich sah im Traum dich deine Hand — ach! einem Andern reichen.

9. Mein Licht, du siehst es nicht, daß ich aus Lieb zu dir verscheide,
Du bist so herzenskalt und hart und fragst noch, was ich leide?

10. Was grünt ihr Berge? Warum wollt ihr Nachtigallen schlagen?
Mein Lieb ist untreu worden! kommt und helft mir um sie klagen!

11. Das ist zuletzt der Liebe Los: sie wandelt sich in Leiden —
Hier bringt die Untreu bitteres Weh, dort das verhängte Scheiden.

12. Die Liebe gleicht nicht einem Baum, sie gleicht nicht einer Blüthe —
Dem Dornbusch gleicht die Liebe nur, vor dem sich Jeder hüte!

Aber indem wir unsern Bücherschatz weiter durchfliegen, stoßen wir auf den eigenthümlichsten Theil der neugriechischen Litteratur, auf welchen ich hier etwas ausführlicher eingehe, um nicht in meiner Reisebeschreibung eine empfindliche Lücke zu lassen. Wer den Bericht über eine griechische Reise in die Hand nimmt, erhebt den Anspruch, auch von griechischen Räubern zu hören. Wir hatten der Unsicherheit, vor welcher wir, ehe wir unsere Reise antraten, oft gewarnt worden waren, unterwegs weder bei Pavlitza, noch in der Langadaschlucht, noch im Parnaß, noch sonstwo auch nur gedacht; sicherer ist man meines Erachtens inmitten der griechischen Bergeinsamkeit, als in der Nähe mancher Großstädte. Um also von Räubern reden zu können, muß ich zurückgreifen in die Vergangenheit und hinauf in die Welt der Poesie.

Als Griechenland der türkischen Tyrannei unterworfen worden war, flüchtete sich die Freiheit in die Berge; ihre Vorkämpfer heißen Klefthen und Armatolen. Das erstere Wort heißt ursprünglich soviel wie Dieb; in den letzten vier Jahrhunderten aber bezeichnet es keineswegs einen gemeinen Spitzbuben, sondern einen Mann, der aus politischen Motiven ein Räuberleben führt, so daß Klefte geradezu ein Ehrenname wird, ähnlich wie sonst der Ausdruck Pallikare d. h. Krieger. Das andere Wort, das überhaupt einen Bewaffneten bezeichnet, stammt aus dem Italienischen und erinnert dadurch an die äußere Veranlassung, welche Manche zum Freischärlerleben trieb. Es ist oben oft davon die Rede gewesen, wie lange Venedig in Griechenland gegen die Türken

Krieg führte. Die Venetianer riefen selbstverständlich jedesmal die Griechen zu den Waffen gegen den Halbmond; schlossen sie hernach Frieden mit den Osmanen, so verharrten von den griechischen Söldnern Viele in einem Guerillakrieg, während dessen sie den Ausbruch neuer Feindseligkeiten zwischen Venedig und ihren Todfeinden abwarteten. Das nahm seinen Anfang schon nach dem ersten Frieden, welchen Venedig mit der Pforte schloß, im Jahre 1479. Als die Türken sieben oder acht Jahrzehnte hindurch von den tapferen Freischärlern nicht nur belästigt, sondern empfindlich geschädigt worden waren, hielt es selbst Suleiman der Prächtige nicht unter seiner Würde, mit den tapferen Streitern der Berge ein Uebereinkommen zu treffen und sie als eine Art Gendarmerie in seinen Dienst zu nehmen; diese, denen von den Türken Sold — man könnte ebensowohl sagen: Tribut — gezahlt wurde, heißen zahme Kleften. Solch ein zahmer Klefte war gerne bereit, den Mohammedanern bei den Streitigkeiten zu dienen, welche sie untereinander hatten; aber es war kein Verlaß auf ihn im Kampfe gegen seine Glaubensgenossen; in einem solchen war er meist sogleich bereit, wieder ein wilder Klefte zu werden, besonders wenn ihm dies vortheilhaft erschien. Ebendasselbe Räuberhandwerk wurde übrigens auch zur See getrieben von zahlreichen Piraten. Als endlich in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts Griechenland das Joch der Knechtschaft abschütteln wollte, wurde der Kampf zum großen Theil von Kleftenhäuptlingen mit ihren Banden geführt, weshalb die preußischen Offiziere, welche, von Griechenfreundschaft getrieben, herbeieilten,

sich freilich in die Kriegsführung der Griechen oft durchaus nicht finden konnten.

Die Kleften sind aber nicht nur die Vorkämpfer der Unabhängigkeit Griechenlands gewesen, sondern auch die Urheber einer merkwürdigen Gattung der Poesie. Die Kleftenlieder sind eine Zeitlang bei uns hochberühmt gewesen, und auch Goethe hat es nicht verschmäht, sieben von ihnen zu übersetzen (unter dem Titel: Neugriechisch-epirotische Heldenlieder); in seinen Briefen drückt er sich geradezu begeistert über sie aus: sie seien das Beste, was ihm in dieser Weise vorgekommen; ihr Geist sei der nordische, schottische, mit dem südlichen und altmythologischen verbunden; man müsse die kräftigen Kontraste zwischen tüchtigem Freisinn in der Wildniß und der barbarischen Uebergewalt bewundern. Für die Griechen werden die Kleftika, d. h. die Räuberlieder, stets einen geschichtlich ehrwürdigen, aber auch inhaltlich höchst ansprechenden Theil ihrer Litteratur bilden; weshalb ich versuche, durch einige Mittheilungen aus diesen Liedern ein Gemälde jenes frischen, freien, frohen Räuberlebens zu geben. Das folgende Lied schildert den Aufbruch des Kleften:

O Mutter, Mutter, nimmermehr will ich den Türken dienen,
Ich kann es nicht und halt's nicht aus, es graust mein Herz vor ihnen;
Die Flinte nehm' ich in die Hand und will als Klefte schweifen
Und hausen auf den Felsenhöh'n und durch die Schluchten streifen;
Da wird der Wald mein trauter Freund, ich plaud're mit dem Wilde,
Mir dient zur Lagerstatt der Schnee auf höchstem Berggefilde.
Drum laß mich flieh'n und weine nicht — dies Eine nur beachte:
Gedenke meiner im Gebet, daß ich viel Türken schlachte.

Auch pflanze dir ein Röschen ein und eine dunkle Nelke
Und pflege sie und tränke sie, daß ihrer keine welke;
Und wenn sie wachsen, Mütterchen, und ihre Blumen sprießen,
So fährt dein Sohn noch fort, das Blut der Türken zu vergießen;
Doch welken sie und fallen sie, die schönen Blümlein beider,
Dann schlägt der Feind mich todeswund, dann nimm dir Trauer-
kleider. —
Es war des Jahres Wechsellauf zwölfmal dahingegangen,
So lang' sah man die Nelken blüh'n und sah die Rosen prangen;
Da singen einst dem ersten Mai die Vöglein ihre Lieder,
Der Himmel lacht der Erde zu, die Erde lächelt wieder —
Doch plötzlich dunkelt es, man hört ein donnerhaft Getose,
Die Nelke bricht in Seufzer aus, und Thränen weint die Rose,
Sie neigen sich so matt und welk, gleichwie vom Tod bezwungen —
Da hat man sie zum Leichenkranz dem Mütterchen verschlungen.

Wenn es der Beruf der Kleften war, die Türken zu überfallen, auszuplündern und zu tödten, so waren sie, wenn es an Türken fehlte, gern bereit, auch an Anderen ihre tapferen Thaten auszuüben, vorzüglich an Einsiedlern und Mönchen, für welche sie sehr wenig Sympathie hatten; nur haben sie stets der Frauen geschont. Es kam übrigens vor, daß eine Kleftenschar sich für Fälle, wo geistlicher Rath und Beistand ihr wünschenswerth erschien, einen Mönch bereit hielt. Eine Bande, die in Pindos hauste, bediente sich eines Mönches, der sich einen hohlen Baumstamm zur Zelle erwählt hatte, als eines Orakels — ähnlich wie ihre ältesten Vorfahren beim Eichbaum von Dodona angefragt hatten. Sprich, du heilige Eiche, so redeten die Kleften den Baum an, was sollen wir mit unserem Gefangenen thun? Der Mönch im Baum antwortete: Ist euer Gefangener ein Christ, oder ein ungläubiger Hund? Du weißt selbst

heilige Eiche, antworteten die Kleften, daß er ein Christ ist. Laßt ihn ziehen, antwortete das Orakel, nur soll er den Kuß brüderlicher Liebe empfangen und sein Geld zum Liebesopfer für die Bedürfnisse ärmerer Brüder zurücklassen.

Zwischen den Raubzügen gab es auch Zeiten der Muße für die Kleften, welche sie in wahrhaft altgriechischer Weise ausnutzten, um sich in gymnastischen Wettkämpfen zu üben. Nikotsara konnte über sieben Pferderücken wegspringen; wenn Zacharias lief, berührten seine Fersen seine Ohrläppchen. Wunderbares wird über ihre Fähigkeit erzählt, Strapazen zu ertragen; drei Tage lang konnten sie kämpfen, ohne Schlaf, Speise und Trank zu genießen; oder der Schnee der Berge war ihre einzige Erquickung. Wie die Entbehrung, so konnten sie auch körperliche Schmerzen erdulden; sie wünschten sich zwar keinen anderen Tod als den auf dem Schlachtfelde, und einer ihrer üblichsten Trinksprüche lautete: Eine gute Kugel! — sie folgten im Nothfalle dem Beispiel des letzten griechischen Kaisers, welcher bei der Einnahme von Konstantinopel ausrief: Ist denn kein Christ hier, der mir das Haupt abschlägt? wenn sie aber lebendig in die Hände ihrer grausamen Feinde geriethen, so ertrugen sie alle Marter ähnlich wie die Indianer Nordamerikas. Zwei Brüder Katsantoni fielen in die Gewalt Ali Paschas von Jannina und wurden verurtheilt, langsam getödtet zu werden, indem die Glieder ihres Körpers einzeln mit Hammern zerschlagen werden sollten. Der ältere Bruder, der durch schwere Krankheit geschwächt war, seufzte unter

dieser Folterqual; der jüngere aber rief ihm erstaunt und vorwurfsvoll zu: „Was, du heulst wie ein Weib?" — Manch schönes Lied finde ich, welche die Todesbereitschaft des tapferen Kleften ausdrücken; ihrer zwei, das reckenhafteste und das lieblichste, lasse ich hier folgen.

Wirf in das Wasser dich hinein, ist dir dein Leben theuer,
Laß deine Hände Ruder sein und deine Brust das Steuer,
Den magern Leib ein schlanker Kahn — und will dich Gott bewahren,
So schwimmst du glücklich durch und triffst die andern Pallikaren;
Doch künde ihnen nicht, daß mich das Mißgeschick entseelte,
Nein, daß ich in der Einsamkeit der Fremde mich vermählte:
Zur Schwieger nahm ich mir das Grab, den Staub zum Ehgemahle,
Zu Schwägern hab' ich mir erwählt die Kieselsteinchen alle.

Ansprechender, mit Recht eins der beliebtesten unter den Kleftenliedern ist das folgende:

Der Häuptling Dimos giebt Befehl beim letzten Sonnenstrahle:
Auf, Kinder, holt euch Wasser her zum abendlichen Mahle;
Doch du, mein Neffe Lambrakos, rück' her an meine Seite,
Nimm meine Waffen, trage sie als Kapetan im Streite;
Ihr aber, wackre Brüder, nehmt den nun verwaisten Degen,
Schlagt grüne Zweige ab und macht ein Bett, mich drauf zu legen;
Holt auch den Priester mir herbei, so will ich ihm bekennen
Die bösen Sünden, welche mir auf mein Gewissen brennen;
Bin dreißig Jahr ein Armatol, ein Klefte zwanzig Jahre,
Nun wartet mein — ich grüße sie mit Freuden — meine Bahre;
Nur darf mein Grab nicht enge sein, muß hoch und breit sich strecken,
Daß ich, wie einst, zum Ringekampf mich heben kann und recken —
Vergeßt mir nur ein Fenster nicht, vor dem die Vöglein singen
Und mir die oft ersehnte Mär vom schönen Maien bringen.

Die von mir übersetzten Lieder beweisen, daß es den Kleften neben ihrer wilden Kampflust gegen die Feinde ihres Volkes und ihres Glaubens (welche übrigens nicht zur Lust an Grausamkeit wurde) nicht an zarteren Empfindungen fehlte. Sie waren in ihrer Weise fromm; sie verehrten als gute Katholiken die Jungfrau Maria als Panagia Kleftrina, d. h. als allerheiligste Räuberjungfrau; auch nahmen sie gern die Gelegenheit wahr, an einer gottesdienstlichen Feier theilzunehmen; sie begingen das Weihnachts- und das Osterfest in ihren Bergwildnissen; sie plünderten niemals die Gotteshäuser aus, und ein Abfall vom christlichen Glauben ist nie bei einem Kleften vorgekommen, auch wenn ihnen das Leben und die Freiheit als Preis für die Annahme des Islam angeboten wurde; der Klefte Wlachawa wallfahrtete, 76 Jahre alt, zu Fuß mit seinen Waffen nach Jerusalem, um an heiliger Stätte zu sterben. Ihre Bildung mußte eine mangelhafte sein; ihre Kenntniß der Weltgeschichte reichte von Skanderbeg, dem tapferen Kapitän von Albanien, gegen dessen kleine Schar Mohammed II. vergeblich mit hunderttausend Mann zu Felde zog (gest. 1468), bis Ali Pascha von Jannina (gest. 1822) und bestand in der Ueberlieferung der Balladen, welche die Thaten und Leiden früherer Räuberscharen feierten. Diese Balladen — Tragudien ist ihr volksthümlicher Name — wurden bei den Zusammenkünften der Leute des geringen Volks wie in den Häusern der Reichen gesungen. Es hatte sogar zuweilen ein türkischer Beamter seine Freude an ihrem Vortrag; so war beim Aga in Pylos ein Grieche zu Gast, den der freundliche

Wirth aufforderte, ihm ein Lied zu singen; der Grieche fing an:

Es lechzt nach Schnee die Bergeshöh', es lechzt das Feld nach Regen —

da unterbrach er sich; mein Aga, sagte der Sänger, du mußt das Folgende nicht übelnehmen, es heißt nun einmal so im Liede. Schadet nichts, antwortete lachend der Osmane, fahre nur fort! Und der Grieche sang:

Nach Türkenköpfen steht der Sinn des Griechen allerwegen.

Solche Kleftenlieder, Jahrhundertelang der liebste Genuß des griechischen Volkes in allen seinen Schichten, retteten den poetischen Sinn, wie die Kleften selbst den Sinn für Unabhängigkeit durch die Jahrhunderte der Tyrannei hindurchretteten; und das Kleftenwesen wird deshalb nicht nur von den griechischen Geschichtsschreibern der Neuzeit hochgepriesen, sondern auch nüchterne Beurtheiler außerhalb Griechenlands erkennen in demselben einen Rest von Gesundheit mitten in äußerster Schwachheit und in Fäulniß, ein mit dem Glanz der Romantik überkleidetes Erstehen elementarer Volkskraft gegen den schmählichen Druck brutaler Gewalt.

Solange wir nichts anderes als ringsumher den Spiegel des ägäischen Meeres gesehen hatten, freuten wir uns unserer neugriechischen Bibliothek. Aber am Nachmittag gab es interessante Augenweide: Lesbos glaubten wir zu sehen; jetzt fuhren wir zwischen Tenedos und der asiatischen Küste hindurch, und nun lag vor

uns, deutlich genug zu erkennen, die Ebene von Troja mit den Hügeln, welche von der Ueberlieferung als Grabmäler des Achilleus und Patroklos bezeichnet werden, oder, wie so mancher griechische Berg, dem alttestamentlichen Propheten Elias geweiht sind. Nachdem wir dann den größten Theil des Hellesponts passirt, hatten wir einen längeren Aufenthalt vor Tschanak-Kalessi, einer Festung auf der asiatischen Seite. Soeben wurde mit Kanonenschüssen das Ende des mohammedanischen Fastenmonats Ramadan und der Anfang des Beiramfestes angekündigt; zu uns an Bord kam eine türkische Familie, welche das Fest in Stambul zu verleben gedachte; der Mann war durch seinen grünen Turban als Abkömmling Mohammeds gekennzeichnet; die Frau trug ihr Angesicht in üblicher Weise verhüllt; mit ihrem Knaben richteten die Eltern sich in vorsichtiger Zurückhaltung von den übrigen Passagieren auf einigen Teppichen häuslich ein.

Als wir früh am anderen Morgen — es war der letzte Mai — auf das Deck eilten, befanden wir uns auf dem Marmara-Meer. Unsere schon ohnehin hochgespannte Erwartung wurde noch bedeutend gesteigert durch die Lektüre, mit welcher wir uns auf die kommenden Stunden und Tage vorbereiteten. Niemand hat begeisterter über jenes wunderbare Konstantinopel geschrieben als Edmondo de Amicis. Könige, Fürsten, all ihr Reichen der Erde — in diese Worte bricht er beim ersten Anblick der überwältigenden Stadt aus — in diesem Augenblick habe ich mit euch Mitleid; mein Platz auf dem Verdeck gilt mir mehr als alle

eure Schätze, ich verkaufe keinen meiner Blicke für eine Königskrone.

Der mit diesen Worten gepriesene Anblick sollte binnen kurzem uns vergönnt sein! Dieselbe Erregung, welche sich unser bemächtigt hatte, schien von allen Mitreisenden getheilt zu werden. Das buntzusammengesetzte Publikum auf dem Vorderdeck — man sah dort unter anderem Montenegriner in abenteuerlicher Uniform neben Walachen in Schafsfellen — blickte kaum weniger begierig in die Weite, wie einst die Genossen des Kolumbus nach der vermeintlichen Küste Indiens ausschauten; auch der stille Mann im grünen Turban lehnte sich über das Geländer, und in seinem erloschenen Blick regte sich noch etwas wie Feuer.

Die „Stadt“ aber, die „Kaiserstadt“, wie alle Griechen und Russen Konstantinopel kurzweg nennen, ist noch in ihr Morgengewand gehüllt, nur einige Spitzen ihres Hauptschmuckes werden sichtbar — die höchsten ihrer ungezählten Minarets, die über den Nebel hinausragen. Doch die Königin des Ostens verbirgt sich nur, um uns desto mehr zu überraschen — denn siehe, nun zieht der Sonnenglanz den Mantel hinweg, und vor uns steht sie in märchenhafter Schöne.

Vorbei fahren wir an dem Schloß der sieben Thürme, das an schaurigen Geheimnissen so reich ist; wir nähern uns dem Riesenbau der heiligen Sophia; nun kommen wir an dem sogenannten alten Serai entlang, dem Hause des Todes inmitten dieser Welt voll Leben; jetzt biegen wir ein in das goldene Horn. Alsbald ist Konstantinopel rings um uns her, und wir

können nicht mehr unterscheiden, wo es am meisten ist; von allen Seiten dringt auf uns eine solche Fülle von Gestalten und Farben und Lauten ein, so viel Niegehörtes und Niegesehenes, nur aus den Erzählungen von Tausend und einer Nacht Bekanntes, was wir bisher nie glaubten in der Wirklichkeit suchen zu dürfen — daß ich an mir selber verzage, meine Feder niederlege und nur noch rathen kann: man lese Edmondo de Amicis — oder man gehe selbst nach Konstantinopel!

18. Am Bosporus.

Wir wünschten uns in Konstantinopel jeder sechs Augen und sechs Ohren zu haben, um den Eindrücken etwas mehr gewachsen zu sein, die auf uns einstürmten. Konstantinopel ist fürwahr noch in höherem Maße Weltstadt als irgend eine andere Großstadt. Paris ist doch zunächst Hauptstadt von Frankreich und London von England, aber in Konstantinopel bildet das türkische Element nur eins neben vielen anderen. Wohl herrscht hier der Sultan, welcher zugleich der Khalif ist; aber hier thront auch der griechische Patriarch, und sein gewaltiger Palast, der Fanar oder die Leuchte geuannt, scheint weit hinaus in alle christlichen Länder des Ostens. Und glaubte man bei einer Wanderung durch Konstantinopel vor einer Viertelstunde durchaus in türkischer Umgebung, jetzt mitten unter Griechen zu sein — nach wenigen Minuten sieht man fast nur armenische Häuserschilder, und bald meint man wieder in einer europäischen Stadt des Südens sich zu befinden. Was

ist das für eine merkwürdige Stadt, in welcher man beim ersten Frühstück beräth, ob man das zweite in Europa oder in Asien einnehmen soll? Der im höchsten Grade weltstädtische Charakter von Konstantinopel beweist sich am deutlichsten darin, daß man nirgendwo so wenig neugierig ist, selbst auch auf das Auffälligste so wenig acht giebt wie hier. Rastlos ziehen aneinander vorüber Türken in europäischer Tracht, doch mit rothem Fes, desgleichen in morgenländischer Kleidung mit rothem, weißem, grünem Turban, Derwische, tiefbraune Nordafrikaner, Neger, Franken, europäische Reisende, griechische Geistliche, russische Popen, armenische Priester, römisch-katholische Mönche, modische Europäerinnen, Türkinnen in hellfarbiger Seide mit der fast gleich gekleideten Sklavin hinterher — Niemand wird wegen seiner besonderen Erscheinung beachtet. Würden die Theilnehmer an einem westeuropäischen Maskenball sich unter die Menge mischen, welche durch die Straßen Konstantinopels fluthet, Niemand von ihnen würde die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Wir aber mußten das Paar Augen und Ohren, auf dessen Gebrauch wir uns trotz jenes Wnnsches beschränkt sahen, aufthun, um so viel zu sehen und zu hören als möglich, indem wir sofort aufbrachen, um dem Moscheenbesuch des Sultans, sodann dem sogenannten Gottesdienste der tanzenden Derwische beizuwohnen, zwischendurch einen der Feuerwehrthürme zu ersteigen, und welcher Art die Unternehmungen alle waren, für welche wir die Zeit unseres Aufenthalts in Konstantinopel auskauften. Ich thue mir Gewalt an, von allen

orientalischen Merkwürdigkeiten Stambuls zu schweigen; aber nichts Türkisches, vom Sultan herab bis zu den konstantinopolitanischen Hunden (bekanntlich eiu nicht unbedeutender und ein sehr charakteristischer Theil der Bevölkerung Stambuls), gehört in dies mein griechisches Buch hinein. Doch haben wir auch am Bosporus nach Griechenland gesucht und gefunden; ein kurzer Bericht darüber möge den Schluß meiner Maienfahrt bilden.

Vom alten Serai, welches an der Stelle der Akropolis des antiken Byzanz liegt, erwähne ich daher nur, daß wir daselbst das Antiquitäten-Museum besuchten; wir bewunderten daselbst den kyprischen Herakles, von mehr als doppelter Lebensgröße, wegen seiner Häßlichkeit, durch welche er alle Seinesgleichen übertrifft; es werden dort ferner eine Anzahl alterthümlicher Skulpturen, auch ein Theil der ältesten trojanischen aufbewahrt, daneben eine Reihe von Tanagrafiguren; im ganzen bezeugt das Museum nur allzudeutlich, wie wenig die Türken im stande sind, den edelsten Schätzen derjenigen Länder gerecht zu werden, in welchen sie ihr Lager aufgeschlagen haben. Ein Schlangenkopf von Bronze ist dasjenige Stück der Sammlung, welches am meisten historisches Interesse hat. Dieser Schlangenkopf weist uns vom Serai nach dem Atmeidan. Mit diesem Namen, welcher so viel als Schleuderplatz bedeutet, weil die Pagen des Sultans sich hier im Schleudern der Lanzen übten, wird bezeichnet der alte Hippodrom, welcher vorzüglich durch Konstantin d. Gr. mit Schätzen geschmückt wurde, die er aus Griechenland herbeigeführt

hatte. Von diesen ist nur übrig geblieben die Schlangensäule, zu welcher der vorhinerwähnte Schlangenkopf gehört. Dieselbe wurde als Untersatz eines goldenen Dreifußes nach der Schlacht bei Plataiai (479 v. Chr.) dem delphischen Apollon dargebracht; drei Schlangen bilden 29 Windungen — so viele sind wenigstens von diesen erhalten —, welche zum Theil mit den Namen von 31 Staaten beschrieben sind, die an dem Kampfe gegen die Perser theilnahmen; die ganze Säule verjüngt sich nach oben, die Schlangenleiber aber schwellen in der Mitte an und legen sich nach unten immer wagrechter, so daß jede mathematische Steifheit auch hier überwunden ist. Die zweite Sehenswürdigkeit des Hippodroms ist ein Obelisk, welcher 1600 v. Chr. zu Heliopolis errichtet wurde; er ist also ein Bruder der Nadel der Kleopatra, welche jetzt am Ufer der Themse steht. Diesen Obelisk hat Theodosius d. Gr. 390 n. Chr. hier aufstellen lassen, nachdem er ihn mit ziemlich kunstlosen Reliefs und griechischen und lateinischen Versen verziert hatte. Weiter wird die denkwürdige Geschichte des Hippodroms uns ins Gedächtniß gerufen durch jenes hochberühmte Denkmal Justinians, das mit seinen roth und gelb angestrichenen Vorbauten, seiner Kuppel und seinen vier Minarets auf den Hippodrom herübergrüßt, durch die Hagia Sophia. Es ist allseitig zugestanden, daß das Aeußere dieses weltberühmten Tempels infolge der plumpen Anbauten keinen bedeutenden Eindruck macht; auch das Innere, bei dessen erstem Anblick Justinian ausrief: Salomo, ich habe dich besiegt! — hat meinen Erwartungen nicht entsprochen; es

hat mich weder mit Erhebung, noch mit Beruhigung erfüllt; fast gespenstisch sehen die unter dem Kalk wieder hervortretenden Mosaikbilder, sowie die riesengroßen Schriftzüge aus, welche die Namen Allahs, Mohammeds und der ersten Khalifen den Moslemen vor Augen führen. An Merkwürdigkeiten fehlt es freilich hier nicht; jede Säule könnte aus ihrer fernen Heimath in Aegypten, in Syrien, in Kleinasien erzählen. Aber der Führer erzählt uns nur, daß, als Mohammed II. hier hoch zu Rosse einzog, der Boden bis zu zehn Fuß hoch mit Leichen bedeckt war, und zeigt uns zur Bekräftigung seiner Angabe hoch oben an einer Säule einen Schwerthieb des Eroberers, an der gegenüberliegenden den Abdruck seiner blutigen Hand. Doch versichert er uns auch, daß, als die Mohammedaner hier eindrangen, ein Priester, der eben die Messe celebrirte, durch eine Thür verschwand, welche sich in der Mauer wunderbar für ihn öffnete und hinter ihm schloß; bald aber, so setzt er hoffnungsvoll hinzu, wenn die Türken verjagt sein werden, wird die Thür, nach welcher man stets umsonst gesucht hat, wieder sichtbar werden und sich aufthun, und der Priester wird die vor fast einem halben Jahrtausend abgebrochene Messe zu Ende lesen.

Diesen ungeheuren Centralbau — welcher auf die Baukunst des Morgenlandes, vorzüglich auch der Osmanen, sehr folgenreich eingewirkt hat — errichtete Justinian, weil die ältere Sophienkirche bei einem Aufstand in Flammen aufgegangen war. Dies erinnert uns an die Rolle, welche der Hippodrom im Parteiwesen der Bevölkerung Konstantinopels gespielt hat.

Von jeher war bei den Griechen das Parteiwesen von außerordentlicher Bedeutung gewesen; in diesem Punkte waren die Bewohner der Kaiserstadt Vollgriechen; und wenn unter dem Despotismus nicht mehr von dem Gegensatz der Aristokratie und der Demokratie die Rede sein konnte, so schied man sich in Parteien nach den Wettfahrern im Hippodrom; Grün und Blau — einst sollen dies die Farben des Poseidon und der Aphrodite gewesen sein — waren die Farben je eines Demos, wie man damals die nach allen Seiten hin organisirte Partei nannte. Zu den furchtbarsten Ausschreitungen aber führte das Parteiwesen im Nikaaufstande des Jahres 532. Justinians Gemahlin, Theodora, welche, ehe sie Kaiserin wurde, Wollspinnerin war, hatte damals bei den Grünen umsonst für ihren Stiefvater eine Stelle als Bärenhüter erfleht und war daher als Kaiserin den Blauen zugethan; die Grünen nöthigen aber den Kaiser, einige von den Blauen hinrichten zu lassen; die Blauen, welche sich von der Kaiserin verrathen glauben, verbinden sich mit den Grünen gegen das kaiserliche Paar, geben durch den Ruf: Nika, d. h. siege — die Losung zur Empörung und brennen halb Konstantinopel nieder; der Kaiser hält alles für verloren und will fliehen, die Kaiserin aber erklärt, der Herrscherthron sei das ruhmvollste Grabmal; da ermannt sich Justinian, und in dem Blute von 30000 Unterthanen, welche er von seinen germanischen Söldnern hinmorden läßt, wird der Aufruhr erstickt.

Auch solche Tage hat der Hippodrom gesehen, welcher jetzt so still daliegt. Wir haben noch ein drittes

Monument auf demselben zu betrachten, den gemauerten Obelisk eines Kaisers aus dem zehnten Jahrhundert. Jetzt baufällig und ganz unschön, war er einst mit Reliefs in Goldbronze bedeckt; sie sind geraubt zur Zeit jener lateinischen Eroberung vom Jahre 1204, welche nach damaliger Anschauung der Gipfel aller ruhmreichen Ritterthaten war, nach jetziger Beurtheilung einer der brutalsten Gewaltakte, welche jemals gegen das Völkerrecht verbrochen worden sind; die Geldmacht Venedigs, sagt Gregorovius, hatte sich mit der Kriegswuth und Abenteuerlust des fahrenden Adels verbunden, um diesen Vernichtungsschlag gegen das älteste aller christlichen Reiche auszuführen. Kein Denkmal ist von jenem lateinischen Kaiserthum geblieben, welches 57 Jahre bestand; sein Denkmal ist vielmehr die Vernichtung vieler Monumente früherer Zeiten; insbesondere liegt der Hippodrom seither seines früheren Schmuckes beraubt da, z. B. jenes antiken Viergespanns, welches, aus Rom hierhergebracht, von hier an die Markuskirche in Venedig kam, von wo es in neuerer Zeit bekanntlich einmal eine Reise nach Paris hat machen müssen.

Verlassen wir nun den Hippodrom, um uns an den Mauern von Konstantinopel die furchtbare Katastrophe zu vergegenwärtigen, welche 1453 über die Hauptstadt der „Romäer“ hereinbrach, so können wir, zum Theil sogar mit einer Pferdebahn, ungefähr der Via triumphalis folgen, welche die Kaiser von dem goldenen Thor zu ihrem Palaste führte; wir kommen dann vorbei bei der sogenannten verbrannten Säule, welche Konstantin kurz nach der Erhebung des bisherigen Byzanz zu

seiner Residenz (330 n. Chr.) auf dem nach ihm benannten Forum aufstellte; unter dieser Säule soll Konstantin das heimlich aus Rom entführte Palladium verborgen haben, also das Bild der Pallas, welches vom Himmel gefallen und in Troja als Unterpfand des Bestehens dieser Stadt bewahrt, aber von dort durch Odysseus und Diomedes gestohlen, durch Aeneas nach Italien gebracht und endlich nach Rom gekommen sein sollte; oben auf der Säule stand eine Kolossalstatue des Apollon; aber Konstantin hatte diesem Gott sein eigenes Porträt gegeben und in der Statue ein Stück vom Kreuze Christi angebracht, so daß man ihm lassen muß, daß er tüchtig gearbeitet hat, um Heidenthum und Christenthum und Selbstvergötterung zu verschmelzen.

Das goldene Thor liegt nahe dem Südende der Mauern, welche, in ziemlich gerader Linie von Norden nach Süden sich erstreckend, den Vorsprung zwischen Marmara-Meer und goldenem Horn, auf welchem Konstantinopel liegt, gegen das westliche Festland abgrenzen. Es giebt wohl nicht leicht einen Spaziergang, welcher ergreifender wirkt, als der etwa drei Stunden lange Weg an diesen Mauern entlang. In ihren älteren Theilen auf Theodosius II. (413) zurückgehend, liegen sie mit ihren gewaltigen Thürmen und Wällen ungefähr noch ebenso, wie sie einst von den Osmanen gebrochen sind, nur daß ungeheure Epheumassen den Verfall überwuchern und mitten aus den Mauern uralte Platanen und Steineichen herausgewachsen sind; mit der Trauer dieses Anblicks stimmen zusammen die Cypressen auf den dicht vor den Mauern liegenden türkischen Fried-

höfen; einen seltsamen Kontrast zu der ganzen Scenerie bildeten nur die tanzenden Zigeunerinnen, welche sich um ein Almosen bemühten; sonst herrscht hier die Grabesstille völliger Verlassenheit. Mit besonderem Interesse betrachteten wir am Top Kapu (Kanonenthor) oder der Porta St. Romanus die Stelle, wo der letzte Kaiser von Byzanz den Heldentod erlitt. Konstantin XI., dessen Reich fast nur aus der Hauptstadt, dessen Heer nur aus wenigen Tausenden bestand, hatte erkannt, daß ihm nichts übrig blieb als ein Heldentod; auf diesen hatte er sich tags vorher durch eine Abendmahlsfeier in der Sophienkirche gerüstet und fiel dann tapfer kämpfend; seine Leiche konnte nur an den Schuhen erkannt werden, die er trug.

Wir besuchten die Stätte, wo er begraben liegt, in einem Hofe zwischen den Werkstätten türkischer Handwerker; keine Inschrift zeichnet seine von einem Weinstock überkleidete Grabstätte aus, man ist für die Bestimmung derselben auf die volksthümliche Ueberlieferung angewiesen.

Ich darf hier nicht alle von uns besuchten Bauwerke aufzählen, welche, Denkmäler des Mittelalters, durch die Verwandlung der griechischen in eine mohammedanische Stadt mit einer Art von morgenländischer Romantik überkleidet sind, welche sie der Neuzeit besonders fernrückt. Nur beispielsweise nenne ich die Cisterne des Philoxenos, unter Konstantin d. Gr. angelegt, welche dem Besucher geradezu wie ein märchenhafter Wunderbau erscheint; denn ausgetrocknet und zur Hälfte mit Erde angefüllt, nur durch eine kleine Treppe

zugänglich, welche unter das Straßenpflaster hinunterführt, dazu jetzt als Werkstätte für Verfertigung von Seilen, auch von Silberdraht, benutzt, erscheint sie als ein ganz unmotivirter unterirdischer Bau, welcher von unzähligen Säulen getragen wird — wie man allgemein behauptet, von 1001 Säulen, in Wirklichkeit von 212 Säulen mit Würfelkapitellen.

Aber zu einer Fahrt auf dem Bosporus muß ich den Leser noch einladen, um mit ihm die Grenze des Griechenthums erreicht zu haben. An den glänzenden Palästen der Sultane, Dolma Baghtsche und Tschiraghan an der europäischen und Bejlerbej an der asiatischen Küste fahren wir vorüber; von besonderem Interesse aber erscheint uns die engste Stelle des Bosporus, wo Rumeli Hissar und Anadoli Hissar (das rumelische und das östliche Schloß) einander gegenüber liegen; hier sah der Perserkönig Dareios, den die Gerüchte von dem Goldreichthum der Skythen zu einer Heeresfahrt nach Europa verleiteten, um 513 v. Chr. den Siebenmalhunderttausend zu, welche aus allerlei Völkern und Sprachen seinem Wink folgten, und ließ auf zwei Säulen die Namen der Stämme, die in seinem Heere vertreten waren, in persischer Keilschrift und in griechischer Sprache verzeichnen. — Nachdem sich der Bosporus nördlich von den beiden ebengenannten Schlössern eine Zeitlang wieder verbreitert hat, treten dann die Küsten aufs neue näher zusammen zu einer Meerenge, welche im Alterthum Hieron Stoma, die heilige Mündung, genannt wurde, weil auf dem Vorberg an der asiatischen Küste Jason einen Altar der zwölf Götter baute. Darüber hinaus

liegen die gleichfalls aus der Sage von Jason und den Argonauten bekannten Symplegaden, die beiden Felsen, welche alles zerschlugen, was zwischen sie gerieth; wir verstehen diesen Mythus, indem wir einerseits auf die Klippen hinsehen, welche den letzten Theil der Durchfahrt gefährden, andererseits beachten, wie die beiden Höhenzüge westlich und östlich vom Bosporus sich abwechselnd vor einander schieben. Jenseits jener „heiligen Meerenge" aber erscheint das schwarze Meer. — Außerdem, daß diese Bosporusfahrt eine Fülle von Erinnerungen aus der Sage und Geschichte weckt, bietet sie auch in allen Theilen reichen Naturgenuß. Ich möchte einen Vergleich zwischen dem Rheingau und dem Bosporus wagen. Selbstverständlich muß man sich die Wasserstraße bedeutend breiter vorstellen, als der Rhein es ist, und den größeren Reichthum einer südlicheren Vegetation hinzufügen; den Ortschaften am Bosporus — ich nenne besonders Therapia und Bujukdere — mangelt übrigens nichts an europäischer Reinlichkeit und Bequemlichkeit, sie sind Stätten eines ansprechenden, oft sogar eines glänzenden Wohlstandes.

Am wenigsten konnten wir uns einen Ausflug nach dem oberhalb Skutaris gelegenen Berge Bulgurlu versagen. Zwei reinliche, jugendlich kräftige und schöne türkische Schiffer brachten uns in einem Kaik an die asiatische Küste hinüber; wir mietheten dort wegen der außerordentlichen Hitze einen Wagen und fuhren nach dem Dorfe Bulgurluköi, wo ein Elephant seine Künste zeigte. Dann erstiegen wir den Gipfel des Berges, welcher sich freilich nur 700 Fuß über dem Bosporus

erhebt; im Schatten einiger Platanen konnten wir hier die Herrlichkeit einer Aussicht bewundern, wie wir sie noch nirgendwo gefunden hatten. Gerade vor uns lag jenseits der Meeresstraße Stambul selbst, und zwar zuerst das stimmungsvolle Bild der Seraispitze mit ihren Thürmen und Cypressen, von da sanft ansteigend das Häusermeer der gewaltigen Stadt, überragt von den zahlreichen schlanken Minarets; die Hagia Sophia trat hervor, sowie die noch höhere Kuppel der Suleiman-Moschee; zwischendurch erblickte man auch die lange Reihe der Kuppeln über dem weltberühmten Bazar. Rechts von Stambul sah man das goldene Horn mit seinem Mastenwald; steil hinauf ging es Stambul gegenüber nach Galata und Pera; zwei Bänder lagen über dem goldenen Horn, die von immerwährender Bewegung zitterten, nämlich die beiden Brücken, über welche die Menschenfluth hin und her strömte. Weiter rechts strahlten die weißen Paläste des Sultans am Bosporus, Dolma Baghtsche, wo Abd-ul-Aziz gefangen genommen, Tschiraghan, wo er ermordet wurde und wo sein Nachfolger Murad als irrsinnig eingekerkert gehalten wird; hoch über beiden lag Jildiz-Kiosk, wo der jetzige Sultan zittert, das Los seiner Vorgänger zu theilen; links aber sah man das Marmara-Meer, die Prinzeninseln und fern am Horizont den 8000 Fuß hohen Olympos bei Brussa. Unmittelbar zu unseren Füßen lag Skutari, das alte Chrysopolis; links davon inmitten dieser lachenden Landschaft der einzige tiefdunkle Flecken, nämlich der Cypressenwald des berühmten türkischen Friedhofs, und an der anderen Seite desselben Chalkedon, die

ältere Schwester von Byzanz, die Stadt der Blinden. Chalkedon war nämlich bereits 675 v. Chr. von Megara aus gegründet worden; als dann achtzehn Jahre später die Megarer eine neue Kolonie anlegen wollten und beim Orakel zu Delphi anfragten, wo sie dieselbe gründen sollten, antwortete die Pythia: Gegenüber der Stadt der Blinden. Und die Megarer erkannten, daß sie blind gewesen waren, indem sie zum Orte ihrer ersten Niederlassung die asiatische Küste des Marmara-Meeres anstatt der unvergleichlichen Lage auf dem Vorsprung zwischen dem Marmara-Meer und goldenen Horn gewählt hatten, und gründeten jetzt hier, wie erzählt wird unter der Anführung des Byzas, Byzanz.

Wenden wir diesem unbeschreiblich reichen Landschaftsgemälde den Rücken — so haben wir ein ganz anderes Bild vor uns. Weite unfruchtbare Heide, so fern der Blick schweifen mag; ein paar Wege erstrecken sich wie Fäden über sie hin und verlieren sich am Horizont.

Wie anziehend ist es doch, mit den Blicken und, wohin diese nicht mehr reichen, mit den Gedanken jenen feinen Strichen über die Heide zu folgen! Man würde auf diesen Wegen nach Nikomedeia kommen, das einst eine der prächtigsten Städte der Welt war, und weiter nach Nikaia und so immer tiefer nach Kleinasien hinein und damit in ein Land, das hinsichtlich des Reichthums an historischen Denkmälern kaum hinter Griechenland zurückstehen dürfte.

Und was ich selber denke, wird plötzlich laut aus dem Mund eines meiner Reisegefährten: Wollen wir

nicht all die Pracht dort lassen und hier diesen stillen Weg weiter pilgern?

Und im Genuß verschmacht' ich vor Begierde!

Da steigt vor unserem inneren Auge das Bild einer Stadt auf, deren edle Thürme noch höher ragen als jene Minarets von Konstantinopel, deren Mastenwald noch großartiger ist als derjenige des goldenen Horns; deren Lage sich zwar nicht mit derjenigen von Stambul messen kann — das kann nicht einmal Neapel —, über welche aber die Lieblichkeit gebreitet ist, welche in der Fremde von dem Bilde der Heimath unabtrennlich ist. Wir sind nicht betrübt darüber, den Weg von Konstantinopel nach Hamburg ebenso sch[illegible] zurücklegen zu müssen, wie wir sechs Wochen vorher den Weg von Hamburg nach Brindisi gemacht haben; unsere Maienfahrt durch Griechenland ist zu Ende, aber dieser Mai hat für uns der Blüthen genug gebracht.